This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 887,639

K. K. Kriegs-Bibliothek
X te Abtheilung 245 g
No 132
Kasten 16 SII r 11
Fach 8 Reihe
Registraturs No 1ter Expl.

K. und k. Kriegs-Archiv.

Bibliothek-Abtheilung.

Eintheilung und Buch-Nummer SII r 11

Grundbuch X, 245 g

Exemplar 1.

Karten und Pläne

Abbildungen

Sonstige Beilagen

Seitenzahl

Aus Dienst-Vorschrift v. J. 1889, §. 98:

Nicht-Militärs, ferner Militär-Behörden, Officiere und Militärbeamte außerhalb Wien, haben behufs Entleihung von Büchern die Bewilligung der k. und k. Kriegs-Archivs-Direction einzuholen.

Das Weitergeben von entliehenen Büchern an andere Personen ist nicht gestattet.

Leihzeit 8 Wochen, Verlängerung bei der Kriegs-Archivs-Direction anzusprechen. (Bureaux des Generalstabes und des Reichs-Kriegsministeriums nach Bedarf.)

Beschädigungen, Randbemerkungen verpflichten den Schuldtragenden unbedingt zum Ersatz des Einkaufspreises.

Der k. k. österreichische Feldmarschall

Graf Radetzky.

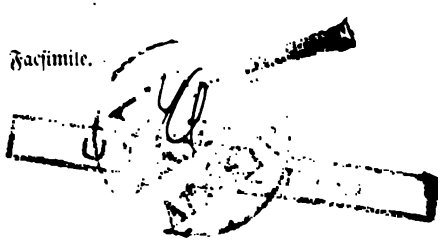
Eine biographische Skizze

nach den eigenen Dictaten

und der Correspondenz des Feldmarschalls

von einem österreichischen Veteranen.

Mit einem Facsimile.



Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1858.

Für Recht und Pflicht das Schwert gezückt,
Den Blick zum Himmel unverrückt,
Beschützend mit der Heldenhand
Den Kaiser und das Vaterland:
Das Herz an Menschenliebe reich,
Ein Kriegs- und Friedensfürst zugleich,
Im Handeln stark, im Strafen mild,
Das ist — Radetzky's Lebensbild.

Deinhardstein.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

[illegible] 1190

Vorwort.

Den Manen des Helden, der in so mancher Schlacht die österreichischen Waffen zu Sieg und Ruhm geführt, und dessen Verlust Kaiser und Vaterland gleich tief empfinden, sind die nachfolgenden Blätter geweiht.

Nur große Zeiten gebären große Männer. Unter letztere zählt der Verstorbene mit vollem Recht. Er reihet sich den größten Kriegshelden Oesterreichs, die vor ihm gewesen sind, würdig an, und behauptet eine der ersten Stellen unter jenen, die den uralt österreichischen Kriegsruhm weit hinaustrugen über die Marken der Monarchie, und ihm die gebührende Geltung verschafften, selbst in den fernsten Zonen.

Das Leben und Wirken des Dahingeſchiedenen fällt in eine der bedeutungsreichſten Epochen. Nur wenige Jahre nach dem Schluſſe des ſiebenjährigen Krieges geboren, und aufgewachſen in einer ſchweren Zeit, ein Schüler und Bewunderer des gelehrten Lacy, ein Liebling des tapfern Loudon, war er Einer der letzten jener Krieger, die noch gegen die Türken gefochten, machte ſämmtliche Revolutionsfeldzüge mit, und ſtand, ausgerüſtet mit den reichſten Erfahrungen, bereits an hervorragender Stelle, als die Befreiungskriege ihren Anfang nahmen.

Keinem hatte die Vorſehung eine erhabenere Miſſion überwieſen. Keinem war es ſo wie ihm vergönnt, dem Dienſte ſeines Kaiſers 72 volle Jahre zu weihen, und keiner hat als ein faſt lebensmüder Greis noch Heere befehligt, um den Treubruch zu ſtrafen und rebelliſche Länder wieder zur Ordnung zurück zu führen.

Groß an Geiſt, erhaben an Sinnesart, unerreicht faſt an Milde und Wohlthätigkeit, kurz eine

kaum zuvor dageweſene Perſönlichkeit, hat er gewaltet nicht wie ein mächtiger Kriegsfürſt, ſondern wie ſein edles Herz es ihm eingab, wie nur Er zu vergeben und zu vergeſſen wußte. Er hat der erſtaunten Welt gezeigt, daß mitten unter Parteihaß und unwürdigen Anfechtungen der wahrhaft große Mann jederzeit groß bleibe, ſo wie daß ein durch ihn ausgebildetes und geleitetes Heer, als Träger jedweder Soldatentugend, ſeinem Kriegsherrn bis zum letzten Lebenshauche jene treue Opferwilligkeit zu bewahren wiſſe, die zu allen Zeiten das ungeſchmälerte Erbtheil des öſterreichiſchen Soldaten geweſen iſt, und das, von ſeinem Geiſt durchglüht, friſch und geſund wie es war, blos und allein in der Einheit und Einigkeit die Aufforderung zu großen Thaten gefunden hat. Nur „in ſeinem Lager war Oeſterreich," wie der vaterländiſche Barde ſo herrlich ſingt. Und dieſes Heer ſtand feſt und unerſchüttert auch in trüber Zeit. Es verlor ſein hohes Ziel nimmer aus den Augen, und fühlte ſich gehoben und beglückt im

Bewußtſeyn innerer Kraft und im Beifall ſeines Kaiſers.

Der Dahingeſchiedene verſtand es meiſterhaft einzugreifen in die Begebenheiten der Zeit, mit ſicherem Blick und feſter Hand. Was er einmal für recht erkannt, davon ließ er nimmer ab. Nur bei ſolchen Geſinnungen war es möglich, daß er eine Revolution bändigte, welche den erhabenen Kaiſerthron mächtig erſchüttert und das Vaterland gegen den Rand des Abgrundes gedrängt hatte. Er war es, welcher einem ſchmachvollen Frieden widerſtrebend, unverrückt feſthielt an der Integrität der Monarchie. Sein Sinnen und Trachten war ausſchließend auf den Ruhm und die Wohlfahrt ſeines Landes gerichtet. Sein erhabener Patriotismus ſprach ſich bei jeder Gelegenheit aus. Seine Treue und Verehrung für das Kaiſerhaus offenbarte ſich in jedem Vorſchlag, in jeder Handlung ſeiner langen Dienſteslaufbahn.

Der Feldmarſchall Radetzky hat den Thron ſeines jungen Kaiſers und Herrn auf neuen und

mächtigen Grundlagen errichtet und wesentlich gekräftigt, indem er selben in einer eben so treuen als tapfern Armee jene mächtigen Stützen schuf, welche ihn allen Stürmen kommender Zeiten trotzen lassen.

Groß und erhaben im Rath wie am Tage der Schlacht, war er eine antike Größe, die zur Bewunderung und Nachahmung hinreißt. Und als die ihm von Gott übertragene Mission erfüllt war, und er die Segnungen noch erblickt hatte, die seines gütigen Kaisers milde Hand über die ihm von der Vorsehung anvertrauten Millionen verbreitete, stieg er, ein ungewöhnlich hochbetagter Greis, als dieses Kaisers treuester Diener, als Oesterreichs erster und ältester Soldat, umstrahlt von unvergänglichem Kriegsruhm, in die Gruft.

Die Radetzky-Literatur ist bereits von ziemlichem Umfang, entbehrt aber nichts desto weniger noch immer der Vollständigkeit und Genauigkeit.

Was wir hier bieten, trägt den Stempel der Authenticität. Denn der Verblichene hat uns

nicht bloß einen Abriß seines vielbewegten Lebens in die Feder diktirt, sondern auch am Ende die ganze Handschrift für die ersten fünf Perioden nochmals durchgesehen und eigenhändig verbessert. Zudem war uns dessen ganze Privatkorrespondenz zugänglich und nicht eine wichtige Zeitfrage, nicht Eine uns näher angehende Begebenheit blieb unbesprochen. Der Leser findet deßhalb häufig nicht bloß den Ideengang des Dahingeschiedenen, sondern selbst seine eigenen Worte wieder.

Wir nennen die vorliegende Arbeit bloß eine Skizze, weil wir fühlen, daß eine umfassende Schilderung des Lebens und Wirkens eines so seltenen, so reich begabten Geistes, bei weitem unsere Kräfte übersteigt, daher einer gewandteren Feder vorbehalten bleiben muß. Man hat sich eben darum vorzugsweise an die Persönlichkeit des Feldmarschalls gehalten, und von den Schlachten und Feldzügen, die er mitgefochten und worin ihn der Himmel so wunderbar beschützte, blos dasjenige aufgenommen, was zum allgemeinen

Verſtändniß nothwendig ſchien, oder was, als Ausfluß der Anſichten und Beurtheilung des Verblichenen, in keiner Weiſe unterdrückt werden durfte.

Als uns der Feldmarſchall vor Jahren das nie genug zu würdigende ehrenvolle Vertrauen ſchenkte, ſeine Biographie dereinſt veröffentlichen zu dürfen, ſtellte er vor allem die Bedingung, daß ſolches erſt nach ſeinem Hintritte geſchehe. Wir haben dieſen Verpflichtungen gewiſſenhaft entſprochen.

Nunmehr aber, wo das Grab ſich über ihm geſchloſſen, wollen wir auch keine Minute länger anſtehen, jener tiefen Verehrung würdevollen Ausdruck zu geben, die dem großen Todten jeder Einzelne nicht nur im Heer und Geſammtvaterland, ſondern ſelbſt weit über des Kaiſerſtaates Grenzen hinaus, jedes für das Hohe und Ritterliche empfängliche Gemüth, vorzugsweiſe aber jeder Soldat, er möge was immer für einer Armee angehören, ſtets bewahren wird und bewahren

Graf Radetzky.

Erste Periode.

Von der Geburt des Feldmarschalls bis zur Schlacht von Marengo
(1766 bis 1800).

Die Familie Radetzky von Radetz oder Radecz ist erweisbar aus Oberungarn nach Böhmen eingewandert, woselbst sie schon im 13. Jahrhundert erscheint.

Johann Radetzky von Radetz und Trnow erhielt am Freitag vor Misericordia 1329 zu Prag, vom Böhmenkönig aus dem luxemburgischen Hause, eine Bestätigungsbulle seines Adels und Wappens.

Als Ahnherr in Böhmen gilt ein Heinrich Radetzky. Er war vermählt mit Elisabeth Zapska von Zapa.

Der böhmische Familiensitz, die Burg Radecz oder Hradetz, lag im Bidschower-Kreis unweit Smikow, und wurde schon im 15. Jahrhundert zerstört. Auch ein Dorf Hradecz kommt in den alten Salbüchern und andern

Urkunden vor. Przibislaw Radetzky erbaute im 14. Jahrhundert die Kirche in Chomuticz.

Von jener Zeit blieb das Patronatsrecht derselben bei der Familie Radetzky. Diese verschwägerte sich nach und nach vorzugsweise mit den Geschlechtern der Kaunitz, Waldstein, Heußenstamm, Briamont, Deym, Ogylvy, Straka von Nedabielitz, Weitmühl, Arco, Khuen von Belassy, Engl von Englflüß und andern.

Das Familienwappen der Radetzky ist äußerst einfach. Ein von oben nach unten gleich getheilter Schild, das rechte Feld roth, das linke blau. Durch beide Felder greift nach der Diagonale eine silberne Schaufel.

Der Ahnherr des Hauses soll, in Zeiten einer schweren Hungersnoth, der armen Bevölkerung durch großartige Bauunternehmungen Unterhalt verschafft haben. Daher die Schaufel.

Johann Georg Radetzky von Radetz, königlicher Hauptmann des Kaurzimer-Kreises, wurde am 20. Februar 1684 in den Freiherrnstand, und Wenzel Leopold, k. k. Kämmerer, am 27. April 1764 durch die große Maria Theresia in den Grafenstand erhoben.

Die Urgroßeltern des Feldmarschalls waren: Peter Eusеb Freiherr von Radetzky und Johanna Polixena Gräfin von Heußenstamm. Seine Großeltern aber: Wenzel Leopold (erster) Graf von

Radetzky und Anna Veronika Brzensky von Prorubic. Der Vater des Verewigten, Peter Eusеb, k. k. Kämmerer, war als Hauptmann aus der Armee getreten und hatte sich auf seine Besitzung Trzebnitz im ehemaligen Berauner-Kreis zurück gezogen, wo er sich mit einer Tochter des Freiherrn Ignaz Bechinie von Lazan und dessen Gemahlin, einer Gräfin von Wiesznik, verehelichte. In Trzebnitz wurde der Feldmarschall am 2. November 1766 geboren.

Die noch vorhandene Taufurkunde sagt: „Am 4. November 1766 wurde in der Hauskapelle des Schlosses Trzebnitz durch den hochwürdigen Herrn Josef Mayer, Dechant und Distriktsvikar, getauft: Johann Josef Wenzel Anton Franz Karl, ehelicher Sohn des hochgebornen Herrn Peter Eusеb, Grafen Radetzky von Radetz, Herr auf dem Gute Trzebnitz, und seiner hochgebornen Ehefrau, Maria Venancia, gebornen Freiin Bechinie von Lazan. Dessen Pathe war: der hochgeborne Herr Wenzel Graf Radetzky von Radetz (Großvater des Täuflings); Zeugen und Stellvertreter des gräflichen Pathen waren: der hochgeborne Herr Franz Graf von Götz, Herr auf Suchdoll und Krchleb, mit der hochgebornen Frau Franziska Freiin Bechinie, gebornen Gräfin Wiesznik (die mütterliche Großmutter). Geboren wurde derselbe am 2. November."

Einige behaupten, der Knabe habe im Zeichen des Schützen das Licht der Welt erblickt, was auf seine künftige Lebensrichtung vorwiegenden Einfluß genommen. Wir lassen solches dahingestellt seyn. Gewiß ist es aber, daß er schon im zartesten Kindesalter eine entschiedene Vorliebe für einen Stand äußerte, zu dem er auch allein geboren, und bestimmt war, dereinst dessen Zierde zu bilden.

Im Alter von sechs Jahren bereits zur vaterlosen Waise geworden, kam der Knabe Anfangs in das Haus seines Großvaters, und nach dessen Tode ins Theresianum zu Brünn, an dessen Spitze damals der Freiherr von Stillfried stand. Hier entwickelte er bald den Sinn für ernste Studien und war allgemein beliebt durch seinen musterhaften Gehorsam. Aber schon in der ersten Zeit seines Eintrittes ins Theresianum ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit die künftige Standeswahl des jungen Grafen bestimmen. Die Erzählungen von den Thaten der großen Kriegshelden, die alten Heldenbücher und Lebensbeschreibungen berühmter Heerführer waren seine einzige Erholung. Was ein Montecucoli, Lothringen, Veterani, Rabutin, ein Eugen, Marlborough, Türenne, ein Markgraf von Baden, ein Villars, Catinat, ein Mannsfeld, Wallenstein, Tilly, ein Friedrich der Große, ein Loudon u. A. gethan, wußte er bald an den Fingern herzuzählen. Sein lebhafter und früh geweckter Geist schweifte weit über die enge Schulstube

hinaus auf die Schlachtfelder alter und neuer Zeit; er labte sich an den Schilderungen der Kriege eines Philipp von Macedonien, eines Alexander, Hannibal, Scipio und Cäsar, und es war nichts Seltenes, ihn zu sehen, wie er, statt mathematischer Figuren, die Grundlinien und Umrisse von Befestigungen auf seine Schultafel kritzelte. Schon damals versuchte er sich in einzelnen Schilderungen von Gefechten und Feldzügen. Die Leibesübungen zog er allen Studien vor, und in kurzer Zeit galt er für einen eleganten und kühnen Reiter, für einen gewandten Fechter, Schwimmer und Tänzer. Ueber alles ging ihm ein flinker Husar, ein hochgewachsener Grenadier, sowie der Donner des Geschützes, ein Feldmanöver, eine große Parade oder eine Leichenfeier. Bei solchen Dingen fehlte er nie, wenn es anders seyn konnte.

Der Jüngling hatte das 17. Lebensjahr hinter sich, als das Theresianum eine veränderte Gestalt erhielt und nach Wien übersetzt wurde. Er ergriff diesen Anlaß, um jener Neigung zu folgen, die sein ganzes Seyn so mächtig erfaßt hatte, und trat am 1. August 1784 als Privatkadet, gegen Erlag des Monturgeldes, in das zweite Küraſſier-Regiment (Karamelli), dazumal zu Gyongyös in Ungarn dislocirt. Noch im spätesten Alter erinnerte sich Radetzky gerne an jene Zeit, wo ihn sein würdiger und ihm wohlwollender Oberst in der Hippologie unterwies, und, wie er oft erzählte, gewöhnlich zu sagen pflegte:

„Ihr jungen Grasteufel betrachtet immer das Pferd zuerſt beim Kopf. Mit den Füßen muß man beginnen.“

Am 3. Februar 1786 rückte Radetzky zum Unterlieutenant vor.

Am 11. November 1787 wurde er in ſeinem Regimente zum Oberlieutenant befördert.

Als ſolcher marſchirte er beim Ausbruch des Türkenkrieges an die untere Donau und machte die drei Feldzüge bis zum Frieden von Sziſtow (4. Auguſt 1791) bei der Hauptarmee, jedoch zumeiſt als Ordonnanzoffizier des Feldmarſchalls Grafen Lacy mit. Er wohnte den Belagerungen von Berbir und Belgrad bei, und focht mit ſeinem Regiment tapfer auf dem Rückzug von Illowa nach Karanſebes. Mit beſonderer Auszeichnung benahm er ſich hier gegen die wiederholten und überlegenen Angriffe der türkiſchen Spahis.

Die Nähe des großen Lacy konnte nicht verfehlen, eine entſchiedene Wirkung auf den ſtrebſamen Geiſt des jungen Mannes zu üben, der die ihm gebotene Gelegenheit zu höherer Ausbildung ſo trefflich zu benützen verſtand, daß er ſich bald durch raſche Auffaſſung und waghalſige Kaltblütigkeit bemerkbar machte, und für einen zu großen Hoffnungen berechtigten Offizier angeſehen wurde.

Die kurze Friedensepoche vom Ende des Türkenkrieges bis zum Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges verlebte Radetzky bei ſeinem Regiment in Böhmen,

wo er vorzugsweise der Pferdekenntniß, Reitkunst und dem Exerziren oblag. Nebenher trieb er auch Geographie, Kriegsgeschichte und Befestigungskunst.

Als der Krieg ausgebrochen war, ging er in die Niederlande ab, und kam als Ordonnanzoffizier zum Feldmarschalllieutenant Baron Beaulieu, welcher damals bei Arlon in Luxemburg schon die niederländische Grenze deckte. Mit der ihm angebornen Findigkeit und rastlosem Eifer entledigte sich Radetzky, zur allgemeinen Zufriedenheit, gleich beim Beginn des Feldzuges verschiedener eben so schwieriger als gefahrvoller Aufträge.

Die alte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen trat beim Beginn des Revolutionskrieges neu hervor und ist die Hauptursache der in spätern Jahren über Deutschland hereingebrochenen Unfälle. Schon im Mai 1793 äußerte der Feldmarschall Möllendorf: „man müsse auf der strengsten Defensive bleiben, und es sey Preußens Interesse völlig entgegen, etwas zu wagen."

Als am 22. Juli 1793 Mainz und am 28. Juli Valenciennes fielen, wollten Manche das Erstere als eine spezifisch preußische, das Andere als eine spezifisch österreichische Eroberung ansehen.

Im Gefechte bei Arlon (16. und 17. April 1794) durch welches Feldmarschalllieutenant Baron Beaulieu zum Rückzug auf Luxemburg gezwungen wurde, fand Radetzky abermals Gelegenheit, sich hervorzuthun. Später wurde

er ins große Hauptquartier nach Catillon geſendet, um unter Darlegung von Beaulieu's Lage, deſſen Rückzug ins Merſcherthal zu entſchuldigen.

Als vor der dritten Schlacht zum Erſatz von Charleroi (bei Fleuri 26. Juni 1794) im großen Hauptquartier der Alliirten nicht bekannt war, ob die Feſtung ſchon gefallen ſey, oder ſich noch halte, durchſchwamm Radetzky, der ſich hiezu freiwillig erboten, nur von drei Mann Wurmſer Huſaren und drei Mann Erzherzog Franz Küraſſier begleitet, in der Dunkelheit des 25. die Sambre, kehrte auf demſelben Weg zurück, und meldete dem Feldmarſchall Prinzen Joſias von Koburg, daß Charleroi bereits vom Feind beſetzt ſey. Die Schlacht, welche als nächſten Zweck den Entſatz dieſes Kriegsplatzes hatte, wurde nun abgebrochen und der Rückzug auf Mons und Brüſſel angetreten.

Noch am Abend ſeines Lebens verweilte der Feldmarſchall gerne bei dieſer kühnen Waffenthat ſeiner Jugend. Er hatte ſich jeden einzelnen Umſtand dabei mit ſolcher Friſche bewahrt, daß man ſelbſt ein halbes Jahrhundert ſpäter ſich noch völlig in den Moment zurück verſetzt ſah, in welchem die That geſchehen war.

Noch in der Schlacht am 26. Juni, wo Radetzky zwei leichte Kopfbleſſuren erhielt, war er zum zweiten Rittmeiſter (jedoch mit dem Rang vom 9. Auguſt) avancirt, und zwar wie der Armeebefehl lautete: „für

bewiesene Auszeichnung.“ Allein nach sieben Dienstjahren als Oberlieutenant konnte er diese Beförderung um so weniger für eine Bevorzugung ansehen, als der eben dazumal gebliebene Rittmeister Baron Pfefferkorn eine Vakanz eröffnete, und ihm diese, als rangsältesten Oberlieutenant, ohnehin das Avancement bringen mußte.

Am Schlusse des Jahres 1794 waren wieder alle Festungen auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Luxemburg, in den Händen der Franzosen und die Armee des Herzogs von York nach England zurück gegangen.

Im Feldzuge 1795 diente Radetzky unter dem Feldzeugmeister Grafen Clerfayt am Rhein. Beim Sturm der Mainzer Schanzen am 29. Oktober bestimmte ihn der Oberst Fleischer des Generalquartiermeisterstabes als Führer der fünften Colonne, wobei er einen leichten Prellschuß am linken Schenkel erhielt.

Am 5. April 1795 schloß Preußen zu Basel seinen Separatfrieden mit der französischen Republik, erkannte selbe an, und trat alle preußischen Gebietstheile am linken Rheinufer bis zum allgemeinen Frieden an Frankreich ab. Dadurch wurden die bisherigen Verhältnisse des Krieges wesentlich verändert. Die traurigen Folgen von Preußens Neutralität empfand man freilich bald am meisten in Berlin selbst. Wir lassen hierüber einen Preußen reden, dessen Urtheil begreiflicher Weise am schwersten ins Gewicht fallen muß. Es ist dieß der preußische General der

Infanterie Ludwig von Reiche, ein hochverdienter und gebildeter Soldat, der in seinen Memoiren ungefähr folgendes sagt: [1] „Preußen verzichtete durch seinen Separatfrieden von Basel leider, gegen den kleinen Gewinn, von den Kriegskosten einstweilen befreit zu werden, auf die seiner Macht gebührende Stellung, das nordwestliche Deutschland gegen den Reichsfeind kräftigst zu schützen. Wohl ward es deßhalb vielfach geschmähet und that sich selbst im eigenen Land eine Mißstimmung kund. Doch machten kurzsichtige und wenig erleuchtete Rathgeber, die in den Fragen der Politik nicht einig waren, und solche auch nicht zu würdigen wußten, den König, dessen zu weit gehender väterlicher Sinn den Unterthanen neue Lasten nicht auflegen wollte, unsicher und in seinen Entschlüssen schwanken. Daher kam es, daß Preußen, auch als nach Aufhebung des Rastadter Kongresses der Krieg wieder ausbrach, sich nicht entschließen konnte, Oesterreich und Deutschland beizustehen, und als es endlich, bei den glücklichen Erfolgen der Coalition gegen Frankreich, und vorzüglich auf Andringen Rußlands, auf dem Punkt stand, seine Neutralität aufzugeben, wurden die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden geliefert.

„Das schwankende und unschlüssige Benehmen Preußens

[1] Memoiren des königl. preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche, herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien, Hauptmann u. s. w. 2 Bände. Leipzig 1857. F. A. Brockhaus.

grenzte an Schwäche. Man wollte den König glauben machen, daß es im preußischen Interesse liege, sich an Frankreich zu schließen. In dem gewaltigen Kampf mit einer Revolution hatte man nichts gelernt und kehrte zu den alten Spielereien und Plackereien zurück, als hätte man nichts zu vergessen, nichts zu verbessern. Altes und Neues lagen im Hader. Eine veraltete Diplomatie und verknöcherte Exerzirreglements siegten abermals über die frische Gegenwart."

Bevor noch der Winter eintrat, eröffnete sich dem thatendurstigen Offizier ein erweiterter Wirkungskreis auf einem für ihn ganz neuen Kriegsschauplatz, von welchem er dazumal schwerlich ahnte, daß mehr als ein halbes Menschenalter später er fast auf denselben Feldern sich mit Ruhm bedecken und ein tapferes Heer siegreich gegen einen treulosen König anführen werde.

Der zum Oberbefehlshaber der k. k. österreichischen Armee in Italien ernannte Feldzeugmeister Baron Beaulieu, freilich damals schon ein 70jähriger Greis, aber durch Kenntniß und Muth ausgezeichnet, nahm seinen vormaligen Ordonnanzoffizier als Adjutanten dahin mit. Im Februar 1796 traf Radetzky im Hauptquartier zu Pavia ein.

Der Feldzug dieses Jahres in Italien, wo die österreichische Tapferkeit gegen das bitterste Mißgeschick ankämpfte, während ein jugendlicher feindlicher Feldherr, voll

Ruhmbegier und reich an Mitteln, die ihm sein schöpferischer Geist an Handen gab, das Glück zwang, zu ihm zu stehen, gehört unstreitig zu den denkwürdigsten Ereignissen an der Neige des abgewichenen Jahrhunderts und verdient deßhalb die ernsteste Aufmerksamkeit.

Schon beim Beginn desselben durfte man für die österreichischen Waffen wenig Erfolgreiches hoffen. Feldzeugmeister Beaulieu stand in einem ihm gänzlich unbekannten Land einem Bonaparte gegenüber, der an energisches und unabhängiges Handeln gewohnt, auch zumeist über die Sympathien der Bewohner verfügte, und mit seinen jungen ehr- und beförderungssüchtigen Generalen Dinge unternehmen konnte, welche Beaulieu, im Gefühl seiner Verantwortlichkeit, seiner Abhängigkeit vom Hofkriegsrath und der geringen Befähigung mancher seiner Generale sich nicht einmal träumen lassen durfte. An der Seite des österreichischen Feldherrn stand der von ihm sich zum Generalquartiermeister erbetene Oberstlieutenant Zach. Die übrigen Offiziere des Generalquartiermeisterstabes waren ziemlich zahlreich.

Im Hauptquartier selbst befanden sich der Major Auracher von Aurach, dann die Hauptleute Mumb und Richter, beide als höhere Generale schon vor langen Jahren verstorben.

Die Aufstellung der k. k. Armee begann am Var, und lief, auf einer Ausdehnung von etwa 15 deutschen Meilen,

über die zahllosen und rauhen Abfälle des Apennin bis ins Genuesische. Daß man diese lange Linie mit 57,000 Mann kaum zu halten im Stande seyn werde, leuchtete jedem denkenden Soldaten ein.

Der die 20,000 Piemontesen und 5000 Mann Hilfstruppen befehligende Feldmarschalllieutenant Baron Colli stand im Rufe der Zweideutigkeit. Auch zweifelte man stark, und nicht ohne Grund, an der Aufrichtigkeit des Turiner Hofes. Darin wurde man noch durch den Umstand bestärkt, daß man dort, ganz im Geist eines Viktor Amadeus, und der von ihm befolgten Politik, den würdigen Beaulieu unter allerlei Vorwänden zu hindern wußte, mit dem König von Sardinien selbst, und zwar in dessen Hauptstadt, die nöthigen Verabredungen für den bevorstehenden Feldzug zu treffen. So kam es, daß gar kein Operationsplan mit dem sardinischen Ministerium, auch keine Voranstalten für den Krieg gemacht worden waren, und man in den ersten Tagen des April, wo die Jahreszeit besser ward, die Feindseligkeiten eröffnete ohne das Was? und Wie? festgestellt zu haben.

Unter den 57,000 Streitern mit 148 Geschützen gehörten bloß 32,000 Mann der k. k. Armee an. Allein auch diese hatten, gleich den Alliirten, kein Vertrauen in ihre Führer und erwarteten ernst und resignirt, was die Zukunft über sie verhängen würde. Der Feldzeugmeister Baron Beaulieu entbehrte somit schon von

Hauſe aus des wichtigſten Faktors bei jeder Kriegsunternehmung.

Die Vorrückung über die liguriſchen Gebirge auf Voltri (10. April) hatte zum Zweck, dem feindlichen Obergeneral Scherer die Verbindung mit dem neutralen Genua abzuſchneiden und ihn längs der Küſte an den Var zu drängen. Bei dieſer Rechtsſchwenkung, welche in einem ſolchen Terrain ſelbſt mit den geſchulteſten Truppen ein überaus ſchwieriges Unternehmen bleibt, ſollte Feldmarſchalllieutenant Colli mit 12,000 Mann den Col de Raus feſthalten, Feldmarſchalllieutenant Graf Argenteau aber, als äußerſter rechter Flügel, Montenotte beſetzen. Zwiſchen beiden erhielt Generalmajor Vukaſſowich die Verbindung. Man gedachte den rechten Flügel des Feindes mit allem Nachdruck anzugreifen, ſelben auf ſein Zentrum zu werfen und in dieſer Art die feindliche Linie bis an ihren linken Flügelſtützpunkt aufzurollen. Zachs mathematiſche Berechnungen waren ganz richtig; nur Schade, daß im Kriege derlei regelrechte Entwürfe häufig mißlingen, wenn man Boden- und ſonſtige Verhältniſſe dabei unberückſichtigt läßt.

Man vertrieb die Brigade Cervoni (Diviſion Laharpe) aus Voltri und verfolgte ſelbe bis Savona. Bei dieſer Gelegenheit führte Radetzky eine der Angriffskolonnen und wurde dafür auch in der Relation belobt. Allein am 12. griff der Feind die 3000 Mann unter

Feldmarschalllieutenant Graf Argenteau bei Montenotte, somit den rechten Flügelstützpunkt Beaulieu's an und drang in dessen Rücken vor.

Der Feldmarschalllieutenant Colli wurde am 13. durch 10,000 Franzosen unter Augereau bei Millesimo und Cossaria geschlagen und gesprengt. Die Piemontesen flohen über Ceva und Mondovi nach Fossano, und schon am 28. April schloß der König von Sardinien einen Waffenstillstand mit der französischen Republik, wornach Piemont seine 20,000 Mann nach Hause rief, dem General Scherer die Citadelle in Ceva, dann Cuneo und Tortona überlieferte und der Poübergang bei Valenca, völlig im Rücken der Oesterreicher und auf ihren Operationslinien, den Franzosen anstandslos verwilligt wurde. So handelte das Haus Savoyen schon in jenen Tagen!

Dadurch sah sich Beaulieu, schon 14 Tage nach Eröffnung des Feldzuges, wieder in die Defensive geworfen, und ging durch die Bochetta auf Acqui. Zwar versuchte er, mehr kühn als klug, noch einmal einen Angriff auf Montenotte; jedoch mancherlei Fehler im Detail der Ausführung und ein Mißverständniß im Datiren der betreffenden Disposition, wurden Ursache, daß man nur vereinzelte, somit schwache Schläge gegen den kompakten Feind führte und gar kein Resultat erzielte.

Kaum hatte Feldzeugmeister Beaulieu am 2. Mai noch mit heiler Haut bei Valenca das linke Poufer

erreicht, als auch die Republikaner schon die reichen Fluren am rechten Ufer überschwemmten, und für ihre Zwecke ausbeuteten.

An Scherers Stelle war Bonaparte getreten, welcher am 7. Mai bei Piacenza über den Po ging. Im Verfolg des unglücklichen Gefechtes, welches Generalmajor Liptay am 8. Mai bei Fombio und Codogno lieferte, und in Anbetracht der Stimmung im Lombardischen mußte Beaulieu bei Lodi hinter die Adda zurückweichen. An der Brücke über diesen Fluß fand am 10. Mai jenes bekannte Gefecht statt, welches ruhmredige Schriftsteller und emphatische Armeebulletins als eine Schlacht darzustellen versucht haben, die nicht nur in Kupferstichen und Gemälden, sondern sogar in Erz und Stein verewigt worden ist. Wenn man aber die Memoiren des Herzogs von Ragusa gelesen hat, so wird man darüber vollkommen enttäuscht, und weiß, was es mit derlei Angaben für ein Bewenden habe. Die Schlachten von Marengo und Arcole liefern dazu würdige Seitenstücke, und wir empfehlen daher „Marmonts Denkwürdigkeiten," weil selbe trotz ihrer bisweilen unverbürgten Angaben doch auch wieder einzelne Streiflichter auf so vieles werfen, was bisher in anderer Fassung zu unserer Kenntniß gelangte.

Bonaparte besetzte die Metropole der Lombardie und blokirte das dortige Kastell, zwar ein massives aber

sehr schlecht befestigtes Bauwerk, von dem französische Autoren jener Zeit reden, als ob es eine feste Citadelle gewesen wäre. Es ergab sich erst am 29. Juni.

Beaulieu war hinter den Oglio und bald auch hinter den Mincio gegangen. Das Hauptquartier kam nach Valleggio. Die feindliche Armee überschritt gegen Ende Mai die Adda, den Oglio und die Chiese, und rückte an den Mincio. Die Aufstellung, welche Zach gewählt hatte, war eben nicht die glücklichste. Der Geist des Generalquartiermeisters schien durch falsche Nachrichten und eine baare Unkenntniß über alles, was beim Feind vorging, gänzlich befangen.

Die damalige Lage der Armee hat große Aehnlichkeit mit jener des Jahres 1848. Aber die handelnden Personen waren Andere, der Geist des Heeres ein ganz verschiedener.

Die nur 20,000 Streiter zählende Armee stand vom Gardasee bis in die Nähe von Mantua, somit auf ungefähr acht Stunden Länge, und zwar ohne alle wechselseitige Verbindung, in einzelnen größeren oder kleineren Gruppen, nach dem leidigen Prinzip: Alles decken zu wollen. Generalmajor Liptay mit 4500 Mann lagerte bei Peschiera, Feldmarschalllieutenant Sebottendorf mit 6000 Mann im Zentrum bei Valeggio, und Feldmarschalllieutenant Colli mit 5000 Mann bei Goito. Für diese in erster Linie hinter dem Mincio aufgestellten

15,500 Mann beſtand eine 4500 Mann betragende Reſerve bei Olioſi. Ein Blick auf die Karte lehrt, mit welcher mathematiſchen Genauigkeit der gelehrte Chef des Generalſtabes dieſe Kräftenvertheilung getroffen hatte, die einem Clauſewitz und überhaupt allen Jenen, welche den richtigen Prinzipien der Flußvertheidigung huldigen, einen Schrei des Entſetzens entlockt haben würde.

Der Feldzeugmeiſter Beaulieu lag krank zu Valeggio und hatte an dieſer Kräftenverſplitterung kein Theil.

Sein Stellvertreter, Feldmarſchalllieutenant Baron Melas, geſtattete dieſe Kordonſtellung. Es darf ſomit auch gar nicht befremden, wenn der raſch und ziemlich verdeckt anrückende Gegner auf keinen nachhaltigen Widerſtand ſtieß und am 30. Mai den Mincio bei Monzambano und Valeggio forcirte.

Der Feldzeugmeiſter Beaulieu dankte ſeine perſönliche Rettung nur der aufopfernden Hingebung und ſtandhaften Ausdauer ſeines Adjutanten Radetzky. Denn nur dadurch fand der im Bett liegende Kranke die nöthige Zeit, in Sicherheit zu gelangen. Radetzky wußte nämlich im Vereine mit zwei erprobten und ihm theuern Waffenbrüdern (dem Rittmeiſter Grafen Almaſy von Erzherzog Joſeph-Huſaren, und dem Oberlieutenant Anton Grafen Hardegg-Glatz von Merveldt-Uhlanen) die vor Borghetto aufgeſtellte Huſarendiviſion unter dem Major Hertelendy durch Wort und Beiſpiel zu

begeiſtern. Dieſe ſchwache Truppe, unterſtützt von einer Kavallerie-Batterie, verrichtete Wunder der Tapferkeit und hielt den Feind geraume Zeit auf. Endlich wurde aber auch ſie von einer mehr denn zehnfachen Uebermacht geſprengt. Die Batterie ging verloren. Die Franzoſen drängten mit allem Ungeſtüm auf die Brücke los und beſetzten dieſelbe. In der Unmöglichkeit, hier noch durchzukommen, und feſt entſchloſſen, der Gefangenſchaft zu entgehen, faßte Radetzky einen raſchen und hochherzigen Entſchluß und warf ſich in den Fluß. Sein braves Pferd trug ihn glücklich an's jenſeitige Ufer. Von den vielen Kugeln, welche ihm die feindlichen Voltigeure nachſendeten, als er durch den Mincio ſchwamm, hatte ihn trotz der großen Nähe auch nicht eine einzige getroffen.

Feldmarſchallieutenant Baron Melas führte die Trümmer der k. k. Armee ins Etſchthal auf Roveredo und Caliano. Die Diviſion Maſſena beobachtete dieſelbe in der Linie von Verona über Rivoli und die Madonna della Corona. Der Generallieutenant Serrurier blokirte ſeit 5. Juni Oeſterreichs Hauptbollwerk in Italien, die Feſtung Mantua.

Schon am 29. Mai war Radetzky zum Major im Pionnierkorps befördert und mit Errichtung eines aus Italienern zu bildenden Pionnierbataillons beauftragt worden. Es war dieß Beaulieu's letzter Vorſchlag, welchen er vor ſeinem Abgehen vom Kommando noch

gemacht und in Wien auf das Wärmſte bevorwortet hatte. Er übergab am 21. Juni an den Feldmarſchalllieutenant Baron Melas den Oberbefehl der Armee in Italien, und verlebte den Reſt ſeiner Tage auf ſeiner Beſitzung unweit Linz in philoſophiſcher Zurückgezogenheit und in Betrachtungen über die Wandelbarkeit alles Erdenglückes. Vielleicht hatte niemand dazu mehr Urſache, als dieſer ehrenwerthe Veteran, der überaus ſchmerzliche Verluſte erlitt. Sein einziger (Adoptiv-) Sohn ſtarb als Major. Sein ſchönes Schloß mit allen und ſo bedeutenden Kunſtſchätzen war ſchon durch die Brabanter Inſurgenten beim Beginn der Revolution eingeäſchert worden. Ja der mit unerſchütterlicher Treue am Kaiſerhaus hangende General mußte noch erleben, daß auch ſein letzter Aufenthalt von den Verheerungen des Krieges nicht verſchont blieb. Der edle Wallone war gezwungen, in ſeinem eigenen Hauſe die Offiziere eines Mannes zu bewirthen, deſſen Namen er nur mit Widerwillen ausſprechen hörte.

Beaulieu ſtarb, 94 Jahr alt, am 22. December 1819 zu Linz. Sein edler Charakter erwarb und bewahrte ihm die Achtung der Welt. Er hatte noch die Freude, ſeinen Radetzky auf hoher militäriſcher Stufe zu erblicken und ſich mit ihm zuweilen in den Erinnerungen einer ſchwer durchlebten Vergangenheit zu ergehen.

Seine Majeſtät der Kaiſer hatte, wie bekannt, dem Feldmarſchall Grafen Wurmſer den Oberbefehl der

Armee in Südtirol übertragen und auch das ganze Hauptquartier neu besetzt. Bis zu der am 26. Juni erfolgten Ankunft des neuen Oberfeldherrn leitete der nicht volle dreißig Jahre zählende Major Graf Radetzky sowohl die operativen als auch die Detailgeschäfte der Armee, und selbst noch später wurde ihm der Armeedetaildienst neben der gleichzeitigen Formation seines Pionnierbataillons aufgebürdet.

Aus der Geschichte des Feldzuges 1796 in Italien ist bekannt, daß zum Entsatz von Mantua die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht wurden und, viermal versucht, jederzeit scheiterten, leider nicht an der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, sondern an der Unfähigkeit einzelner Führer. Das k. k. Heer hatte sich wieder ergänzt.

Am 29. Juli begannen 47,000 Mann jene unglückliche Vorrückung zu beiden Seiten des Gardasees durch das Etsch- und Chiesethal, welche, nach den Gefechten bei Rivoli, Salo, Lonato und Gavardo, dann der Schlacht bei Castiglione (5. August), ungerechnet mancher anderer Fehler, den Feldmarschall Wurmser zum Rückzug auf Trient zwangen. Damit endete der erste Entsatzversuch, der ungefähr 12,000 Mann kostete und trotz seiner fehlerhaften Anlage immerhin hätte gelingen können, falls der Feldmarschalllieutenant Quosdanovich mit höherer Einsicht und Energie begabt gewesen wäre.

Bonaparte entsendete mittlerweile über den Po, schuf dort verschiedene kleine Freistaaten und begnügte sich mit der einfachen Blokade von Mantua, seit das ganze in Ferrara und andern Orten zusammengebrachte Belagerungsgeschütz bei einem Ausfall in die Hände der tapfern Garnison gefallen war.

Die Divisionen Massena und Gardanne standen bei Rivoli und im Etschthal gegen die k. k. Armee bei Trient.

Etwa fünf Wochen später fand der zweite Entsatzversuch statt. Der Feldmarschalllieutenant Baron Lauer des Ingenieurkorps hatte dazu den Plan entworfen, und viele schüttelten den Kopf, indem sie meinten: „So etwas sey des Ingenieurs Sache nicht.“ Die Hauptoperationslinie lief dießmal im Brentathal. Nur Feldmarschalllieutenant Davidovich sollte mit einem Korps längs der Etsch vorgehen.

Aber Bonaparte kam seinen Gegnern in Ergreifung der Offensive zuvor. Nach den unglücklichen Gefechten bei Cerea und Castellaro und dem Vorfall bei San Giorgio unter den Kanonen von Mantua am 15. Oktober sah sich Feldmarschall Wurmser von Tirol abgeschnitten und gezwungen, mit seinen 20,000 Mann in jener Festung Schutz zu suchen, die er zu entsetzen gekommen war.

Noch an demselben Abend war Radetzky befehligt worden, in der Eile einige Verschanzungen bei San Giorgio

durch seine Pionniere aufwerfen zu lassen. Als er die Umgegend besichtigte, fand er zu seinem Erstaunen die Regimenter Czartoriszky-Küraſſiere, Merveldt-Uhlanen und Wurmser-Husaren dergestalt fehlerhaft postirt, daß ihm sogleich Unheil ahnte. Nachdem keine Infanterie zur Hand war, so besetzte er die Vorstadt San Giorgio durch seine Pionniere. Kaum war dieß geschehen, als der Feind sich in den seitwärts liegenden tiefen Graben der Fossamanna warf und von dort die dicht am Lago eben im Abkochen begriffene österreichische Kavallerie mit großer Wirkung beschoß. Nur Radetzky's klugen Anstalten dankte man, daß der Gegner keine weitern Vortheile erlangte und die Kavallerie ohne allzu schwere Verluste in die Festung zurückgezogen werden konnte.

Die Franzosen besetzten noch am Spätabend die Vorstadt San Giorgio und die Blokade hatte nun wieder ihren Fortgang wie zuvor.

Der Feldmarschalllieutenant Davidovich stand mit 14,000 Mann in Südtirol, und Feldmarschall-Lieutenant Quosdanovich mit 5000 Mann hinter der Piave. Beide wurden durch feindliche Korps an der Brenta und Etsch beobachtet.

Radetzky, der mit seinem Pionnierbataillon sich gleichfalls nach Mantua werfen mußte, fand dort vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung und ehrenvollen Anerkennung.

Schon um die Mitte September hatte der Festungs-

kommandant in Mantua dem Feldmarschall Wurmser erklärt: „daß ihn der Mangel an Lebensmitteln zwingen werde, sich binnen wenig Tagen zu ergeben.“ Man stelle sich die Verlegenheit vor, als nun die Besatzung durch 20,000 Mann vermehrt wurde. Manche behaupten, es sey unbegreiflich, wie Feldmarschalllieutenant Graf Canto d'Yrles zu jener Zeit, wo nur 9000 Mann Feinde unter Generallieutenant Kilmaine vor Mantua standen, nicht im Stande gewesen, den Platz neu zu verproviantiren. Sorglosigkeit mag hiezu jedenfalls das Ihrige beigetragen haben. Wir vermuthen dieß um so mehr, als auch die Befestigungsarbeiten beim Dorfe Ceresa noch unvollendet waren. Mangel an Lebensmitteln und unvollendete Verschanzungen sind nun freilich zwei Uebelstände, zu deren Behebung ein Mann wie Feldmarschalllieutenant Canto d'Yrles keineswegs geeignet blieb.

Um den Proviant zu verschaffen, bot sich der wackere, einer uralten mantuanischen Familie entsprossene kaiserliche politische Kommissär Graf Castiglione an. Den andern Punkt versprach Radetzky auf sich nehmen zu wollen. Durch fünfthalb Monat stand er mit seinen Pionnieren bei Ceresa auf Arbeit, wurde während dieser Zeit dreimal durch den weit überlegenen Feind angegriffen und wies selben jedesmal, ohne Beihülfe von Infanterie zurück.

Uebrigens führte er bei jedem größeren Ausfall der Garniſon in der Regel ſtets eine Kolonne.

Nachdem jedoch die Franzoſen ſeit Anfang Oktober die wenigen nur auf Dämmen laufenden Ausgänge des Platzes verlegt hatten, blieben die Ausfälle eben ſo ſchwierig als ſelten.

Zuſehends wurde der Mangel an Fleiſch, Wein, Holz und Fourage empfindlicher. Man begann ſich von Pferdfleiſch zu nähren. Aus Mangel an Betten, Arzneien und geſunder Nahrung ſtarben 4000 Soldaten in dem kurzen Zeitraum vom 15. September bis Ende Oktober. Die Garniſon betrug zwar noch 24,000 Mann, davon war jedoch nur die Hälfte dienſtbar.

Der dritte Entſatzverſuch war, wie wir wiſſen, nicht glücklicher als die beiden früheren. Nach der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15., 16. und 17. November) zog ſich Feldzeugmeiſter Baron Alvinczy mit dem Friauler Korps über Montebello und Lonigo, am 24. hinter die Brenta, der Feldmarſchalllieutenant Baron Davidovich aber mit dem Tirolerkorps nach der Schlappe am Montebaldo ins Etſchthal.

Feldmarſchall Wurmſer hatte viel zu ſpät mit 8000 Mann einen Ausfall gemacht, und mußte unverrichteter Sache nach Mantua zurück kehren. Dort wüthete der Tod. Am letzten Tag des Jahres zählte die Garniſon nur noch 18,000 Mann; vier Wochen ſpäter gar nur 16,000 Köpfe, wovon etwa die Hälfte dienſtbar waren.

Die letzte Anstrengung zur Rettung des aufs Aeußerste bedrängten Mantua, also den vierten Entsatzversuch unternahm Feldzeugmeister Alvinczy im Januar 1797. Allein die Schlacht bei Rivoli ging verloren, und das Korps des Feldmarschalllieutenants Provera wurde am 15. bei San Giorgio umringt und gefangen.

Am 4. Februar öffnete Mantua seine Thore. Der Sieger ehrte den Muth einer Garnison, die innerhalb sieben Monaten in Gefechten und durch Krankheiten über 16,000 Mann eingebüßt hatte, und nur allein vom Hunger und Elend unterworfen werden konnte. Es wurde einer 500 Mann starken Abtheilung verstattet, mit allen Kriegsehren frei abzuziehen, gegen die Verpflichtung, die nächsten drei Monate nicht gegen Frankreich zu dienen. Unter dieser geringen Zahl befand sich auch Radetzky mit seinem bis auf 300 Köpfe zusammengeschmolzenen Pionnierbataillon.

In Mantua war es, wo Radetzky mit dem seit vielen Jahren verstorbenen brittischen Generallieutenant Lord Lynedoch (vormals Sir Graham und aus dem Halbinselkrieg, so wie aus den Feldzügen 1814 und 1815 in den Niederlanden, wo er ein brittisches Korps befehligte, vortheilhaft bekannt) ein dauerndes Freundschaftsbündniß schloß. Sir Graham befand sich damals als brittischer Oberst und Kommissär in Wurmsers Hauptquartier. In späteren Jahren betrat er nie den Kontinent, ohne seinen

alten Freund Radetzky zu beſuchen und einige Tage bei ihm zuzubringen. Das letztemal erſchien er bei den großen Waffenübungen 1842. Bis an ſeinen Tod blieb dieſer hochgebildete und tapfere Britte ein aufrichtiger Bewunderer der öſterreichiſchen Armee, und ein warmer Verehrer des Kaiſerhauſes. [1]

Der jedem öſterreichiſchen Soldatenherzen ewig unvergeßliche Erzherzog Karl hatte ſtatt Alvinczy das Kommando der k. k. Armee in Italien am 4. März 1797 zu Udine definitiv übernommen, und war wieder bis an die Piave vorgerückt. Im Hauptquartier zu Conegliano erhielt Radetzky die Weiſung, „ſogleich wieder ein neues Pionnierbataillon zu errichten.“ Man ſtellte ihm aber für dieſen Zweck — ſonderbar genug — 1000 Mann vom Fuhrweſen bei.

Nach dem Treffen am Tagliamento (16. März) ging der Rückzug des ſchwachen öſterreichiſchen Heeres auf Görz und von da einerſeits im Iſonzothale hinauf über den Predil auf Tarvis und Villach, anderſeits über den Karſt nach Laibach; in weiterer Folge aber über Judenburg auf Leoben. Hier wurde am 7. April der Waffenſtillſtand unterzeichnet.

[1] Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift machte ſeine Bekanntſchaft 1831 zu Mantua. G. L. Lord Lynedoch war dorthin gekommen, um die Stätten wieder zu ſehen, ſo 34 Jahre früher Zeugen des öſterreichiſchen Heldenmuthes und bittern Unglücks geweſen ſind.

Während des ganzen Rückzuges leiſtete Radetzky bei der vom Generalmajor Fürſt Karl zu Schwarzenberg befehligten Nachhut die beſten Dienſte. Später ward er mit ſeinem Bataillon von Steyer in Oberöſterreich zu dem im Salzburgiſchen aufgeſtellten k. k. Armeekorps beordert und wohnte der Vorrückung bis Klagenfurt bei. Kaum dort angelangt, ſendete man ihn mit ſeinen Pionnieren ins Hauptquartier nach Marburg, von wo er mit den Generälen Terzy und Mack den Zug auf Gradiska machte. Er wurde hierauf bei den Befeſtigungsbauten dieſes Platzes und längs dem Iſonzo verwendet. Noch heute ſtehen einzelne Erdwerke, welche in jener Zeit und unter ſeiner Leitung entſtanden ſind.

Nach dem Frieden zu Campoformio (17. Oktober 1797) bezog das Armeekorps eine Kantonnirung um Padua. In dieſe Zeit fällt Radetzky's Vermählung mit der, 1854 ihm in ein beſſeres Jenſeits wieder vorangegangenen, Gräfin Franziska Romana von Strassoldo-Grafenberg (9. November 1797). Sie gebar ihm fünf Söhne und drei Töchter. [1]

[1] Davon leben nur noch ein Sohn Theodor, k. k. Generalmajor in Penſion, und eine Tochter Friederike, vermählte Gräfin Karl Wenkheim und Sternkreuz-Ordensdame. Von den andern vier Söhnen war der älteſte Rittmeiſter im fünften Huſarenregiment, ein zweiter ſtarb als Oberlieutenant des zweiten Küraſſierregiments, der dritte Karl als Major in Penſion und der jüngſte Anton als Eskadrons-Kommandant im fünften Huſarenregiment. Von den beiden

Während man zu Raſtatt unterhandelte, das Direktorium ſich in Uebergriffen erſchöpfte und alles den Ausgang des Kongreſſes vorherſehen ließ, befand ſich Radetzky im Jahr 1798 behufs von Straßenanlagen und Wegausbeſſerungen in den euganeiſchen Bergen, die auf Eſte, Monſelice, Padua und Vicenza niederblicken, und ſo manche Fernſicht, ſo manches ſtille Plätzchen in geheimnißvoller Waldesnacht bergen, wo man, im tiefen Schatten hoher Kaſtanienwälder, ſo gerne weilt und von den lachenden Höhen niederſteigt zu jenem phantaſiereichen Ritterſchloß Cattajo, dem Nachbar der heilbringenden Schlammquellen von Albano und Battaglia. Radetzky ſtellte dazumal die mancherlei Nachhilfe bedürftigen Straßenſtrecken von Padua über Monſelice auf Eſte, dann von Legnago über Montagnana und Villanova her. Zugleich errichtete er noch zwei weitere Pionniercompagnien für Dalmatien.

Der Feldzug 1799 in Italien, wozu der Generalmajor Marquis Chaſteller am 21. März den Operationsplan aus Wien überbracht hatte, wurde in den letzten Märztagen eröffnet.

Radetzky machte denſelben in der Suite des Interims-Kommandirenden, Feldzeugmeiſters Baron Kray, und

verſtorbenen Töchtern war die älteſte an den Rittmeiſter Horvath von Szalaber vermählt, und hinterließ zwei Kinder. Sie erlag einem Bruſtleiden. Die andere heirathete den Grafen Berchtold und ſtarb im zweiten Wochenbette.

mit besondern Aufträgen des Generalquartiermeisters Oberst Zach betraut, mit.

Er wohnte dem Vorpostengefecht vor Legnago (26. März) bei, und eilte noch in derselben Nacht auf Verona, wo er bei Tomba verwundet wurde.

Die Schlacht bei Magnano (5. April) bot ihm keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. In Folge dieses Sieges drangen die Oesterreicher bis Brescia.

Schon am 9. hatte der General der Kavallerie, Baron Melas, das Kommando der Armee übernommen. Am 14. traf die erste russische Kolonne unter Generallieutenant Rosenberg in Verona ein. Am andern Tage folgte Suwarow selbst.

Am 1. Mai 1799 wurde Radetzky, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstlieutenant, als Generaladjutant des Generals der Kavallerie Melas angestellt. Dieser letztere war nämlich am 20. April beim Hofkriegsrath darum eingeschritten, und erklärte bei dieser Gelegenheit:

„Radetzky sey ihm seines Charakters sowohl, als seiner militärischen Kenntnisse wegen, längst wohl bekannt."

Nur wenige Tage vor seiner Beförderung hatte Radetzky, unter Mitwirkung seines vertrauten Freundes, des Pionnierhauptmanns Grafen Anton Hardegg, (27. April) die vom Feind schon theilweise zerstörte Addabrücke bei Cassano, durch raschen Anlauf, dem Heere erhalten.

Im Siegesflug drangen die Auſter-Ruſſen bis in die Ebene von Piemont vor. Schon am 27. Mai, alſo nur einen Monat nach dem Adda-Uebergang, ward Turin beſetzt.

Feldmarſchalllieutenant Vukaſſovich ſtand ſchon am 26. vor dieſer Stadt, wo der feindliche General Fiorelli ſich mit der Garniſon in die ſtarke Citadelle geworfen hatte. Von dort aus beſchoſſen die Franzoſen Turin ſehr lebhaft, bis es dem Major Grafen Torres, im Auftrage Radetzky's, gelang, die Einſtellung des Feuers zu erwirken.

Es war ungefähr um die Mitte Juni, als Macdonald aus Unteritalien an der Trebbia erſchien. Hier kam es zu einer dreitägigen Schlacht. (17. 18. 19.)

Der Kampf war am 19. entlang der Trebbia mit aller Wuth entbrannt.

Vergebens trachtete Suwarow den durch die feindlichen Diviſionen Victor und Rusca auf's beſte vertheidigten Fluß zu forciren. Da führte Radetzky plötzlich den mit etlichen k. k. Grenadierbataillonen und dem Chevauxlegers-Regiment Lobkowitz zur Verſtärkung der ruſſiſchen Kolonne Roſenberg abgeſendeten Feldmarſchalllieutenant Fürſten Johann Liechtenſtein dem Trebbia-Ufer entlang, durch Bäume und Geſtrüppe verdeckt, in den Rücken des Feindes. Dieſe Bewegung entſchied gewiſſermaßen die Schlacht. Auch hier wieder verlor

er, durch eine französische Stückkugel, ein Pferd unter dem Leib.

In der amtlichen Schlachtrelation heißt es:

„Radetzky habe unausgesetzt Beweise seiner Bravour und militärischen Talente gegeben, und sey schon mehrmals angerühmt und der allerhöchsten Gnade empfohlen worden. Er habe auf dem Schlachtfelde selbst durch Geistesgegenwart, Eifer und rasches Eingreifen die wesentlichsten Dienste geleistet. Ich kann — sagt der Kommandirende in seinem Bericht — den Eifer, womit er die vorrückenden Truppen, stets an ihrer Spitze, auf die gefährlichsten Punkte brachte, nicht genug rühmen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er durch seine bekannte, ihm ganz eigene Thätigkeit zu dem erfochtenen Sieg wesentlich beigetragen habe."

Melas ließ es aber hiebei nicht bewenden. Er schritt für seinen Generaladjutanten um das Theresienkreuz mit folgenden Worten beim damaligen Hofkriegspräsidenten, General der Kavallerie Grafen Tige, ein:

„Ich muß Euer Excellenz um die Gnade bitten, Seiner Majestät meine unterthänigste Bitte zu unterlegen, diesen um den allerhöchsten Dienst so sehr verdienten Stabsoffizier mit dem militärischen Theresienorden, den er unter jeder Rücksicht verdient, huldreichst zu belohnen."

Der Antrag des Kommandirenden ging jedoch nicht

durch, und es bedurfte neuer Thaten, abermaliger Ansprüche, um dem tapfern und einsichtsvollen Radetzky diese erste und höchste militärische Auszeichnung zu verschaffen.

Bei der weiteren Verfolgung des Feindes, nach der Schlacht an der Trebbia, erhielt Radetzky schon den Tag darauf (20. Juni) an der Tarobrücke eine leichte Kopfkontusion durch eine Gewehrkugel.

Mantua war am 28. Juli in österreichische Hände gerathen. Man zog nunmehr das dortige Belagerungskorps unter Feldzeugmeister Baron Kray, sowie auch das Korps aus Tirol unter dem General der Kavallerie, Grafen Bellegarde, an den obern Po. Aber Macdonald und Joubert hatten sich bei Genua vereinigt. Es kam zur Schlacht bei Novi (15. August). Der Feldmarschalllieutenant Chasteller hatte noch die Disposition dazu entworfen. Die Hauptabsicht war gegen den linken Flügel und die Mitte des Feindes gerichtet.

General der Kavallerie Melas mit der Reserve wurde Anfangs außer Gefecht gehalten.

Joubert wies mehrere Angriffe muthig ab. Die Allürten erlitten namhafte Verluste. Da wurde General der Kavallerie Melas gegen das feindliche Zentrum dirigirt. Radetzky, mit der feindlichen Stellung, sowie auch in der Gegend wohl bekannt, sah das Nutzlose einer solchen Bewegung ein und bot Alles auf, seinen Komman-

direnden von der bezeichneten Richtung abzubringen. Er zeigte anschaulich den Vortheil eines Angriffes unterhalb Serravalle in Jouberts rechte Flanke und Rücken, und erlangte endlich nach einigem Widerstreben des Armee-Kommandanten die Bewilligung, die Brigaden Mitrovsky und Loudon dorthin führen zu dürfen. Der glänzendste Erfolg krönte diese Bewegung. Der tapfere Joubert überlebte seine Niederlage nicht; er fiel im Getümmel der Schlacht, dort, wo selbe am heftigsten tobte.

General der Kavallerie Baron Melas ergriff diese neue Gelegenheit, um seinem Generaladjutanten die längst verdiente öffentliche Anerkennung zuzuwenden. Er sprach sich über selben in seiner officiellen Relation folgendermaßen aus:

„Ich finde nicht Ausdrücke und Worte genug, um das Verdienst, die unerschütterliche Tapferkeit und den bis zur Begeisterung gesteigerten Muth der ganzen Armee zu schildern. — —

„Endlich kann ich mir nicht versagen, den verdienstvollen Oberstlieutenant Grafen Radetzky Seiner Majestät zur Belohnung um so mehr zu empfehlen, da ich in so vielen Gelegenheiten seine ganz besondere Entschlossenheit, Bravour und rastlose Thätigkeit zu bewundern Gelegenheit fand, und er auch diesen Tag die Angriffskolonnen meist selbst geordnet und bei

mehreren Angriffen den thätigsten Antheil nahm, folglich gewiß wesentlich zum Sieg beigetragen hat."

Diese wiederholten und kräftigen Anempfehlungen des kommandirenden Generals waren das Motiv, weßhalb das späterhin abgehaltene Kapitel einstimmig (unterm 18. August 1801) dem Verewigten das Ritterkreuz des Theresienordens zuerkannte.

Melas schenkte überhaupt seinem Generaladjutanten ein unbedingtes Vertrauen, und that fast nichts, ohne zuvor selbst in allen operativen Dingen dessen Ansicht vernommen zu haben. Wie man leicht begreift, konnte dieß nicht dazu beitragen, die Beziehungen zwischen Zach und Radetzky freundlicher zu gestalten. Es ist dieß eine Wahrnehmung, die sich in spätern Kriegen häufig wiederholte und über die man hinweggehen darf, in so lange die Rivalitäten zwischen Generalstab und Adjutantur dem Dienst keine Nachtheile bringen.

Der Feldzug dieses Jahres, worin die Alliirten so bedeutende Vortheile erfochten hatten, nahte allgemach seinem Ende. Er sollte mit der Eroberung von Cuneo beschlossen werden, jenes einzigen festen Platzes, welchen die Franzosen noch im Pothal besaßen, seitdem auch Tortona (10. September) gefallen war.

Man gab der durch große Anstrengungen und viele Gefechte bedeutend geschwächten Armee öffentlich bekannt,

daß nach der Unterwerfung von Cuneo die Winterquartiere bezogen werden sollten. Der Soldat hatte selbe in der That nöthig, denn er war gänzlich abgerissen. Es fehlte an Geld, Proviant, Fuhrwesen und hundert andern Dingen. Auch behielt Melas, nach dem Abrücken der 35,000 Russen in die Schweiz, kaum noch 45,000 Streitbare. Man hatte beschlossen, sogleich nach Cuneo's Eroberung nur drei Brigaden am rechten Pouser zu belassen und den Rest des Heeres am linken zu verlegen, um den aus den Erbstaaten kommenden Subsistenz- und sonstigen Mitteln näher zu seyn. Dieß blieb um so unerläßlicher, als die Armee fast gar kein Transportfuhrwesen besaß. [1]

Noch am 4. und 5. November hatte Melas bei Savigliano und Fossano (Genola) die Franzosen unter Championet geschlagen. Auch hier wieder sagte der Kommandirende in seinem amtlichen Bericht:

„Ich muß den rastlosen, eifrigen und unermüdet thätigen Herrn Oberstlieutenant Grafen Radetzky, für den so viel wahres und wesentliches Verdienst im Laufe des ganzen Feldzuges spricht, zu Allerhöchster Gnade anempfehlen, und erneuert um dessen verdiente Belohnung bitten."

An demselben Tage, wo Radetzky bei Genola neue

[1] Der dem Hofkriegsrath damals eingereichte Standesausweis ergab einen Abgang von 20,000 Mann, um, wie festgesetzt worden war, im folgenden Jahr mit 60,000 Mann die Riviera zu unterwerfen.

Proben kaltblütiger Umſicht gab, hatte der Kaiſer ſein Beförderungsdekret zum Oberſt, mit Belaſſung in ſeiner bisherigen Anſtellung, unterzeichnet. Er ſtand damals im 33. Lebensjahre.

Cuneo fiel am 3. December, als bereits die Alpen und Apenninen mit Schnee bedeckt waren. Jetzt ſollte das Verſprechen des Feldherrn in Erfüllung gehen. Da trat Zach auf und verlangte die Fortſetzung der Operationen. Man ſolle, behauptete er, den nach Genua zurückgeworfenen Reſt der feindlichen Armee vollends aufreiben.

In einem dießfalls abgehaltenen Kriegsrath hatte Radetzky die Anſicht des Generalquartiermeiſters durch die ſchlagendſten Thatſachen widerlegt und wurde dabei durch ſämmtliche Anweſende unterſtützt. Vergebens. Als ſich Zach vollkommen überſtimmt ſah, zog er ein Schreiben des Miniſters Baron Thuguth aus der Taſche, welches die Aufforderung enthielt, „aus allen Kräften einen Winterfeldzug zu betreiben.“

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ermächtigte den Oberſt Zach „ſtatt eines legalen Befehles das erwähnte Schreiben dem Kommandirenden vorzuzeigen.“

Statt einen ſo ungewöhnlichen, alle ſchuldigen Rückſichten gegen den Feldherrn bei Seite ſetzenden Fürgang, einſtimmig und entſchieden zurück zu weiſen, ließ ſich der Kriegsrath einſchüchtern. Die Fortſetzung des Krieges wurde beſchloſſen. Aber man ergriff nur halbe Maßregeln.

Es wurden nämlich bloß die Reſervetruppen auf das linke Poufer geſendet. Mit dem ſtärkeren Theile verblieb Melas auf dem von Allem entblößten rechten Ufer. Die Eroberung der Riviera ſelbſt war auf ſechs Wochen vertagt, nachdem auch der Unfähigſte leicht begriff, daß mitten im Winter und beim Abgang aller Mittel, an ſelbe nicht zu denken ſey. Man ſchmeichelte ſich bis zum Februar die erforderlichen Lebensmittel und Tragthiere geſammelt zu haben, denn ohne letztere führt man in den Apenninen keinen Krieg. „Indeſſen wollte man den Feind durch einzelne Streifereien beunruhigen.“ So ungefähr lautete der Beſchluß des Kriegsrathes, und damit, ſo wie zum Behuf etwa weiters nöthiger Erläuterungen, reiste der Feldmarſchall-Lieutenant Fürſt Johann Liechtenſtein nach Wien.

Allein die ſechs Wochen verſtrichen, und die Armee kämpfte noch immer mit dem bitterſten Mangel. Eine theilweiſe Abhilfe blieb ungenügend. Krankheiten und Sterblichkeit rißen ein. Die verlangten 20,000 Mann Verſtärkung kamen nicht, und Melas hatte ſomit zu ſeiner Operation in die Riviera ſtatt 60,000 Mann kaum 30,000. Verſchiedene kleinere Unternehmungen vereitelte der tiefe Schnee gänzlich oder doch zum Theil. Die dabei verwendet geweſenen Truppen wurden meiſt ein Opfer ihrer Pflicht. Der Kommandirende erkannte vollkommen das Unhaltbare ſeiner Stellung. Er bat um ſeine Enthebung vom Armeekommando, „nachdem er, ohne die

Truppen gänzlich zu opfern, den vom Minister Thuguth vorgezeichneten Operationsplan durchzuführen nicht im Stande sey."

Seiner Bitte wurde nicht willfahrt, wohl aber durch den einsichtsvollen und billigen Monarchen entschieden, „den Feldzug nach der Riviera bis zu einem thunlicheren Moment zu verschieben."

Seit den lebhaften Debatten im Kriegsrath war die Spannung zwischen Radetzky und Zach eine so merkbare geworden, daß solche auch Anderen nicht entging. Der erstere wies fortan alles, was auf Operationsgegenstände Bezug nahm, entschieden von sich. Der Dienst empfand solches um so mehr, als der Generalquartiermeister nicht selten sich in den abstraktesten Ideen erging, und den Krieg nach rein mathematischen Regeln und Begriffen führen wollte, auch vielleicht eben deßhalb Kreuzungen, Widersprüche und mancherlei schwere Vergeßlichkeiten vorkamen. Dadurch nahm bei der Armee das Vertrauen in die Führung zusehends ab, und Mißmuth trat an dessen Stelle. Zach und Radetzky waren übrigens schon von Hause aus zwei so verschiedene Charaktere, daß sich selbe unbedingt abstoßen mußten.

Der Feldzug 1800 in Italien begann. Die zur Vorrückung in die Riviera bestimmten Streitkräfte waren Anfangs April zwar nicht auf 60,000, jedoch auf 45,000 Mann gebracht worden.

Maſſena ſtand mit 34,000 Mann in der Riviera. Die Oeſterreicher unter Melas eroberten am 6. April Vado, überwältigten am 9. die Bochetta, durchbrachen die Linie der franzöſiſchen Armee, und zwangen, durch den Sieg bei Voltri am 18., den Generallieutenant Maſſena, ſich mit dem rechten Flügel nach Genua zu werfen.

Der Generalmajor Knefevich erſtürmte am 6. Mai den Col di Tenda, Feldmarſchalllieutenant Baron Elsnitz aber ſchlug am 7. den feindlichen linken Flügel unter Suchet, von den Höhen vor Oneglia zurück.

Melas nahm am 11. auch Nizza und Feldmarſchall-Lieutenant Graf Saint Julien eroberte am 16. Savona.

Im raſchen Siegeslauf waren die Oeſterreicher bis an den Var gedrungen, und ſchickten ſich zum Einfall in die Provence an. Seit Jahren war Frankreich nicht ſo nahe bedroht geweſen. Das Direktorium zitterte. Maſſena wurde in Genua zu Waſſer und zu Land blokirt. In dem Gefecht bei Vareggio (10. April) führte Oberſt Radetzky perſönlich eine der Sturmkolonnen und die amtliche Relation führt ihn abermals unter den Ausgezeichneten auf.

Da wendete ſich plötzlich das Glück.

Schon ſeit März hatte General Berthier bei Dijon eine Reſervearmee von 50,000 Mann geſammelt, die in Italien verwendet werden ſollte, um dort einen völligen Umſchwung der Dinge herbeizuführen. Lange wollte man

in Wien an dem Beſtand dieſer neuen Armee zweifeln, bis endlich der kurz zuvor auf der Muiron aus Egypten nach Europa zurückgekehrte General Bonaparte das Commando derſelben übernahm. Er überſtieg um die Mitte Mai die Alpen und ſenkte ſich ins Pothal herab, bevor man es dachte. Denn in genauer Zeitberechnung, in raſch eingreifender Beförderung ſeiner Anordnungen, ſo wie in der moraliſchen Einwirkung auf die Truppen, that es ihm kein Anderer zuvor.

Erſt als die Wetterwolke drohend über Italien hing, und ſich jeden Augenblick furchtbar entladen konnte, beſchloß man in Wien, die in der Lombardei zerſtreuten 45,000 Mann unter Feldmarſchalllieutenant Khaim, dem Sieger an den Pyramiden entgegen zu ſtellen. Ein Khaim gegen einen Bonaparte!

Damit war von vorne herein das Urtheil geſprochen, ohne daß es eines delfiſchen Orakels bedurft hätte. Um den Franzoſen das Herabſteigen in die italieniſche Ebene zu wehren, oder beſſer, um die Entwicklung ihrer Kolonnen im obern Stromgebiet des Po zu hindern, wurden nur mangelhafte Vorkehrungen getroffen, und vor Allem der wichtige Grundſatz aus den Augen gelaſſen: „Die Kräfte feſt zuſammenzuhalten.“ Die Vertheilung derſelben war nämlich folgende: Feldmarſchalllieutenant Vukaſſovich mit 10,000 Mann gegen den Sankt Gotthard. Generalmajor Prinz Rohan mit 4—5000 Mann gegen

den Simplon. Feldmarschalllieutenant Graf Haddik mit 10,000 Mann, meist Kavallerie, an der Dora Baltea, bei Ivrea; die übrigen 20,000 Mann gegen das Thal zu Susa und die Uebergänge des Montcenis. So lauteten die Weisungen aus Wien. An eine Zentralstellung dachte Niemand. Man vernachlässigte das im Krieg so richtige Prinzip: Wer alles decken will, deckt nichts.

Der Kommandirende allein erkannte das Fehlerhafte dieser Anordnung. Aus dieser Ursache beschloß er, schon vom allen Anfang her, nur den Feldmarschalllieutenant Baron Elsnitz mit 14,000 Mann am Var stehen zu lassen und durch selben die Cols d'Enfer und Raus zu behaupten. Den Rest, ungefähr 20,000 Mann, wollte er mit den 45,000 Mann des Feldmarschalllieutenants Baron Khaim vereinigen. Dieß schien um so nöthiger, als man bestimmt wußte, es sollten von der feindlichen Rheinarmee noch 25,000 Mann über den Simplon und Gotthard nach Italien kommen, eine zweite Reservearmee bei Dijon aber sey in der Bildung begriffen. Es muß tief bedauert werden, daß der entschiedene Mangel an festem Willen und raschem Entschluß beim Feldmarschalllieutenant Baron Khaim, sowie die verschiedenen Ansichten der ihm zwar nominell untergeordneten, eigentlich aber im Grunde selbstständigen Generale, eine Vereinigung aller k. k. Streitkräfte, wie solche in Melas Plan lag, durchaus nicht zu Stande kommen ließ.

Der kühne Bonaparte ſtand ſchon den 31. Mai am Ticino. Am andern Tag erreichte er Mailand.

Feldmarſchalllieutenant Haddik beſtand bei Settimo Torineſe (zwiſchen Turin und Ivrea) gegen den weit überlegenen Feind, ein höchſt nachtheiliges Gefecht, in welchem der tapfere Generalmajor Graf Palffy den Heldentod ſtarb. Feldmarſchalllieutenant Vukaſſovich, der es ſich nicht ausreden ließ, die ganze Macht des Feindes gegen ſich zu haben, war, ohne einen Mann zu verlieren, bis Mantua zurückgewichen. Kaum erſchien Bonaparte im Thal der obern Dora Baltea, als ſich der General der Kavallerie, Baron Melas, mit der Grenadierbrigade Lattermann und der Füſilierbrigade Fürſtenberg über den Col di Tenda auf Turin wendete, um ſich dort, wie er hoffte, mit dem Feldmarſchalllieutenant Khaim zu vereinigen. Er kam aber um drei Tage zu ſpät. Schon war Khaim zu Haddik geſtoßen und hatte den Rückzug hinter den Ticino und Po angetreten, welchen nun Melas mit ſeinen zwei Fußbrigaden nach Möglichkeit zu decken ſuchte.

Die Operationen des in der Riviera verbliebenen Feldmarſchalllieutenants Elsnitz waren fehlerhaft. Statt die Höhen raſch zu beſetzen, verblieb er zwei volle Tage ganz unthätig im obern Varthal. Mittlerweile hatte Suchet, einer der kenntnißreichſten Generale der Republik, die Cols d'Enfer und Raus erobert, deren Vertheidigung dem kaiſerlichen General vor Allem zur Pflicht gemacht

worden war. Feldmarschalllieutenant Elsnitz ging nun vom Var und der Roja über den rauhen Kamm der Seealpen in die Ebene von Piemont zurück. Aber wie? Die Truppen zogen in einzelnen kleinen Abtheilungen, wurden in Ceva und Mondovi wieder bataillonsweise gesammelt und sodann nach Alessandria instradirt. In dieser Art glaubte Feldmarschalllieutenant Baron Elsnitz, und zwar in dem gefährlichsten aller Momente, und fast im Angesicht einer so zahlreichen feindlichen Armee, seine Marscheinleitung treffen zu können.

Der Feldmarschalllieutenant Graf Hohenzollern allein, welcher das k. k. Blokadekorps vor Genua befehligte, verstand es, dem General Massena hart zuzusetzen. Die Uebergabe von Genua erfolgte auch in der That. Nachdem aber Feldmarschalllieutenant Hohenzollern angewiesen worden war, die Sache möglichst rasch ans Ziel zu führen, so bewilligte er dem Feind, und zwar wo sich dieser vielleicht hätte auf Gnade und Ungnade ergeben müssen, den freien Abzug mit Waffen und Gepäck an den Var. Man kann dieß zwar beklagen, muß jedoch andererseits auch die damaligen Verhältnisse berücksichtigen, um Melas vollkommen zu entschuldigen. Am 4. Juni besetzten die Oesterreicher die Stadt und Forts von Genua, das, als einer der wichtigsten Seeplätze am Mittelmeer, auf alle weiteren Operationen den entschiedensten Einfluß nahm.

Für den eventuellen Fall der Uebergabe von Genua

hatte Feldmarſchallieutenant Hohenzollern die Weiſung, den Feldmarſchalllieutenant Ott mit 16,000 Mann über die Bochetta und Novi nach Aleſſandria zu ſenden. Dorthin, als dem allgemeinen Sammelpunkt, dirigirten ſich auch die Feldmarſchalllieutenants Khaim und Hadik, welche jedoch von ihren urſprünglichen 30,000 Mann nur noch etwa 18,000 Streitfähige mitbrachten. Der Feldmarſchalllieutenant Elsnitz vermochte von ſeinen 14,000 Mann gar nur 3500 Mann heranzuführen, und konnte ſich eben dadurch am beſten überzeugen, was ſeine Art zu marſchiren eigentlich werth ſey.

Die k. k. Streitkräfte um Aleſſandria waren, mit nahezu 50,000 Mann, noch immer von einer Art, um hoffen zu laſſen, dem Gegner mit Erfolg zu widerſtehen.

Da erhielt der vor Kurzem zum Generalmajor vorgerückte Generalquartiermeiſter Zach, ganz in derſelben Weiſe wie fünf Jahre ſpäter der unglückliche Mack in Ulm, durch einen vom Feind erkauften Spion die Nachricht: Bonaparte wolle bei Piacenza den Po überſchreiten und gegen das bekannte Straßendefilee von Stradella vorgehen.

Zach hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Feldherrn zu veranlaſſen, dem Feldmarſchallieutenant Ott zu befehlen, ſich von Novi aus über Caſteggio dem Feinde entgegen zu werfen. Und dieß geſchah in einem Augenblicke, wo nichts dringender war, als alle Kräfte am Einfluß des Tanaro in den Po zu konzentriren, und

eine Hauptſchlacht bevorſtand, die das Schickſal des ganzen Feldzuges entſcheiden ſollte.

Mittlerweile hatte Bonaparte am 6. Juni bei Pavia den Ticino und Po überſchritten und den Punkt Caſteggio noch vor dem Feldmarſchalllieutenant Ott erreicht. Er erwartete hier dieſen letzteren, welcher leider mit gänzlicher Hintanſetzung jeder Vorſicht, ohne Vorhut noch Seitendeckung, in einer einzigen Rechenkolonne von unabſehbarer Länge einherzog, nichts Arges ahnend. Da ſtieß er am 9. Juni plötzlich unweit Montebello auf den Feind. Zwar benahmen ſich Ott und ſeine braven Truppen mit vielem Muth. Man formirte ſich unter dem heftigſten Feuer der Franzoſen mit ſeltener Ruhe und leiſtete auch einigen Widerſtand. Allein die Uebermacht entſchied. Mit ſchweren Verluſten erreichte Feldmarſchalllieutenant Ott die Feſtung Tortona. Es gereicht dem Oberbefehlshaber der k. k. Armee in Italien zu beſonderem Ruhme, daß er, trotz dieſes Unfalles, auf ſeinem Vorſatze beharrte, angriffsweiſe zu handeln. Im Hauptquartier zu Aleſſandria wurde am 13. mittelſt Kriegsrathsbeſchluß die Schlacht für den nächſten Tag feſtgeſetzt.

General der Kavallerie Melas war, um aufrichtig zu ſeyn, hiezu theilweiſe ſtrategiſch gezwungen. Denn der erſte Conſul ſtand auf der öſterreichiſchen Operationslinie und Melas machte Front gegen die Lombardie.

Man war noch mit Betrachtungen über dieſe ſonderbare Lage und die möglichen Folgen eines etwaigen Sieges beſchäftigt, als von dem die Avantgarde befehligenden Generalmajor Frimont, der ſo eben erſt durch den Generalmajor Grafen Klenau verſtärkt worden war, die Meldung einging: „er vermöge ſich beim Dorfe Marengo nicht länger zu behaupten.“

Da ſchlug Radetzky vor, einen Theil des hinter der Bormida lagernden erſten Treffens weiter vorzuſchieben, und bot ſich ſelbſt zum Führer an. Der Feldherr bewilligte ſolches, und er eilte nun mit zwei Bataillonen Spleny, zwei Bataillonen Fröhlich und dem Chevauxlegers-Regiment Lobkowitz vor, erreichte jedoch kaum die Brücke, als man ihn wieder zurückrief. In der Umgebung des Feldherrn hatten ſich unterdeſſen andere Anſichten geltend gemacht.

Als nun, wie vorauszuſehen war, die vom Generallieutenant Gardanne geführte franzöſiſche Vorhut bei ihrer entſchiedenen Ueberlegenheit den Generalmajor Frimont zurück drängte, und ſogar die gegründetſten Beſorgniſſe um Erhaltung der Bormida-Brücken weckte, führte Radetzky am ſpäten Abend nochmals das Infanterie-Regiment Spleny nebſt dem Chevauxlegers-Regiment Lobkowitz gegen den Feind. Nur mit äußerſter Anſtrengung vermochte man denſelben zurückzuweiſen. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Oberſt des Regiments Spleny getödtet, der Hauptmann Trover des Generalquartiermeiſterſtabes

aber verwundet. Radetzky verlor ein Pferd unter dem Leib.

Wenn man es ſich auch verſagen muß, in das Detail der Schlacht bei Marengo einzugehen, ſo verlangt dennoch ihre welthiſtoriſche Bedeutung, einzelne bisher ungekannte Fakta nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen. Denn dieſe Schlacht, eine der kleineren unſerer Zeit, und dennoch ſo groß in ihren Folgen, bietet das Eigenthümliche, daß Zufall und Glück entſchieden auf Bonaparte's Seite traten, auch bis zur Stunde noch nicht genau ermittelt iſt, weßhalb Melas am andern Tag den Kampf nicht fortſetzte. Denn daß ſein Rücken durch Suchet und Maſſena bedroht und die öſterreichiſche Armee dadurch von aller Verbindung und Zufuhr abgeſchnitten war, hat wohl ſeine Richtigkeit, konnte aber einen kräftigen Feldherrn unmöglich abhalten, in den nächſten vierundzwanzig Stunden das Aeußerſte zu verſuchen. Napoleon wenigſtens würde ſo etwas dergleichen gethan haben. Manches Dunkel umhüllt noch einzelne Umſtände. Der Verſtorbene kannte dieſelben genau und äußerte ſich auch in vertrauten Kreiſen darüber. Allein nicht berufen, die Schwächen Anderer aufzudecken, wollen wir dieſelben der Vergeſſenheit überliefern. Denn was wir zu ſagen vermöchten, beträfe nicht den Feldherrn, ſondern bloß den Menſchen.

Die vom Generalquartiermeiſter entworfene Dispoſition

gründete ſich auf die irrige Annahme, des Gegners Hauptmacht ſtehe bei Sale und nicht bei Marengo. Nach dieſer Vorausſetzung ſollte nun der ſechs Tage früher bei Montebello ſo unglücklich geweſene Feldmarſchalllieutenant Ott, gleich nach der Wegnahme von Marengo, ſich gegen Sale wenden, während Feldmarſchalllieutenant Khaim mit dem Zentrum, d. h. auf der Chauſſee ſelbſt, über Marengo und San Giuliano in der Richtung auf Tortona vorzudringen hatte. Der Feldmarſchalllieutenant Graf Oreilly war angewieſen, die Straße auf Novi bloß zu beobachten, und jeden etwaigen feindlichen Angriff von dorther abzuweiſen. Man ſieht, daß vorerſt nur das öſterreichiſche Zentrum vorgehen, der linke Flügel zurück gehalten, der rechte aber bloß defenſiv verfahren ſollte.

Als Radetzky am Spätabend dieſe mit dem ermüdendſten Detail ausgearbeitete Dispoſition durchlas, wollte ihm dieſelbe nicht recht zu Sinn. Bei ſeiner genauen Kenntniß der Oertlichkeit und demjenigen, was er über die franzöſiſche Aufſtellung erfahren, auch theilweiſe ſelbſt geſehen hatte, meinte er, Bonaparte's Stellung müſſe eine ganz andere ſeyn. Der erſte Conſul hatte zwar auf einen falſchen Bericht, wornach Melas ſich auf Genua zurückzuziehen willens ſey, den Generallieutenant Deſaix mit einer Diviſion nach Novi entſendet, um das dortige ſchwierige Defilee zu verlegen, jedoch kaum den wahren Stand der Dinge erfahren, als er ſolchen wieder zurückrief.

Er hatte sich zur Schlacht vorbereitet, die auf dem engen Raum zwischen der Bormida und dem Fontanonebach geliefert wurde. In vorderster Linie standen zwei Infanteriedivisionen und die Kavallerie unter Kellermann. Dieses Treffen befehligte der Generallieutenant Viktor. Marengo war stark besetzt. Der Generallieutenant Lannes mit zwei Infanteriedivisionen und der Reiterei des Generallieutenants Champeaux bewachte den Fontanone. Die Brigade S. Cyr hielt bei Kastel Ceriolo. Bei Sale verblieb die Reitereibrigade Rivaud. Die Artillerie kommandirte General Marmont.

Aber auch abgesehen von dieser Aufstellung gab es noch ein zweites hochwichtiges Bedenken. Die Wegnahme des von dem breiten und tiefen Fontanone umflossenen Ortes Marengo konnte nur unter den größten Verlusten erfolgen. Und dennoch mußte dieser Bach vor Allem forcirt werden, denn er deckte die feindliche Front und hinderte die Entwicklung der Angriffskolonnen, gegen welche die Franzosen von allen Punkten ihr mörderisches Feuer zu richten vermochten. Ein Frontalangriff auf Marengo blieb somit nach Radetzky's Dafürhalten ungemein blutig und man konnte denselben taktischen Zweck auf eine leichtere Weise erringen, falls man des Feindes linken Flügel umging. Dazu war es jedoch unerläßlich, einen neuen Bormidaübergang weiter unterhalb herzustellen, somit eine der Pontonsbrücken abbrechen

und vom Feinde unbemerkt an dem entsprechenden Punkt neu schlagen.

Melas und der eben bei ihm anwesende Oberst de Best vom Generalquartiermeisterstabe fanden diese Idee gut, machten jedoch die Ausführung von Zachs Billigung abhängig.

Nun war aber dieser Letztere in Folge längerer Nachtwachen und geistiger sowohl als körperlicher Erschöpfung so fest eingeschlafen, daß es geraumer Zeit bedurfte, um ihn zu wecken und zu ermuntern. Er trat dem Vorschlag bei. Leider graute aber auch schon der Tag im Osten, und der Pontonierhauptmann, Baron Hagen, erklärte: selbst mit dem besten Willen und aller Beschleunigung keine Brücke herstellen zu können, ohne von den feindlichen Patrouillen entdeckt zu werden. Es verblieb somit bei der ursprünglichen Anordnung, wobei aber für das Ueberschreiten des Fontanone nicht die mindeste Vorsorge getroffen war.

Tausende fielen beim Angriff auf Marengo. Dieser wurde übrigens weder rasch noch kräftig genug unternommen, widrigenfalls dadurch allein der Tag zum Vortheil der Oesterreicher entschieden worden wäre. Wie Radetzky sehr richtig voraussah, schien der Frontalangriff kaum einen Erfolg zu versprechen. Ja dieses Dorf, der Schlüssel der feindlichen Stellung, würde vielleicht gar nicht genommen worden seyn, wenn nicht der tapfere Pionnierhaupt-

mann Graf Anton Hardegg eine jener glücklichen Eingebungen gehabt hätte, die nur der Augenblick gebärt und die, bei ihrer scheinbaren Geringfügigkeit, dennoch oft Alles entscheiden. Er ließ nämlich in der Flanke des Dorfes, an einer vom Vertheidiger kaum beachteten Stelle, seine Leute in den Fontanone springen, wo sie bis an die Brust im Schlamm und Wasser standen; hier stellten sich selbe in einer Reihe dergestalt hinter einander, daß jeder die Hände auf die Schultern seines Vormannes legte und den Kopf niederbeugte. So ward durch 17 Pionniere ein lebendiger Steg gebildet, auf welchem die Jäger und Schützen mit trockenem Gewehr und Munition das jenseitige Ufer erreichten. Der Feind gewahrte im Getümmel des Kampfes diesen improvisirten Uebergang gar nicht. Das Regiment Spleny folgte dem Beispiel der Pionniere. Im Nu entstanden mehrere derlei Uebergänge, wodurch bald eine ziemliche Anzahl Soldaten über den Bach und in die rechte Flanke des Dorfes gelangten, sich unter Radetzky's Anleitung in die Häuser nisteten und die Franzosen dergestalt wirksam beschossen, daß diese den Ort verlassen mußten. Kurz darauf ward ihnen auch der Pachthof Nortigliano entrissen, und der Feind, dessen Geschütz fast durchgehends demontirt war, trat den Rückzug gegen San Giuliano an.

Bei dem glänzenden Angriff, welchen Melas selbst mit dem Regiment Kaiser-Chevauxlegers auf die 62. Halb-

brigade machte, und der als Wendepunkt der Schlacht angesehen werden kann, befand sich Radetzky dicht an der Seite seines Feldherrn. Gleich beim Eindringen ins Dorf Marengo hatte er abermals ein Pferd unter dem Leibe verloren und sein Rock war von fünf Kugeln durchlöchert.

Melas hielt um 1 Uhr Nachmittags seinen Sieg für so gewiß, daß er bald das Schlachtfeld verließ und seinen Generalen bloß so obenhin die Verfolgung des Feindes übertrug. Manche derselben ahmten leider das Beispiel ihres Kommandirenden nach. Und eben darum verdiente dieser gewissermaßen seine Niederlage, denn er hat einen als sehr thätig und aufmerksamen bekannten Gegner mißachtet und einem General wie Bonaparte nicht zugetraut, daß dieser das Aeußerste versuchen werde. Die Sünde, welche Melas beging, besteht vorzugsweise darin, „daß er eine „Schlacht für gewonnen ansah, die es noch keineswegs war."

Der Erfolg, welchen der erste Konsul am 14. Juni errang, kam ihm völlig unverhofft, ungefähr so, wie drei Jahre früher bei Rivoli. Eigentlich aber errang General Kellermann mit seiner Handvoll Reiter den Sieg, nicht aber Desaix, und noch viel weniger Bonaparte selbst.

In den Memoiren des Marschalls Marmont wird ein Umstand angeführt, der uns, wie so vieles Andere was selbe enthalten, nicht richtig scheint. Es soll nämlich, während Lattermanns Grenadiere bei Cassina-Grossa

durch die französische Kavallerie in Unordnung gebracht wurden, nur auf kurze Entfernung davon, eine mehrere Tausend Mann starke österreichische Reitertruppe der Vernichtung ihrer Infanterie ruhig zugesehen haben. Es wäre interessant, hierüber Näheres zu erfahren.

Der österreichische Feldherr schloß am 15. Juni den Traktat zu Alessandria, welcher ihm den freien Rückzug über den Po auf Mantua gestattete, dagegen alle festen Plätze in Piemont und der Lombardei den Franzosen überlieferte.

Nach der Schlacht von Marengo wurde Melas zum Kommandirenden in Böhmen ernannt. Später bekleidete er (1806) die Stelle eines Hofkriegspräsidenten und starb (1807) zu Prag. Seine Zeitgenossen und selbst spätere Schriftsteller haben ihn verschieden beurtheilt. Nur wenige sind ihm wahrhaft gerecht geworden. Bei manchen Fehlern besaß er viele treffliche Eigenschaften, eine lange Kriegserfahrung und gute Kenntnisse. Sein Kopf war besser als seine Füße. Radetzky wenigstens sprach nie anders, als mit besonderer Achtung von diesem leider so unglücklichen Feldherrn.

Zweite Periode.

Von der Schlacht bei Marengo bis nach der Schlacht bei Znaym (1800 bis 1809).

Der bei Marengo in Gefangenschaft gerathene Generalmajor Zach wurde bald wieder ausgewechselt und hatte, nach Wien zurückgekehrt, nichts angelegentlicheres zu thun, als den Minister Baron Thuguth zu versichern, die Fortsetzung des Krieges sey für Oesterreich unerläßlich, weil, nach seinen in der Gefangenschaft gemachten Wahrnehmungen, die französische Republik denselben nicht länger auszuhalten vermöge. Das Land sey in Parteien gespalten, und der Sieg der guten Sache gewiß.

Ohne andere gediegene Männer, wie einen Chastel-ler, Lauer, Latour, Alvinczy u. a. zu vernehmen, entschied man sich für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Dieß war im damaligen Augenblick vielleicht der unglücklichste Beschluß, obgleich es andererseits seine Richtigkeit haben mag, daß man bei einer Fortsetzung des Krieges nicht wohl

mehr verlieren konnte, als die Schlacht bei Marengo dem Kaiserstaat ohnehin auferlegen mußte. Man brach die begonnenen Unterhandlungen in Paris ab, und Feldmarschalllieutenant Graf Saint Julien wanderte, als Opfer der Politik, nach Karlsburg ins Exil.

Das Kommando der italienischen Armee übernahm der General der Kavallerie Graf Bellegarde, ein tapferer Soldat, ein gelehrter Herr, ein ausgezeichneter Staatsmann und ein Günstling des Hofes. Die Armee zählte bei 90,000 Mann, und stand hinter dem Mincio, das Hauptquartier zu Villafranca. Graf Bellegarde, ein Aristokrat in der edelsten Bedeutung des Wortes, ein treuer Diener seines Monarchen und von höherer Begabung, erachtete es für nöthig, seine nächsten Organe zu wechseln. Dem zufolge erhielten auch die bisherigen General- und Flügeladjutanten andere Bestimmungen. Nur der Major Brusch von Neuberg, bereits mit dem Theresienkreuz geschmückt und einer der tüchtigsten Offiziere in der Armee, verblieb auf seinem Posten, nachdem ihm das wenig beneidenswerthe Loos gefallen war, die Unglücksbotschaft von Marengo nach Wien zu überbringen. [1]

[1] Er fiel 1809 als Oberst und Generalstabs-Chef beim Armeekorps unter dem Erzherzog Ferdinand von Este vor dem Brückenkopf von Thorn an der Weichsel. Eine Kanonenkugel riß ihm den Kopf weg. Man will behaupten, daß er den Tod absichtlich gesucht habe, indem er mit dem Angriff nicht einverstanden gewesen sey.

Die Flügeladjutanten Majore Fürſt Sulkowky und Graf Torres wurden zur Armee nach Deutſchland überſetzt (5. September).

Obwohl der General der Kavallerie Baron Melas ſowie auch Feldmarſchalllieutenant Fürſt Johann Liechtenſtein ſich den Oberſt Radetzky als Kommandanten ihrer unterhabenden Regimenter erbaten, übertrug ihm dennoch der Erzherzog Karl, und zwar aus beſonderen Rückſichten das Kommando des Küraſſierregimentes Nro. 3.

Der am 15. Juli zu Parsdorf geſchloſſene Waffenſtillſtand war von den Franzoſen am 11. November gekündet worden. Die Armee unter dem Erzherzog Johann, an deſſen Seite der Feldzeugmeiſter Baron Lauer ſtand, ohne deſſen Zuſtimmung der junge Prinz nichts verfügen durfte, ſammelte ſich hinter dem Inn.

Radetzky war mit aller Beſchleunigung nach Oberöſterreich geeilt, und übernahm am 24. November zu Ulmerfeld unweit Stadt Steyer, das Kommando ſeines braven Küraſſierregimentes, hochbeglückt, ſogleich wieder zu neuer kriegeriſcher Thätigkeit berufen zu werden, und wenig ahnend, daß nicht volle vierzehn Tage ſpäter, ein Ereigniß eintreten werde, dem ähnlich, welches er fünf Monate früher an den Ufern der Bormida erlebt hatte. Das dritte Küraſſierregiment ſtand in der Brigade Wolfskehl, bei der Reſerve unter dem Feldmarſchalllieutenant

Fürsten Johann Liechtenstein, der sich seit beinahe zwanzig Jahren bei jeder Gelegenheit durch seine Tapferkeit hervorgethan hatte. Bekanntlich überschritt die Armee unter dem Erzherzog Johann gegen Ende November den Inn.

In der sichern Erwartung, sich mit dem bei Abach stehenden Korps des Feldmarschalllieutenants Baron Kienmayer vereinigen zu können, kam es am 3. December zur Schlacht bei Hohenlinden, welche die k. k. Armee wieder hinter den Inn versetzte.

Radetzky hatte in dieser Schlacht mit vier Schwadronen seines Regiments von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, mehrere höchst blutige Attaken gemacht. Bei einer derselben gerieth er in solche Hitze, daß er einem feindlichen Offizier das bereits abgeschossene Pistol an den Kopf warf und ihn dadurch kampfunfähig machte. Er erhielt einen Prellschuß am linken Fuß und verlor wiederum ein Pferd unter dem Leib. Von seinen Handpferden, die ihm in der Nähe folgten, wurden zwei blessirt. Der Feldmarschalllieutenant Fürst Liechtenstein sagt in seiner dienstlichen Relation: „Ich muß die vorzügliche Verwendung sämmtlicher Offiziere anrühmen; ganz besonders aber von der Brigade Wolfskehl die Obersten Radetzky und Kuhnenfeld, welche wegen ihrer Auszeichnung und besonderer Verwendung zu Gnaden anzuempfehlen mich vorzüglich schuldig zu seyn erachte."

Dem am 22. December zu Steyer geſchloſſenen Waffenſtillſtand folgte am 9. Februar 1801 der Lüneviller Frieden.

Die kaiſerliche Armee in Deutſchland war, wo möglich, noch unglücklicher geweſen, als jene in Italien. Doch trug der erlauchte Erzherzog daran keine Schuld. Sein Wille war gebunden durch die dem Feldzeugmeiſter Lauer ertheilte Inſtruktion, und dieſes abnorme Verhältniß ungefähr ſo geſtaltet, wie fünf Jahre ſpäter zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand und Mack.

Indem man zu wenig Vertrauen in die Einſicht der jungen erzherzoglichen Führer zeigte, gab man denſelben Männer an die Seite, die es nur bedauern ließen, daß die Erzherzoge nicht vollkommen ſelbſtſtändig waren. Denn mit geringerer Scheu vor Verantwortung würden ſelbe, bei ihrem Jugendmuth ſowie der allen Gliedern des Hauſes Habsburg beiwohnenden Tapferkeit und Energie, die Armee gewiß weit beſſer geführt haben.

Nach dem Frieden von Lüneville, der dem erſchütterten Europa eine wenigſtens ſcheinbare Ruhe wieder gab, erhielt das dritte Küraſſierregiment die Dislokation in und um Oedenburg.

Radetzky, der mit ſeinem hellen Blick weiter ſah als viele ſeinesgleichen, und der Ueberzeugung lebte, die Friedensruhe werde nicht von allzulanger Dauer ſeyn, ſtrebte um ſo ernſtlicher dahin, die theoretiſche und praktiſche

Ausbildung seiner Untergebenen zu erhöhen. Ihm entging auch nicht ein Zweig des wissenschaftlichen und taktischen Unterrichtes. Neben der Reitkunst, worin er Meister war, betrieb er die Zäumung, Sattlung und Packung, und dieß Alles nach seinen eigenen Angaben. Nebstbei war die Erhaltung und Förderung des in unserem Stand so unerläßlichen Gemeingeistes, der nebst der Liebe zum Vaterland und der Treue zum Monarchen allein zu großen Thaten begeistert, einer jener Gegenstände, dem er die vollste Aufmerksamkeit widmete.

Nach dem Beispiele, welches sein Freund und Waffenbruder Bianchi beim Infanterieregimente Nr. 63 gab, führte Radetzky gleichfalls ein Offizierslesekabinet ein; woraus in späterer Zeit die Regimentsbibliotheken entstanden. Bei seiner wahrhaft väterlichen Fürsorge, seiner Humanität, und den gründlichen Kenntnissen in jedem Zweig unseres Standes, konnte es nicht fehlen, daß die Untergebenen jeden Grades ihm mit besonderer Liebe zugethan waren, und sich aus allen Kräften bestrebten, den Erwartungen ihres würdigen Obersten bestens zu entsprechen. Bald war das dritte Küraſſierregiment, durch seine Ordnung und Schlagfertigkeit, so sehr in der Armee bekannt, daß der Erzherzog Karl selbes den übrigen Kavallerieregimentern als Muster empfahl, und von jedem derselben einen Offizier nebst einem Sattler nach Oedenburg sendete, um die dortigen Einrichtungen im Detail

kennen zu lernen und auf ihre Regimenter zu verpflanzen. Das dritte Küraſſierregiment war das Lehrregiment für die k. k. Reiterei und wurde, eben aus Urſache ſeines vortrefflichen Zuſtandes, 1802 auf die Dauer des Landtages nach Preßburg gezogen.

Als noch in demſelben Jahre unter dem Vorſitze des Generals der Kavallerie, Baron Lilien, eine Kommiſſion über verſchiedene Verbeſſerungen bei der Reiterei in Wien zuſammentrat, ernannte man, wie billig, den Oberſt Radetzky zu einem der Mitglieder. Die Sitzungen dauerten bis ins Spätjahr 1803, worauf das dritte Küraſſierregiment ins Uebungslager bei Minkendorf abrückte und Radetzky Gelegenheit fand, die beantragten taktiſchen Normen praktiſch zu erproben. Um jene Zeit entſtanden die Grundzüge zu den Vorſchlägen für das Manövriren in größeren Körpern, womit er 30 Jahre ſpäter ſo erfolgreich hervortrat.

Auch zu Anfang 1805, wo die vom Feldmarſchall-Lieutenant Baron Mack vorgelegten „Ideen für das Manövriren der Infanterie und Kavallerie“ durch eine von dem Kriegsminiſter, Erzherzog Karl, niedergeſetzten Kommiſſion praktiſch geprüft werden ſollten, widerfuhr dem Oberſt Radetzky die beſondere Ehre, daß man neben dem vom Oberſt Weyrother befehligten damaligen Fußregiment Karl Schröder auch das dritte Küraſſierregiment als Muſterregiment wählte. Beide bezogen ein Lager auf

der Simmeringer Heide und es wurde fleißig exerzirt und erprobt.

Schon seit dem Jahr 1804 hatten Oesterreich, Rußland, England und Schweden ein Bündniß geschlossen, um sich den Anmaßungen Frankreichs zu widersetzen. Preußen, auf dessen Beitritt stark gerechnet worden war, versagte jede Theilnahme und verharrte nach wie vor in unerschütterlicher Parteilosigkeit.

Es brach jener Krieg aus, der dem Vaterland so schwere Wunden schlug, und ihm das kaum gewonnene Venedig wieder entriß. Die Armee ging vom Scheinkampf zum Ernstgefecht über.

Das dritte Küraſſierregiment erhielt seine Eintheilung bei der Armee in Deutschland. Radetzky sah jedoch die Unfälle von Ulm nicht, denn schon auf dem Marsch traf ihn am 27. August seine Beförderung zum Generalmajor und Truppenbrigadier in Italien, mit dem Rang von 1802. Er stand damals im 39. Lebensjahre.

Voll Ungeduld eilte er auf den wohlbekannten Kriegsschauplatz, der für ihn neben so viel angenehmen auch manche bittere Erinnerungen hatte. Er erhielt das Kommando einer leichten Brigade, welche seinem Geist, seiner Thätigkeit, Beweglichkeit und seinem vorzüglichen Ortssinn ganz besonders zusagte. Diese Brigade bestand aus zwei Bataillonen Warasdiner Kreutzer, zwei Bataillonen Oguliner und acht Schwadronen des fünften Husarenregiments,

nebſt einer Kavalleriebatterie, zuſammen etwa 5000 Mann. Sie bildete die Avantgarde des Feldzeugmeiſters Davidovich, welcher den linken Flügel der Armee befehligte.

Radetzky hielt ſeine Vorpoſten hinter der Etſch, von Legnago bis Maſſi. Damals war es, wo er ohne irgend eine Ermächtigung mit einer Huſarenabtheilung durch die Etſch ſchwamm, jenſeits einen franzöſiſchen Poſten überfiel und mit 50 Gefangenen zurückkehrte.

Einen Augenblick hatte man beabſichtigt, Radetzky mit einer Miſſion zu betrauen, die ihm in den damaligen Verhältniſſen unmöglich zuſagen konnte. Der brittiſche General Lord Moira hatte nämlich eine abermalige Landung auf Guiberon projektirt und ſich, auf den Rath Grahams, vom Wiener Hof den kenntnißreichen kaiſerlichen General als Chef ſeines Generalſtabes erbeten. Schon lagen die erforderlichen Gelder bereit. Auch eine Kavalleriediviſion nebſt etwas Artilleriemannſchaft waren bereits bezeichnet, um zu den Britten zu ſtoßen. Man berief Radetzky nach Wien. Aber faſt gleichzeitig mit ihm langte dort die durch Bianchi überbrachte Nachricht von den Vorfällen bei Ulm an, und man ließ nun auf Radetzky's Anrathen die ganze Sache fallen.

Gegen eine Beſtimmung als k. k. öſterreichiſcher Commiſſär in Kutuſows Hauptquartier, ſträubte er ſich noch entſchiedener. Sein ſehnlichſter Wunſch blieb ſtets, wieder

an die Spitze seiner Brigade zu treten. Es erhielt somit der nur sechs Wochen später (11. November) im Gefechte bei Dürrenstein auf die unglücklichste Weise gebliebene würdige Feldmarschalllieutenant Schmidt den Befehl, sich zu dem russischen Feldherrn zu begeben.

Mittlerweile hatte unser großer Erzherzog Karl am 29—31. Oktober die Franzosen unter Massena bei Caldiero geschlagen, konnte jedoch leider in Folge der Unfälle in Deutschland, wohin er ein starkes Korps schon Anfangs Oktober hatte absenden müssen, seinen Sieg nicht benützen, und mußte im Gegentheil am 1. November den Rückzug antreten. Als Radetzky Anfangs November in Italien eintraf, fand er die österreichische Armee am Tagliamento. In Tirol waren die Franzosen bis zum Brenner gekommen. Der Erzherzog Johann ging nun über Klagenfurt gegen die Drau. Die Brigade, welche Radetzky erhielt, zählte nur noch zwei Grenzbataillone und das Uhlanenregiment Erzherzog Karl nebst einer leichten Batterie.

Da kam die Nachricht, daß Marmont mit ungefähr 15,000 Mann schon bei Altenmarkt in Oberösterreich stehe, und Steiermark bedrohe. Der Erzherzog sendete sogleich die Brigade Radetzky über Görz und Laibach, auf Cilli, um den etwa weiter vordringenden Feind wenigstens so lange aufzuhalten, bis die Armee selbst Karlstadt erreicht haben würde, worauf sodann die Brigade die Nachhut übernehmen sollte.

In der Ueberzeugung, daß Marmont unmöglich so weit gekommen seyn könne, erbat sich Radetzky die Bewilligung, über Cilli hinaus in die Richtung gegen Gratz vorgehen zu dürfen, was man ihm gestattete. Er rückte noch am 11. November, als dem Tag, wo ihm der Befehl zuging, mit dem Regiment Erzherzog Karl Uhlanen vom Tagliamento bis Cormons (sechs Meilen), am 12. auf Heidenschaft (sechs Meilen), den 13. über den Karst und durch den Birnbaumerwald bis Laibach (acht Meilen), erreichte am 14. Cilli (acht Meilen) und am Abend des 15. Marburg (acht Meilen). Die Fälle sind nur selten, wo eine Reitertruppe binnen fünf Tagen 36 deutsche Meilen, und dieß meist im Gebirge hinterlegte.

Radetzky hatte richtig gerechnet. Erst am 16. stieß seine Vorhut unter dem Rittmeister Grafen Truchseß an der Murbrücke bei Ehrenhausen auf Marmonts Avantgarde, warf selbe im raschen Anfall zurück, verfolgte sie bis Leibnitz ~~und machte~~ 20 Gefangene nebst acht ~~Beutepferden~~.

Die zwei Grenzbataillone mit der Batterie waren mit Gewaltmärschen nachgerückt.

Die Vereinigung der Heertheile unter den Erzherzogen Karl und Johann an der Drau war am 25. November bewirkt. Die Brigade Radetzky besetzte am 26. Radkersburg, Straß und Mureck, senkte sich sodann ins Raabthal nach Fehring, und rückte bis Güns. Von diesem

Punkt aus traf Radetzky alle Einleitungen, um 4000 Holländern bei Ebenfurth hinter der Leitha mittelst eines Scheinüberfalles das Herübertreten auf die Seite der Oesterreicher zu erleichtern. Alles war aufs Beste überlegt und vorbereitet, als ihm zu Wimpassing der Oberstlieutenant Baron Rehbach die Mittheilung von dem am 6. December abgeschlossenen Waffenstillstand, in Folge der Schlacht bei Austerlitz, machte.

Napoleon gewann diese Schlacht gerade ein Jahr nach Annahme des Kaisertitels. Jetzt konnte er allerdings sich erlauben, dem preußischen Minister Grafen Haugwitz nur wenige Stunden zu gestatten, um sich zwischen Krieg oder einem Bündniß mit Frankreich zu entscheiden. Der eingeschüchterte Staatsmann wählte das Letztere. Preußen trat das Fürstenthum Neufchatel, das Herzogthum Cleve und das Anspachische ab und übernahm dafür Hannover.

Nachdem in Folge des Preßburger Friedens (26. December) stattgefundenen Abzug der Franzosen aus Oesterreich kam Radetzky als Brigadier nach Wien, wo man ihm zugleich eine neue Systemisirung des Militärfuhrwesenkorps und des Thierarzneiinstitutes übertrug. Besonders den zweiten Theil dieser Aufgabe führte er mit erfolgreicher Gediegenheit durch. Die damals von ihm ausgegangenen Verbesserungen sind bis zu der 1809 erfolgten Vereinigung dieser Anstalt mit der Wiener Universität in voller Kraft verblieben.

Auch an der Begründung und dem Gedeihen des durch den Erzherzog Karl zu Wieneriſch Neuſtadt ins Leben gerufenen Equitationsinſtitutes nahm Radetzky, vorzugsweiſe von 1807 bis 1809, den thätigſten Antheil.

Unter ſeiner Leitung bildeten ſich ausgezeichnete Kavallerieoffiziere. Selbſt in ſpäteren Jahren folgte er unverwandt dieſer heilſamen Einrichtung, und verkehrte in dieſer Richtung häufig mit dem wackern Oberſt Matthäus von Steyrer, welcher eine geraume Zeit hindurch dieſem Inſtitute vorſtand, und mit ſeiner derben Biederkeit vielleicht noch bei manchem älteren Kavallerieoffizier in gutem Andenken ſteht.

Als der Erzherzog Generaliſſimus 1806 das auf ſeinen Befehl durch die Generale Mack, Grünne, Bubna, Mayer u. A. entworfene neue Exerzirreglement probweiſe hinausgab, mußte Radetzky, mit dem in ſeiner Brigade eingetheilten dritten Uhlanenregiment, alle vorgeſchriebenen Bewegungen im Detail durchmachen, wobei der Erzherzog ſelbſt fleißig anweſend war, und Manches berichtigte.

Die Friedensjahre bis zum Ausbruch des Kriegs 1809 benützte der Verblichene in vielfacher Richtung für ſeine eigene Ausbildung, und um manches Verſäumte im Gebiete der Militärwiſſenſchaften nachzuholen. Bei raſtloſer Thätigkeit ging ſein einziges Beſtreben dahin, ſich für ſolche Verwendungen würdig vorzubereiten, wie ihm ſelbe in den

nachfolgenden Kriegen auch wirklich zufielen. Das Beſte des Dienſtes, der Ruhm des Heeres, das Wohl des Soldaten, das ſtete Fortſchreiten auf der von ihm gewählten Laufbahn, waren die Pole, um welche ſich ſein ganzes Seyn drehte. In den nur karg zugemeſſenen Mußeſtunden aber wendete ſich ſein reichbegabter Geiſt zu mancherlei militäriſchen, ſtaatsmänniſchen und adminiſtrativen Betrachtungen. Seine Gedanken, Anſichten und Erfahrungen legte er in Denkſchriften nieder, die noch vorhanden ſind, und aus welchen man am beſten entnimmt, was Radetzky war, wie er dachte, wonach er ſtrebte und welch eine Fülle von geiſtreichen Ideen ihn beſeelte.

Der Krieg des Jahres 1809, wozu der Miniſter Stadion die Kriegserklärung verfaßt hatte, brach aus.

Alles ſchien einen glücklichen Feldzug zu verſprechen. Der ruhmgekrönte und allgemein geliebte Erzherzog Karl als Führer, ſeine Umgebung, in der ſich die hochbegabteſten Männer, wie ein Grünne, ein Wimpffen u. A. befanden, die Korpskommandanten Bellegarde, Hohenzollern, Reuß, Hiller, Roſenberg, Liechtenſtein, d'Aſpre, Gyulai, Chaſteller, der Erzherzog Johann an der Spitze der Armee von Inneröſterreich, alle dieſe bekannt durch Wiſſen und Tapferkeit; eine ausgezeichnete Artillerie, wobei der tüchtige Smola, eine vortreffliche Reiterei und Beſpannung, ein vollkommen geregeltes Verpflegungsweſen, ein praktiſch gebildeter General-

stab, kriegserfahrene Generäle, erprobte Stabsoffiziere, Truppen in der Schule des Generalissimus, gebildet, verbesserte taktische Einrichtungen, welche eine nie gekannte Beweglichkeit verbürgten, und zu all diesem noch der unübertroffene Geist der Armee, ihre Kampflust und Vaterlandsliebe, geboben durch den unterm 6. April erlassenen Armeebefehl, der mit den Worten begann „der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten." Dies waren die Elemente, womit Oesterreich einen Krieg eröffnete, in welchem es für Recht und Gesetzmäßigkeit gegen das halbe Europa in die Schranken trat.

Radetzky erhielt das Kommando einer leichten Brigade beim fünften Armeekorps. Dieselbe bestand aus zwei Bataillonen Gradiskaner, zwei Schwadronen Erzherzog Karl-Uhlanen, zwei Schwadronen Kienmayer-Husaren und einer Kavalleriebatterie. Erst später stießen auch die übrigen Escadronen von Erzherzog Karl-Uhlanen dazu, so daß nun das ganze Regiment vereinigt war. Diese Brigade hielt vor Ausbruch der Feindseligkeiten die Vorposten zwischen Braunau und Obernberg. Sie bestand am 16. April das Gefecht bei Seligenthal, wodurch die Bayern nach Pfeffenhausen zurückgedrängt wurden. Am 18. besetzte das fünfte Korps die Höhen von Siegenburg. Nach den Unfällen bei Thann, Rohr, Landshut, Eckmühl und Regensburg (23. April), wo der Erzherzog Karl mit fünf Armeekorps die Donau überschritt, um durch Böhmen nach

Oeſterreich zu ziehen, während Feldmarſchalllieutenant Hiller mit drei Korps im Donauthal hinabrückte, wurde die Brigade aus der Vorhut zur Nachhut, beſtand als ſolche am 20. das Nachtgefecht bei Buttmansdorf und Hornbach, focht beim weitern Rückzug über Altötting und Landshut, am 24. April mit Glück bei Hofau und Frauenhofen (Treffen bei Neumarkt), warf den Feind auf Dietfurt zurück, vertrieb denſelben von dort, ſowie aus der Stellung bei Maſſing und aus dem Wald von Scherneck, und verfolgte ihn bis Eckelhofen. Auf dem weitern Rückzug hinter den Inn deckte die Brigade Radetzky dieſen Fluß von Schärding bis Burghauſen, rückte am 27. auf Altheim und ſicherte am 28., im Verein mit der Brigade Hohenfeld, in der Aufſtellung von St. Martin und Obernberg den Marſch der drei Armeekorps unter Feldmarſchalllieutenant Baron Hiller gegen die Traun. Dieſe bezogen am 1. Mai ein Lager bei Wels und gingen am 2. auf Linz. Radetzky hatte die Weiſung, auf der Straße von Haag zu verbleiben, wurde aber ſchon am 1. Mai bei Ried mit ſolcher Uebermacht angegriffen, daß er fechtend bis Irding und Lambach zurückwich und ſich auf den dortigen Höhen aufſtellte, um des Feindes ferneres Vordringen möglichſt zu erſchweren.

Da erhielt er den gemeſſenen Befehl: „ſich möglichſt ſchnell hinter die Traun zu ziehen," indem Maſſena mit Macht gegen Linz vordringe und die Traun

früher als die österreichische Nachhut zu erreichen drohe. Radetzky, dem es nicht unbekannt war, daß die ganze Division Schusthek sich im Rückzug über Efferding verspätet und kaum einige Hoffnung habe, der Gefangenschaft zu entgehen, falls man nicht durch den äußersten Widerstand bei Lambach den Feind aufhalte und dessen ganze Aufmerksamkeit von der genannten Division ablenke, faßte einen Entschluß, den das alte Rom mit einer Bürgerkrone belohnt haben würde. Er wollte nämlich, gegen den erhaltenen Befehl, bei Lambach so lange als möglich stehen bleiben. Für die Rettung einer ganzen Armeedivision, meinte er, dürfe man schon eine leichte Brigade auf's Spiel setzen, der Einsatz werde noch immer zum Vortheil der k. k. Armee ausfallen. Er ließ dem Feldmarschalllieutenant Baron Schusthek sein Vorhaben wissen und mahnte ihn zur Eile.

Schon um 2 Uhr Morgens, am 2. Mai, wurde Radetzky bei Lambach heftig angegriffen. Von einer standhaften Behauptung konnte kaum die Rede seyn. — Allein Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Die Division Schusthek defilirte mittlerweile auf der sogenannten Ochsenstraße, hinter dem Rücken der im harten Gefecht begriffenen Brigade, und gelangte noch eben zur rechten Zeit hinter die Traun.

Radetzky hatte das Gefecht um Lambach, sowie auch den weitern Rückzug bis Wels in einem gänzlich

offenen Terrain mit bewundernswerther Umsicht und Tapferkeit geführt, und durch mehrmaliges Uebergehen in die Offensive den Gegner vollkommen im Zaum gehalten. Er brachte die Nacht vom 2. auf den 3. bei Marchtrenk zu. Kaum graute aber der Morgen des 3., so setzten die Franzosen ihre Angriffe fort. Der kaiserliche General machte einen meisterhaften Rückzug in anhaltendem Gefecht, über die Welserheide, hielt noch etwas bei Kleinmünchen und gewann, obschon mit genauer Noth, die Brücke von Ebelsberg. Eine Aufgabe, die vielleicht kaum ein Anderer gelöst, schwerlich aber ein Zweiter sich freiwillig aufgebürdet haben würde, war zum Ruhm und Wohl des Heeres glücklich vollführt, nämlich: eine von Lambach vorgedrungene zehnfach stärkere feindliche Macht mit dem glänzendsten Erfolg aufgehalten, und eine Armeedivision gerettet worden.

Für diese That erhielt Radetzky später (im Kapitel vom 8. April 1810) mit Stimmeneinhelligkeit das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens.

Auch bei Neumarkt (6. Mai) focht er mit der Arriergarde, wich erst der feindlichen Uebermacht und ging hinter die Erlaa. Ebenso vertheidigte er, als Hiller das linke Donauufer gewann, die Brücke bei Mautern durch volle 48 Stunden mit seltener Ausdauer, worauf selbe abgebrannt wurde.

Wir ſind bei jener Epoche in der vaterländiſchen Geſchichte angekommen, wo Oeſterreichs tapferes Heer in der weiten Ebene des Marchfeldes, dem franzöſiſchen Kaiſer am 21. und 22. Mai bewies, daß der Doppelaar noch immer unerſchüttert daſtehe wie zuvor. Und wenn in der zweiten Marchfeldſchlacht das Glück den Fahnen des Kaiſers untreu wurde, ſo hat doch auch am 5. und 6. Juli das Heer die glänzendſten Proben von Muth und Hingebung geliefert, und Napoleon überzeugt, daß er es mit einem tapferen Gegner zu thun habe. Nicht jene Siege alle in ſpäterer Zeit, ſelbſt jener bei Leipzig nicht, können der öſterreichiſchen Armee das gelten, was die Schlacht bei Aſpern, denn dort ſtand ſelbe allein, die einzige deutſche Macht gegen einen Feind, mit dem halb Europa verbündet war, und in deſſen Reihen leider auch deutſche Brüder fochten. Der unvergleichliche Held, deſſen Andenken fortleben wird, ſo lange eine öſterreichiſche Armee beſteht, brachte in jenen zwei blutigen Tagen dem franzöſiſchen Kaiſer eine vollſtändige Niederlage bei, und das von ſeinem Geiſt durchglühte Heer bewies, daß es für Kaiſer und Vaterland in die Schranken zu treten wiſſe, mit Gut und Leben. Schwere Tage ſind ſpäter über uns gekommen, viel Blut iſt noch gefloſſen, aber zu allen Zeiten hat dieſe Armee ihre Treue bekundet und nie gewankt, wo es galt, für ein heiliges Recht einzuſtehen. Ja, die öſterreichiſche Armee hat ſchon damals den Völkern Deutſchlands die

Bahn gezeigt zur ſpäteren Erhebung. Dieſer Ruhm bleibt Oeſterreich, und wir dürfen das heutige Deutſchland mit Stolz daran erinnern.

Während der Erzherzog Generaliſſimus ſich im Marchfeld aufſtellte, beobachtete die Brigade Radetzky das linke Donauufer von Kornneuburg bis Nußdorf, ſpäter von Kornneuburg bis Stockerau, was wegen der dicht bewachſenen und moraſtigen Auen, ſowie der vielen Altwäſſer und Gräben keine leichte Aufgabe war. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai überſchritt Radetzky ſogar den Strom und überfiel zu Greifenſtein einen feindlichen Poſten. Es war dieß wieder ein Seitenſtück zu ſeiner waghalſigen Unternehmung bei Maſii (1805). Er liebte derlei kühne Ueberfälle und verſtand ſelbe ungemein richtig einzuleiten. Bald darauf vertrieb er, im Verein mit der Brigade Weißenwolf, die Franzoſen auch aus der großen Donauinſel (Schwarzlake), wo Napoleon im Anfang den Strom zu überſchreiten beabſichtete.

Mittelſt Armeebefehl vom 27. Mai wurde Radetzky zum Feldmarſchalllieutenant und Truppendiviſionär beim vierten Armeekorps ernannt, das unter dem Feldmarſchallieutenant Fürſten Roſenberg-Orſini, rückwärts Markgraf-Neuſiedel lagerte, in der Nähe jenes alten Wartthurmes, der, auf viele Meilen ſichtbar in der weiten Ebene, nunmehr in eine Windmühle umgeſtaltet, bis auf die heutige Stunde in vielen Spuren die

Zeugenschaft gibt, wie blutig hier am 6. Juli 1809 gerungen wurde.

Der neu beförderte Feldmarschalllieutenant übernahm eine Armeedivision, welche aus den Brigaden Weiß und Provencheres, zusammen in zwölf Bataillonen neun Schwadronen bestand; davon standen vier Bataillone an den Marchübergängen von Schloßhof (Neudorf) und Marcheck, so wie auf dem Plateau von Kroisenbrunn und erhielten die Verbindung mit den im Preßburger Brückenkopfe stehenden Truppen unter Generalmajor Bianchi. Das gesammte vierte Armeekorps zählte zwar 41⅙ Bataillone 9 Escadronen, allein es hatte, bei einem Stand von 24,100 Mann Infanterie, 4600 Reiter, nur 19,600 Dienstbare und war nicht mit genugsamer Artillerie versehen.

Es ist hier nicht der Ort, den Einzelnheiten einer Schlacht zu folgen, welche eine welthistorische Bedeutung hat. Nachdem aber Radetzky in derselben eine wichtige Rolle spielte und auf dem Drehpunkt focht, auch das Studium derselben, noch in späteren Jahren, sich zur angelegentlichsten Aufgabe machte, und bei seinem klaren Blick und gutem Gedächtniß jeden, selbst den kleinsten Umstand, so oft davon die Rede war, mit lebendiger Frische in der lehrreichsten Weise besprach, so gewinnt das Gesammtbild durch seine Bemerkungen ein neues Interesse, um so mehr, als diese von ihm jederzeit mit anerkennenswerthem

Freimuth, und weit entfernt, Jemand dadurch verletzen zu wollen, ausgesprochen worden sind. Der unvergängliche Ruhm der tapfern österreichischen Armee erhält durch die Erzählungen des Verblichenen von dieser Schlacht eine erhöhte Bestätigung, und wird nach Verdienst festgestellt. Wenn man die Schlacht bei Deutsch Wagram berührte, pflegte er zu sagen:

„Viel ist zwar schon darüber gesprochen und auch geschrieben worden. In so lange aber die Quellen des k. k. Kriegsarchivs schweigen, bleibt alles Gesagte nur Stückwerk, wo nicht gar bloße Hypothese.“ Er begriff gar nicht, weshalb bis zur Stunde keine von Oesterreich ausgehende pragmatische Bearbeitung dieser Schlacht erschien, und meinte: „die k. k. Armee habe dieselbe durchaus nicht zu scheuen. Eine Arbeit dieser Art würde nur dazu beitragen, manche irrige Ansicht im In- und Ausland zu berichtigen.“ [1]

Als der französische Kaiser in der furchtbaren Gewitternacht vom 4. auf den 5. Juli seine Brücken über den Stadler Donauarm herstellte, und am Morgen aus der Lobau ins Marchfeld debouchirte, hatte Radetzky die Vor-

[1] Der Verfasser gegenwärtiger Schrift hat unter den Augen des Verstorbenen und mit Benützung des vom General der Kavallerie Fürsten Rosenberg geführten Tagebuches, sowie des Spectateur militaire, vor vielen Jahren eine Darstellung der Schlacht am 5. und 6. Juli 1809 ausgearbeitet, und gedenkt selbe vielleicht demnächst zu veröffentlichen.

hut des vierten Korps am Rußbach vorwärts Markgraf-Neusiedl. Man gewahrte deutlich, wie die französischen Kolonnen sich nach und nach fächerartig entwickelten. Voran die Kavallerie, hinter derselben die Infanterie und eine zahlreiche Artillerie.

Nachdem das ganze fünfte Korps an der Schlacht nicht Theil nahm, so konnte der Erzherzog Karl nur über 98,492 Mann Infanterie, 12,086 Reiter und 410 (nach Andern 450) Geschütze verfügen, während Napoleon 146,774 Mann Infanterie, 30,523 Reiter und 584 Geschütze hatte.

Auch gegen das vierte Korps drang der Feind am Nachmittag und Abend des fünften mit großem Nachdruck vor. Der den französischen rechten Flügel befehligende Marschall Davoust beschoß Markgraf-Neusiedel aus vierzig Kanonen, und Radetzky vermochte sich gegen diese, beiderseits Glinzendorf aufgefahrene überlegene Artillerie nur mit großem Verlust zu behaupten.

Davoust ließ, nachdem er Großhofen besetzt hatte, durch die Reiterdivision Montbrün (24 Escadronen) eine Bewegung machen, welche zum Zweck hatte, im weiten Bogen über Obersiebenbrunn den österreichischen Pivot zu umgehen. Es war dieß die erste Andeutung des Grundgedankens seines Kaisers, der am nächsten Tag so meisterhaft durchgeführt wurde. Indessen endeten die mehrmals wiederholten Angriffe der Franzosen am fünften

auf Markgraf-Neusiedel und den dortigen Ravin, ganz so wie auf allen übrigen Punkten der weiten Schlachtlinie, mit dem Zurückwerfen des Feindes. Nach Pelets, so wie nach andern Angaben war das Zurückgehen und überhaupt der Zustand der französischen Armee zum Theil an jenem Spätabend und noch während der Nacht, eben nicht geeignet, bei Napoleon große Hoffnungen für den kommenden Tag zu wecken.

Dem Kommandanten des vierten Korps war übrigens der, obschon mißlungene Versuch Montbrüns, zu einer Umgehung des äußersten linken Flügels, der leider ohne alle Stütze, bloß durch etliche in der Eile aufgeworfene Verschanzungen ohne schweres Geschütz kaum nothdürftig gesichert war, nicht entgangen. Allein im Hauptquartier scheint man am Abend des fünften eine derartige Bewegung des Feindes gar nicht besorgt, oder doch in der Ueberzeugung gestanden zu haben, selbe müsse jedenfalls durch das Erscheinen des Erzherzogs Johann vereitelt werden. Der Generalissimus hatte nämlich seinen Bruder aufgefordert „an einer Schlacht Theil zu nehmen, die muthmaßlich über das Schicksal des Hauses Habsburg-Lothringen entscheiden werde."

Nur die stark hereingebrochene Nacht machte dem blutigen Kampf ein Ende. Die Franzosen zogen sich vor Markgraf-Neusiedel bis Großhofen und Glinzendorf zurück, behielten jedoch beide Ortschaften besetzt.

Das vierte Korps, welches am Abend nur noch 16,391 Mann Infanterie, 703 Reiter ausmachte, wozu jedoch die 2700 Pferde ſtarke Kavalleriediviſion Noſtitz geſtoßen war, verblieb die Nacht vom fünften auf den ſechsten unter Gewehr.

Erſt um zwei Uhr Morgens traf die Dispoſition des Oberfeldherrn ein, „wornach das vierte Korps um vier Uhr früh den feindlichen rechten Flügel angreifen und trachten ſollte, nicht bloß über Siebenbrunn die Verbindung mit dem von Preßburg erwarteten Korps des Erzherzog Johann zu ſuchen, ſondern auch durch eine energiſche Offenſive, den Gegner von dem möglichen Hauptangriff auf den öſterreichiſchen linken Flügel abzuhalten."

Dieß war für den Feldmarſchalllieutenant Fürſten Roſenberg mit ſeinen 43 Bataillonen, 50½ Schwadronen (16,000 Mann Infanterie, 3500 Reiter) und dem wenigen beihabenden Geſchütz keine leichte Aufgabe.

Da die Zeit drängte, ſo beeilte man ſich, die Angriffskolonnen zu ordnen.

Radetzky kam in die vorderſte Linie und war beſtimmt mit 10 Bataillonen, 8 Schwadronen und einer Kavalleriebatterie die Avantgarde der beiden Infanteriekolonnen zu bilden. Die erſte dieſer Kolonnen unter dem Feldmarſchalllieutenant Fürſten zu Hohenlohe-Bartenſtein zählte bloß ſechs Bataillone und ſollte ſich gegen Großhofen dirigiren. Die zweite Kolonne unter dem Feld-

marſchalllieutenant Prinzen Viktor Rohan beſtand aus 16 Bataillonen und erhielt Glinzendorf als Angriffsobjekt. In der Poſition ſelbſt verblieben als Reſerve noch 11 Bataillone. Die geſammte Kavallerie formirte eine dritte Kolonne und hatte ihre eigene Avantgarde von 12½ Eskadronen, nebſt einer Pionnierkompagnie ſammt Laufbrückenequipage. Dieſe Vorhut führte der Feldmarſchall-Lieutenant Nordmann. In angemeſſener Entfernung hinter ihm folgten 30 Schwadronen unter Feldmarſchall-Lieutenant Graf Noſtitz.

Nach der Dispoſition des Korpskommandanten hatte Radetzky, von den ihm folgenden Kolonnen unterſtützt, den Feind aus Großhofen und Glinzendorf zu vertreiben und zu verfolgen, während die beiden Infanteriekolonnen (Diviſionen) vorwärts des letztgenannten Dorfes in zwei Treffen aufmarſchiren würden. Die Kavallerie ſollte den rechten Flügel Davouſts umgehen und, um den linken Flügel der eigenen Infanterie zu decken, ſich gleichfalls in zwei Treffen aufſtellen.

Ein dichter Nebel lag auf den Donauauen und kaum ließen die erſten Sonnenſtrahlen die bewaldeten Hänge der Hohenleiten erkennen, als um vier Uhr Morgens die Vorrückung des vierten Korps begann. Die Franzoſen hielten das zu einer trefflichen Vertheidigung ſehr geeignete Großhofen ſtark beſetzt, und beiderſeits deſſelben eine zahlreiche Artillerie aufgeführt. Ihre Kavallerie hielt in zwei

Treffen etwas rückwärts. Ganz dieſelbe Anordnung beſtand auch bei Glinzendorf. Nur eine leichte Plänklerkette verband beide Punkte.

Radetzky warf die feindlichen Tirailleure raſch zurück, und traf Anſtalten zum Sturm der beiden Dörfer, während man die Teten der Hauptkolonne bis faſt an den Rußbach heranzog. Da erhielt Feldmarſchalllieutenant Fürſt Roſenberg einen Befehl des Erzherzogs Generaliſſimus „nicht ſo raſch vorzugehen.“

Wie befremdend auch in jenem Augenblicke eine ſolche Weiſung erſcheinen mußte, ſo wird ſelbe dennoch dadurch hinreichend motivirt, daß man mit dem Pivot zurückhalten muß, in ſo lange der vorgehende Flügel ſich nicht in gehöriger Linie befindet. Die andern Korps hatten aber die allgemeine Dispoſition viel zu ſpät erhalten, um ſchon um vier Uhr Morgens den Angriff des vierten Korps wirkſam unterſtützen zu können, der ſomit ein vereinzelter geworden war.

Auf den vorgenannten Befehl machte das vierte Korps ſogleich Halt. Die Avantgarde hatte eben die erſten Häuſer von Großhofen und Glinzendorf beſetzt. Radetzky nahm nun eine möglichſt vortheilhafte Stellung, und ließ, unter dem Schutz von vier Eskadronen Erzherzog Ferdinand Huſaren, eine Batterie zwiſchen beiden Ortſchaften auffahren.

Gegen fünf Uhr überbrachte der Flügeladjutant Major Graf Cavriani den Befehl des Generaliſſimus: „jede

Offensive gänzlich einzustellen, auf die Höhen zwischen Markgraf-Neusiedel zurück zu gehen und sich auf deren Vertheidigung zu beschränken.“ Der gleichzeitige Angriff, von dem man so viel erwartete, war aufgegeben.

Ein gänzliches Abbrechen des Gefechtes und ein gesichertes Zurückgeben, wenn man einmal handgemein geworden ist, bleibt, wie die Kriegskunst lehrt, eine der schwierigsten Aufgaben, und kann nur durch Truppen gelöst werden, die, wie solches hier der Fall war, aufs Beste geschult, und folgsam sind, es auch verstehen, unter dem mörderischen Feuer des Feindes todesmuthig auszuhalten, oder doch jeden Schritt Boden theuer erkaufen zu machen.

Das vierte Korps löste diese Aufgabe freilich nicht ohne namhaften Verlust. Radetzky mit seiner Avantgarde, welche nun zur Nachhut wurde, deckte diese retrograde Bewegung, ging erst zurück, als die Haupttruppe bereits wieder auf den Höhen hinter Markgraf-Neusiedel stand, und übernahm nun, wie früher, die Vertheidigung des Rußbaches.

In dem einstündigen Kampfe hatte er etwa 1000 Mann verloren, was aber noch weit empfindlicher blieb, seine Kanonen waren fast sämmtlich demontirt. Das vierte Korps war um eine schöne Hoffnung ärmer. Offiziere und Mannschaft bedauerten laut die rückgängige Bewegung

gerade in jenem Augenblick, wo man im beſten Zug geweſen war vielleicht bis Rutzendorf vorzudringen. Sicher iſt es, daß bei den noch vom Vorabend her ſo gewaltig erſchütterten und auseinander gekommenen einzelnen Theilen der franzöſiſchen Armee, Napoleon nicht vor ſechs Uhr früh mit ſeiner Aufſtellung zu Ende kam. Sodann aber dirigirte er augenblicklich zur Verſtärkung des Marſchalls Davouſt, von Kümmerleinsdorf zwei Infanteriebrigaden gegen Glinzendorf, und ließ die ganze Reiterdiviſion Arrighi über Leopoldsdorf gegen Oberſiebenbrunn vorgehen. Mit dieſer Anordnung ſchob er ſchon am frühen Morgen etwa 32 Schwadronen zwiſchen den linken Flügel der Oeſterreicher und den Erzherzog Johann. Davouſt verſtärkte ſich nach und nach ſogar bis auf 64 Schwadronen (6000 Pferde), und verfügte gegen Mittag faſt über den dritten Theil der Geſammtſtreitkräfte des franzöſiſchen Kaiſers. Dieß war gewiß eine der großartigſten Umgehungen neueſter Zeit, welcher nur jene in der Schlacht bei Fleurus (1815) an die Seite geſtellt werden kann. Es iſt einleuchtend, daß unter ſolchen Umſtänden das Eintreffen des nur etwa 11,000 Mann Infanterie, 1200 Reiter zählenden Korps unter dem Erzherzog Johann für Napoleon nicht die entfernteſte Beſorgniß wecken konnte. Der Feldmarſchall pflegte öfter zu ſagen:

„Ohne beurtheilen zu wollen, ob der Erzherzog Johann zur rechten Zeit hätte kommen können oder nicht, iſt es doch, bei dem nicht geſtützten öſterreichiſchen linken Flügel, und da der franzöſiſche Kaiſer die Hauptmacht auf ſeinen rechten Flügel warf, von ſelbſt klar, daß die Schlacht keinen andern Ausgang genommen hätte, auch wenn der Erzherzog Johann rechtzeitig eingetroffen wäre. Die wirkliche Vereinigung des von Preßburg kommenden Korps mit dem linken Flügel des Generaliſſimus vermochte Napoleon, bei ſeiner notoriſchen Ueberlegenheit, leicht zu hindern, denn er hatte genügſame Reſerven bei der Hand. Geſetzt aber auch, der Erzherzog Johann wäre ſchon am äußerſten linken Flügel geſtanden, ſo würde er doch gegen die ſo großartig eingeleitete Umgehung nichts vermocht haben. Bei dem abſoluten Mangel an ſchwerem Geſchütz in den Schanzen mußte jeder Stoß des Gegners treffen und ſelben dem Ziele näher bringen. Bei der genialen, des tiefſten Studiums würdigen Kräftenvertheilung Napoleons, welche deſſen hervorragenden Feldherrngeiſt am deutlichſten bekundet, würde ſomit das Erſcheinen des Erzherzogs Johann am 6. an der eigentlichen Sachlage nichts mehr geändert haben. Sein Eintreffen konnte vielleicht, jedoch nur unter der Vorausſetzung noch einigen Erfolg gewähren, falls der Generaliſſimus ſchon in der Nacht vom 5. auf den 6. die ganze Armee mit

einem Linksabmarſch bis Ober-Siebenbrunn geſchoben und ſo gewiſſermaßen die feindliche Bewegung kotoyirt hätte, weil Napoleon, in Gefahr von ſeinen Donaubrücken abgeſchnitten zu werden, ſich kaum weiter als bis Ober-Siebenbrunn vom Strom entfernen durfte."

In den erſten Vormittagsſtunden des 6. unterhielt das vierte Korps einen, wenn auch ſehr lebhaften, ſo doch wenig erfolgreichen Geſchützkampf. Sobald die franzöſiſche Artillerie bei Großhofen einen Theil der öſterreichiſchen Aufſtellung zu enfiliren begann, häuften ſich die Verluſte. Nach und nach verſtummte die Artillerie des vierten Korps gänzlich, denn nur einige wenige Geſchütze waren noch brauchbar und kein Erſatz bei der Hand.

Gegen 10 Uhr hatte Napoleon ſeine Vorbereitungen vollendet und ging nunmehr mit dem rechten Flügel in die Offenſive über. Die eigentliche Umgehung war den Reiterdiviſionen Arrighi, Grouchy und Pully übertragen, hinter welchen die Reiterdiviſion Montbrun zog. Gegen dieſe gewaltige Reitermaſſe ſtand, wie wir wiſſen, bloß die Reiterdiviſion Noſtiz bei Ober-Siebenbrunn, alſo etwa 2000 gegen 6000. Kein Wunder, wenn dieſe in Kürze ſich überflügelt und gezwungen ſah, weiter zurückzugehen.

Als die franzöſiſchen Kavalleriekolonnen ſich von Wittau über Rutzendorf in Bewegung ſetzten, und zwiſchen Glinzendorf und Leopoldsdorf anſtandslos den Rußbach

überschritten war Napoleons Absicht deutlich ausgesprochen.

Zugleich mit dieser Umgehung durch die Kavallerie, welche einer drohenden Wetterwolke gleich langsam aber sicher heranzog, griffen die Infanteriedivisionen Friant, Morand, Gudin und Puthod (welch letzterer vier Jahre später, am 29. August 1813, bei Löwenberg in Schlesien durch die Truppen Blüchers vernichtet wurde), Markgraf-Neusiedel und die nahen Abhänge an, und dehnten sich immer mehr rechts aus, um die linke Flanke des vierten Korps zu gewinnen. Radetzky vertheidigte das Dorf und die Mühle auf's Aeußerste und vertrieb sogar aus letzterer den schon eingedrungenen Feind. So währte der Kampf mehrere Stunden. Die feindliche Umgehungskolonne rückte zusehends weiter vor. Auch sechs starke feindliche Infanteriemassen bewegten sich in der Richtung von Ober-Siebenbrunn gegen die unbewehrten Höhen, in drei Treffen geordnet. Hinter ihnen sah man eine zweite Infanterielinie, zwischen und neben derselben aber zahlreiche Kavallerie und Artillerie.

Feldmarschalllieutenant Fürst Rosenberg bildete, um nicht von seiner natürlichen Rückzugslinie, über den Wendlingerhof und Bockflüß auf Wolkersdorf, abgeschnitten zu werden, mit seinem zweiten Treffen eine Flanke. Die Kavalleriedivision Nostiz hatte durch das mörderische Kartätschenfeuer des Feindes furchtbar gelitten. Nach

kurzer Zeit zog sich die Dragonerbrigade Rothkirch auf die Höhen zurück, und nahm Stellung am linken Flügel der von Generalmajor Mayer befehligten Infanterieflanke. Nur die Husarenregimenter Erzherzog Ferdinand und Hessen-Homburg nebst dem Chevauxlegers-Regiment Oreilly verblieben noch am Fuß derselben.

Der Verewigte rügte wiederholt die Verwendung dieser leichten Regimenter. Wir entsinnen uns noch recht lebhaft, wie er sich jedesmal ereiferte, wenn die Rede darauf kam. „Statt mit der Masse zu wirken," sagte er, „attakirte man bloß in einzelnen Regimentern. Wenn daher diese tapfere, von keiner Artillerie unterstützte, leichte Kavallerie, welche sich unerschrocken auf die feindlichen Küraſſiere warf, nichts ausrichtete, so ist dieß kein Wunder. War ein Regiment geworfen, so führte man ein zweites vor. Dennoch hatte der wahrhaft verwegene Muth dieser kreuzbraven Reiterei den feindlichen Infanteriemassen einige Zeit hindurch imponirt.

Radetzky meinte: „Napoleon habe seine Reiterei besser zu gebrauchen verstanden, und doch sey dieselbe bei weitem nicht so trefflich gewesen, als die österreichische. Seine Linienreiterei brachte er nie anders, als in ganzen Brigaden oder Divisionen ins Gefecht, ja er verwendete oft ein ganzes geschlossenes Kavalleriekorps, und gab nie Befehl zum Einhauen, bevor nicht die Artillerie tüchtig vorgearbeitet hatte. Ein ritterlicher Geist bei der Reiterei

iſt lobenswerth. Höher aber ſteht die zweckmäßige Führung, und ſelbſt die höchſte Bravour muß ſich in ſolchen Momenten willig unterordnen."

Die Infanterieangriffe des Marſchalls Davouſt wurden zuſehends nachhaltiger. Die Flanke des vierten Korps ſchlug zwei derſelben entſchieden und mit dem Bajonett ab, erlag jedoch dem dritten. Die Kräfte des Mannes waren erſchöpft und keine Reſerven bei der Hand. Um den alten Wachtthurm war ein blutiger Kampf entbrannt. Auch hier warfen die öſterreichiſchen Bataillonsmaſſen anfänglich den Gegner über den Abhang wieder hinab, und gingen ſogar theilweiſe ſelbſt zum Angriffe über, freilich bloß um Zeit zu gewinnen. Davouſt aber, im völligen Beſitz von Markgraf-Neuſiedel und unterſtützt von einer zahlreichen Artillerie, machte immer wieder ſeine Ueberlegenheit geltend. Die große feindliche Umgehungskolonne in der Linie gegen Bockflüß gewann zuſehends Boden und der Rückzug des vierten Korps durfte nicht länger verſchoben werden.

Fürſt Roſenberg trat denſelben um Mittag, und zwar mit der Infanterie, ſchachbrettförmig an, während die Reiterdiviſion Noſtiz ſolchen deckte. Die Bataillonsmaſſen geriethen zwar theilweiſe ins Gedränge, erreichten jedoch glücklich den Markt Bockflüß.

Radetzky wurde vom Schlachtfeld hinweg beordert, die Defileen im Weidenbachthal bei Großſchweinbart und Hohenruppersdorf zu gewinnen und die Zugänge auf

Gaunersdorf zu vertheidigen, weil man besorgte, der Feind möchte selbe früher erreichen als die Oesterreicher. Zu diesem Zwecke sammelte er die Reste von 5 Fußregimentern nebst dem Jägerbataillon Wattrich, ein mährisches Landwehrbataillon und die schwachen Ueberbleibsel von Stipsicz-, Primatial- und Erzherzog Ferdinand-Husaren.

Der Erzherzog Karl hatte noch um 2 Uhr früh am 6. seinen Bruder von dem glänzenden Widerstand der k. k. Armee am vorigen Tag in Kenntniß gesetzt und ihn aufgefordert, „mit aller Beschleunigung über Unter-Siebenbrunn und Leopoldsdorf dem Feind in den Rücken zu gehen."

Dieß war nicht mehr ausführbar. Erzherzog Johann hatte die erste vom 4. Abends 7 Uhr datirte Weisung des Generalissimus am 5. früh 5 Uhr erhalten. Der aus dem Hauptquartier Deutsch-Wagram damit abgesendete Offizier war nämlich von dem Abbrechen der Neudorfer Marchbrücke nicht verständigt worden. Als er daher, bei Schloßhof eingetroffen, solches erfuhr, mußte er wieder bis Marcheck hinauf reiten, sich dort übersetzen lassen und abermals auf Neudorf herabgehen. Alles dieses geschah bei dunkler Nacht, und es gingen dadurch sechs kostbare Stunden verloren.

Verschiedene Umstände und Mißverständnisse, vorzüglich aber das Sammeln der Truppen und die Verpflegung von Mann und Pferd, nebst Abfassung der Munition,

hatten zur Folge, daß der Erzherzog Johann erst am Spätabend des 5. von Preßburg abrücken konnte. Wer sich den damals so beschwerlichen Weg über Blumenau auf Marcheck vergegenwärtigen will, wird begreifen, daß sein Korps auf diesem Nachtmarsch ziemlich auseinander kam und erst um 10 Uhr Vormittags am 6., also erst im Moment, als der österreichische linke Flügel entschieden umgangen war, bei Marcheck wieder vereinigt werden konnte. Erzherzog Johann setzte, als endlich auch sein Geschütz eingetroffen war, gegen Mittag den Marsch weiter fort.

Von Marcheck auf Leopoldsdorf rechnet man 5 Wegstunden. Die von Generalmajor Eckhardt befehligte Vorhut (1 Jägerbataillon, 4 Eskadronen) erreichte um 4 Uhr Nachmittags die Höhen von Ober-Siebenbrunn und erfuhr hier den Ausgang der Schlacht. Nichts desto weniger stellte der gegen 5 Uhr ebenfalls eingetroffene Erzherzog sein schwaches Korps zwischen Schönfeld und Ober-Siebenbrunn auf und schob seine Avantgarde näher an Markgraf-Neusiedel. Man stieß bald auf den Feind, welcher Leopoldsdorf und Breitstetten besetzt hatte. Aber der Geschützdonner in der Richtung gegen Bockfluß entfernte sich immer mehr.

Unter solchen Verhältnissen erübrigte wohl nichts anderes, als an die March zurückzugehen und nur die Vorhut bei Schönfeld stehen zu lassen.

Der Verluſt des vierten Korps in der Schlacht bei Deutſch-Wagram betrug ungefähr die Hälfte ſeines ausrückenden Standes am Morgen, ein Verhältniß, wie ſolches wenige Schlachten der Neuzeit zeigen.

Auch an dieſen beiden Schlachttagen hatte Radetzky wieder ein Pferd unter dem Leib verloren. Die amtliche Relation ſagt: „er habe die rühmlichſten Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner militäriſchen Talente abgelegt.“

Noch auf dem Schlachtfelde ernannte ihn der Erzherzog Generaliſſimus „zum Beweiſe der vollen Zufriedenheit mit deſſen ausgezeichnetem Benehmen“ zum zweiten Inhaber des 4. Küraſſierregiments. Mittelſt Allerhöchſtem Handbillet vom 6. September verlieh ihm aber die Huld des Monarchen die erſte Inhabersſtelle des 5. Huſarenregiments, welche er bis an ſeinen Tod begleitete. Nur zweimal tauſchte dieſes tapfere Regiment den Namen des Verewigten mit einem andern, und der Feldmarſchall trat während dieſer Zeit in die beſcheidene Stellung eines zweiten Inhabers zurück. Das erſtemal im Jahre 1814, wo der Prinzregent von England, nachmals Georg IV., das 5. Huſarenregiment erhielt, das andermal, als ſolches 1831 dem Könige Karl Albert von Sardinien verliehen wurde, der ſich dieſer Ehre in der Folge ſo unwürdig zeigte.

Die Schlacht bei Deutſch-Wagram wurde durch Na-

poleon gewonnen, ohne daß dieser selbst im ersten Moment daran glauben wollte. Mehrmals vernahmen wir aus dem Munde des Verstorbenen die Worte: „Einen Augenblick stand der französische Kaiser in der sichern Erwartung, der Erzherzog Generalissimus werde am nächsten Morgen den Kampf fortsetzen. Es wäre dieß auch möglich gewesen, falls man den linken Flügel auf der Hohenleuthen refüsirt, sich mit dem Korps des Erzherzogs Johann vereinigt, und einen kombinirten Angriff unternommen hätte."

Erst als die k. k. Armee ihren weiteren Rückzug antrat, begriff Napoleon vollständig die Bedeutung des Erfolges, und dachte nicht länger an eine bloß verstellte Rückzugsbewegung der Oesterreicher, die ihn mehr und mehr von seiner Verbindung mit den Donauübergängen weglocken sollte, um alsdann mit vereinter Macht über ihn herzufallen. Er hatte gesiegt, und, seine strategische Ueberlegenheit war offenbar. Aus dem eigenen, jenem seiner Gegner ganz gleich kommenden Verlust, so wie aus der stets kampffähigen Haltung, welche die österreichische Armee auch nach der Schlacht fortwährend bewahrte, erkannte er jedoch leicht, daß es eines weitern Sieges bedürfe, um ein solches Heer zu beugen, und seinen Willen als Gesetz vorzuschreiben.

Radetzky hatte auf dem Weg von Markgraf-Neusiedel über Schönkirchen ins Weidenbachthal, nicht nur

viele Verſprengte, ſondern auch das ganze Chevaulegers-regiment Oreilly an ſich gezogen. Er beſetzte das dortige Defilee und plänkelte die ganze Nacht hindurch mit dem Feind, welcher ihm in dieſer ziemlich bewaldeten Gegend nur ſehr vorſichtig folgte. Mit grauendem Morgen am 7. zog er ſich langſam auf die Höhen von Gaunersdorf, während das vierte Korps von Wolkersdorf auf Miſtelbach abrückte.

Auch an dieſem Tag beſtand er ein fortwährendes Nachhutgefecht auf den Höhen von Wolfpaſſing, Pierawarth und Hohenruppersdorf. Sein feſtes Ausharren machte es allein möglich die ſo zahlreiche Artillerieſerve und das Armeefuhrwerk durch das ſchwierige Defilee von Gaunersdorf zu bringen, nachdem ſelbe nahe daran geweſen waren, eine Beute des Feindes zu werden.

Man erzählt ſich, daß der Kommandant des vierten Korps, als er dieſer vielen Reſervegeſchütze anſichtig wurde, es tief bedauerte, nicht in der Lage geweſen zu ſeyn, über einen Theil derſelben am Vormittag des 6. verfügen zu können, weil dann ſeiner Meinung nach die Umgehung des öſterreichiſchen linken Flügels wo nicht ganz vereitelt, ſo doch bedeutend verzögert worden wäre.

Der kräftige Widerſtand der ſchwachen Nachhut unter dem Befehl Radetzky's brachte einen großen ſtrategiſchen Vortheil. Davouſt wurde nämlich zu dem

Glauben verleitet, die gesammte Armee des Erzherzogs Karl stehe vor ihm, gehe somit auf der Brünnerstraße zurück. Dadurch verlor Napoleon einen vollen Tag in seiner Verfolgung gegen Znaym.

Als das vierte Korps am 8. gegen Laa rückte, von wo es später, längs der Thaya, die Gegend von Muschau, somit die Brünnerstraße abermals, gewann und deckte, hatte Radetzky fortwährend die Nachhut. Hiezu überwies man ihm das Jägerbataillon Wattrich und 20 Schwadronen Husaren. Mit diesen Kräften widerstand er am 8. bei Mistelbach so lange, bis eine feindliche Umgehungskolonne von Wilfersdorf gegen Eibesthal poussirte, worauf er sich nach Siebenhirten zurück zog.

Der überaus schwierige Flankenmarsch des vierten Korps von Laa über Dürnholz nach Muschau, wobei man beim Ruhehof sieben Brücken über die Thaya hergestellt hatte, konnte, nach dem eigenen Geständniß des Feldmarschalllieutenants Fürsten Rosenberg nur dadurch gelingen, daß Radetzky die geschicktesten Vorkehrungen traf, um den Feind glauben zu machen, die Marschrichtung des Korps gehe flußaufwärts nach Znaym.

Doppelt beschwerlich blieb diese Flankenbewegung, weil der Soldat seit 5. Juli keine warme Kost erhalten hatte, und bei der unerträglichen Sonnenhitze, so wie den

häufig entſtandenen Bränden der Kornfelder, wodurch Rauch und Flammen weithin getragen wurden, während des Marſches ſelbſt allein bei vierzig Mann todt niederſanken.

Radetzky wurde am 9., wo das vierte Korps ſeinen Flankenmarſch ausführte, ſchon am frühen Morgen bei Siebenhirten nachdrücklich angegriffen, und in dem waldigen Gelände, wo die Reiterei nicht wohl verwendbar blieb, über Hörersdorf und Staatz zurückgedrängt. Er mußte eilen, ſich der Verfolgung zu entziehen, und ſeine Rückzugslinie feſtzuhalten, denn ſchon drang eine feindliche Kolonne von Poysdorf über Falkenſtein, in der Richtung auf Neudorf vor, deren Stärke man in dem dortigen, ſtark zerklüfteten und bewaldeten Boden unmöglich zu ſchätzen vermochte. Deßhalb ſendete er ſein Jägerbataillon eiligſt an die Thayabrücke bei Dürnholz, über welche ſein Rückzug ging, und ſtellte nur ſeine Huſaren bei Neudorf auf. Die Reiterei von Davouſt's Avantgarde rückte von Staatz auf der Straße an, während eine Seitenkolonne von Zlabern vorging. Durch den glänzenden Widerſtand, welchen Radetzky mit einer Escadron Oreilly-Chevauxlegers und dem Huſarenregiment Erzherzog Ferdinand leiſtete, wurde jedoch der Feind beſchäftigt, und dem mit zwei Huſarenregimentern faſt abgeſchnittenen Generalmajor Fröhlich die Zeit gegönnt, beim Ruhehof hinter die Thaya zu gelangen.

Das vierte Korps hatte ſeine Aufſtellung bei Möd-ritz und Monnitz erreicht, worin es die beiden Straßen von Wien nach Brünn und Olmütz deckte.

Da traf am 13. Morgens die dienſtliche Verſtändigung von dem Abſchluß des Znaymer Waffenſtillſtandes ein. Nachdem durch letzteren den Franzoſen der Brünnerkreis eingeräumt werden mußte, ſo bezog das vierte Korps eine Kantonirung im Olmützer- und Hradiſcherkreis.

Radetzky ſtand damals an der Spitze einer Armeedivision von 15 Bataillonen 16 Schwadronen und ſollte eben in den Verband des ſechsten Korps übertreten, als er eine andere und höhere Beſtimmung erhielt.

Dritte Periode.

Radetzky als Chef des Generalstabes (1809–1815).

Der Erzherzog Karl hatte bald nach der Schlacht von Znaym und dem allda geschlossenen Waffenstillstand, zu Littau in Mähren seine hohe Würde eines Generalissimus niedergelegt, und mit ihm war auch sein kenntnißreicher Generalquartiermeister, der Generalmajor Freiherr Max Wimpffen abgetreten, von welchem Zach ein Decennium früher behauptete; „er werde wohl einen trefflichen Generaladjutanten, aber nie einen tüchtigen Chef des Generalstabes abgeben.“

Die beiden wichtigsten Stellen im Heere waren dadurch, und zwar in einem Augenblick erledigt, wo man noch nicht abzusehen vermochte, wie der Waffenstillstand enden würde, indem der Kaiserhof, wie billig, Anstand nahm, in die Bedingungen des französischen Herrschers

einzuwilligen, und entſchloſſen ſchien, den keineswegs ausgetragenen Kampf wieder aufzunehmen.

Der Befehl des Kaiſers berief den tapferen und hochherzigen Feldmarſchall Fürſten Johann Liechtenſtein, deſſen Name einen guten Klang hatte im Heer, an deſſen Spitze, und dieſer wählte Radetzky, deſſen Befähigung ihm aus den italieniſchen Feldzügen wohl bekannt war, zum Vorſtand ſeiner Operationskanzlei. Es half kein Sträuben. Der Wille ſeines Kaiſers, der ihm zu allen Zeiten als das heiligſte Gebot galt, blieb hier allein maßgebend.

In Folge allerhöchſten Handbillets vom 21. Auguſt aus Komorn, übernahm er einen Poſten, welcher, unter den damaligen Verhältniſſen doppelt ſchwierig erſcheinen mußte, und für den treuen Diener ſeines Monarchen, ſo wie für ein ächt öſterreichiſches Herz jedenfalls nur Unerfreuliches in nahe Ausſicht ſtellte, abgeſehen von all der großen Verantwortlichkeit, welche damit verbunden war.

Kaiſer Franz hatte in der ſtürmevollen Zeit, welche die größere Hälfte ſeiner langen Regierung bewegte, d. h. ſeit dem Beginn des Revolutionskrieges, die größten Anſtrengungen für die Ruhe von Europa, für das Recht und Gleichgewicht der Staaten, beſonders aber für die deutſche Sache, gegenüber der franzöſiſchen Willkühr und Eroberungsſucht, gemacht, und auch dann noch nicht darin nachgelaſſen, als er hiebei von Preußen und allen jenen

deutſchen Fürſten verlaſſen worden war, deren Intereſſen er vertheidigte. Der Wiener Hof hatte nur offene Feinde oder falſche Freunde. Alles ſchien ſich gegen den Doppelaar verſchworen zu haben. In dem Kriege, welchen man eben führte, ſtanden neben Frankreich auch Italien und ganz Deutſchland. Der Kampf ſchien unter ſolchen Verhältniſſen ebenſo nutzlos als unklug.

Selbſt die Vertheilung und Aufſtellung der öſterreichiſchen Kriegsmacht im Auguſt und September des Jahres 1809 konnte nicht zweckentſprechend genannt werden, falls es ſich darum handelte, die Feindſeligkeiten wieder aufzunehmen, denn ſie ließ weder eine gemeinſame noch eine concentriſche Operation zu. Die durch den ausgebrochenen Typhus ungemein herabgekommene Hauptarmee ſtand ſehr gedrängt im Waagthal; die ungariſche Inſurrektion bei Komorn, das Korps unter dem Erzherzog Johann bei Szalaber und Kisber im Eiſenburger Komitat, jenes unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen Ignaz Gyulai um Warasdin, ein anderes unter Feldmarſchalllieutenant Baron Zach bei Agram. Die Armeeaufſtellung beſchrieb ſomit einen weiten Bogen, von den Quellen der Waag bis an die Ufer der Save, und umfaßte eine Ausdehnung von beiläufig ſechzig deutſchen Meilen.

Dabei hatte der Znaymer Waffenſtillſtand dem Feind das ganze Donauthal nebſt der damaligen Feſtung Raab

überliefert, und von Preußen, deſſen König nach der Aſpernſchlacht zur Theilnahme am Krieg, durch den Freiherrn Steigenteſch im Namen Oeſterreichs aufgefordert, anfangs einige Hoffnungen gegeben hatte, ſtand jetzt nichts mehr zu erwarten.

Eine Offenſive der Oeſterreicher konnte alſo nur entweder zwiſchen der Donau und dem Neuſiedlerſee, oder um dieſen herum, in der Richtung auf Oedenburg, erfolgen, wobei man vielleicht ganz in denſelben Fehler verfiel, deſſen ſich Wurmſer 1796 in Italien ſchuldig machte und den Kaiſerſtaat das wichtige Mantua nebſt einem tapfern Armeekorps koſtete. Der einzige Unterſchied beſtand etwa darin, daß man hier, weit mehr als dort, auf unwegſame, ſogar ausgedehnte Moorſtrecken verwieſen blieb.

Ein weiteres und gewiß ſehr wichtiges Bedenken ſchuf die Verpflegung. Selbe ging von der Hand in den Mund und man darf die öſterreichiſche Armee doppelt achten, daß unter ſolchen Bedrängniſſen, für welche der Miniſter, Graf Zichy, nach ſeinem eigenen Geſtändniß keine Abhilfe wußte, die muſterhafteſte Mannszucht beobachtet wurde. Wenn nun aber an ein Zuſammenbringen der nöthigen Vorräthe nicht zu denken war, ſo ſchwand auch jeder Gedanke an eine kräftige Offenſive. Und doch konnte nur dieſe letztere einigen Erfolg verſprechen. Denn was die Defenſive leiſte, hatte man eben noch erprobt.

Endlich ſoll auch nicht unerwähnt bleiben, daß die

und da die vorgekommenen Fehler im Detail der Führung wesentlich beigetragen hatten, Geist und Haltung des Soldaten herabzustimmen, und eben darum war von der Begeisterung und dem herrlichen Aufschwung beim Anfang des Krieges ein gut Theil dahin. Man hoffte nichts mehr von der Zukunft.

Alle diese Betrachtungen bestimmten Radetzky, als man auch seine Meinung zu vernehmen wünschte, für den Abschluß des Friedens um jeden Preis einzurathen. Er that dieß aus voller, inniger Ueberzeugung, wie sehr auch sein Patriotismus sich gegen ein solches Votum sträubte. Dieser Frieden kam zu Schönbrunn am 14. Oktober zu Stande, und legte neben vielen andern schweren Opfern dem Kaiserstaat auch die bittere Verpflichtung auf, 75 Millionen Gulden als Kriegssteuer zu entrichten, und, laut eines geheimen Artikels, nur 150,000 Mann unter den Waffen zu halten.

Es war eine Maxime Napoleons, derlei drückende Begehren zu stellen. Ganz in derselben Weise hatte Preußen im Tilsiter Frieden einwilligen müssen, nur 40,000 Mann zu halten. Alles bei ihm zielte nur auf die Schwächung Deutschlands, auf die Erniedrigung unseres Vaterlandes ab.

Für Radetzky war es schon damals klar, daß ein solcher Friede nur transitorisch sey und trotz der scheinbar innigsten Beziehungen, welche der friedliebende Kaiser

Franz durch das seinem Herzen theuerste Opfer zu befestigen hoffte, keine lange Dauer versprechen könne. Denn bedeutende Gebietsstrecken mußten geopfert werden. Die Finanzen waren mächtig erschüttert. Der Verlust der Küstenländer am adriatischen Golf schloß die österreichische Industrie vom Seehandel aus und beschränkte dieselbe nur auf den innern Verkehr. Der zwar ruhmvolle aber unglückliche Ausgang des Krieges stand nicht im Verhältniß mit den Erwartungen, die man sich gemacht.

Mit den abgetretenen Gebietstheilen waren die Werbbezirke von sechs Infanterieregimentern verloren gegangen, weßhalb diese letztern aufgelöst werden mußten. Von der Militärgrenze wurden die sechs kroatischen Regimenter den neuen französisch-illyrischen Provinzen einverleibt. Die Armee kam auf einen sehr geringen Locostand. Die deutschen Infanterieregimenter behielten nur zwei Bataillone zu sechs Kompagnien, jede von 50 Mann in loco. Das dritte Bataillon, zu vier Kompagnien, unter dem Namen „Chargendepot", hatte gar keine Mannschaft. Alle Landwehren waren aufgelöst und nach Haus gesendet worden. Die Jägerbataillone kamen von sechs auf zwei Kompagnien, die schwere Kavallerie von sechs auf vier, die leichte von acht auf sechs Eskadronen. Die ungarischen Infanterieregimenter allein behielten ihre 120 Gemeine per Kompagnie. Nur zur Exerzirzeit im Herbst erhöhte die deutsche Infanterie, auf vier Wochen, die Stärke ihrer

Kompagnien auf 100 Gemeine. An Uebungslager war nicht zu denken. Es war eine überaus traurige Zeit, die bis zum Jahre 1812 dauerte.

Nach Radetzky's Vorschlag sollten die 150,000 Mann nur als Stamm für künftige Errichtungen angesehen und Alles dergestalt vorbereitet werden, um jeden Augenblick wieder eine große Armee-Augmentation vornehmen zu können. Denn trotz Allem was geschehen, war Oesterreich doch immer eine Großmacht geblieben und verfügte über solche Hilfsquellen, um bei jeder größeren europäischen Frage als eine Macht von Gewicht aufzutreten und nach eigenem Ermessen zu handeln. Das Wiener Kabinet war auch gar nicht gewillt, sich seines Antheiles an den europäischen Angelegenheiten zu entschlagen. Es vermochte dieß nicht, wollte es sich nicht selbst von allen großen Berathungen ausgeschlossen sehen und jenen politischen Einfluß verlieren, der für das Gleichgewicht der Staaten unerläßlich ist.

Der im Oktober 1809 an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten getretene Graf Klemens Metternich empfand mehr als jeder Andere das ganze Gewicht der von Radetzky gestellten Anträge. Allein der Hofkammer-Präsident Graf Michael Wallis stemmte sich, mit steter Hinweisung auf die Finanznoth, gegen alle kostspieligen Vorkehrungen. Er ging von der Ansicht aus: „Oesterreich sey wenigstens für die nächsten zehn, ja vielleicht gar für

dreißig Jahre nicht im Stand, an einen neuen Krieg zu denken."

So kam es, daß die heilsamsten Vorschläge für eine bessere Wehrverfassung beseitigt und selbst jene nicht beachtet wurden, die bei einer künftigen Mobilmachung als augenblicklich nothwendig in vorderster Linie standen. Der Feldmarschall pflegte öfter in späterer Zeit zu sagen: „Graf Wallis schlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden, als Napoleon selbst." Dennoch hat Radetzky, und dieß ist ein vortretender Zug in seinem Charakter, während den drei Jahren von 1809 bis 1812 zu keiner Zeit aufgehört, in Wort und Schrift diesen großen Gedanken zu verfechten und ihm Eingang zu verschaffen.

Der Posten eines Chef des Generalquartiermeisterstabes brachte überhaupt mancherlei Verdrießlichkeiten. Man möchte fast behaupten, selbe seyen von diesem Wirkungskreis unzertrennlich. Es ist nämlich eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß man in vielen Staaten absichtlich dahin zielt, jenes Korps, in welchem vorzugsweise die Intelligenz repräsentirt und das beim Ausbruch eines Krieges vor Allen berufen ist, mit den wichtigsten Funktionen, worunter wir die Leitung und Aufstellung der Truppen unbedingt zählen müssen, betraut zu werden, im Frieden von jenen Geschäften zu entfernen, welche es im Felde übernehmen soll.

„Es gibt Truppenführer," sagt der preußische General der Infanterie von Reiche in seinen „Denkwürdigkeiten",

„die von Hauſe aus gegen Alles, was Generalſtab heißt, eingenommen und von Vorurtheil gegen dieſes Korps erfüllt ſind. Sie ſehen den Generalſtabsoffizier oft mit ſcheelen mißtrauiſchen Augen an, glaubend, daß er ſich etwas herausnehme oder den Hofmeiſter machen und ſie lenken wolle, was ſie als Beeinträchtigung und Verdunklung ihres Anſehens zu hindern und abzuwehren trachten. Findet ſich dann noch in der Umgebung des Führers ein intriganter Charakter, der Einfluß auf denſelben hat und, wie ſolches meiſt der Fall, geſchickt genug iſt, im Dunkeln zu ſchleichen, ſo iſt das Verhältniß des Generalſtabsoffiziers keineswegs zu beneiden. Bei ernſteren Anläſſen, nicht ſelten ſchon bei der erſten Affaire, ändert ſich jedoch oft plötzlich das Verhältniß und das unentbehrliche Vertrauen kommt von ſelbſt.“

Dieſer Ausſpruch eines verdienten und kriegserfahrenen Generals bedarf keines weitern Kommentars. Der Generalſtabsoffizier wird in ſo lange unentbehrlich bleiben, als nicht die intellektuelle Bildung und praktiſche Erfahrung jeden einzelnen Offizier in der Armee für dieſe Dienſtleiſtung befähigen. Und davon ſind die heutigen europäiſchen Heere noch weit entfernt. Eine Verſchmelzung des Generalſtabes mit der Adjutantur aber, wie einzelne Stimmen beantragt haben, könnte, bei den ſo vielſeitigen und verſchiedenartigen Anforderungen beider Geſchäftszweige, auf die Dauer kaum einigen Beſtand verſprechen.

Gleich bei der Uebernahme seines Dienstpostens war Radetzky verpflichtet worden, „alle eingehenden Berichte, Anfragen u. dgl., welche sich auf Operationsangelegenheiten bezogen, nicht bloß seinem Armeekommandanten, sondern auch dem Feldmarschall Grafen Bellegarde und Feldmarschalllieutenant Baron Duka mitzutheilen und erst nach deren Zustimmung das Amt zu handeln.“ Zu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß ein solcher Befehl mit Nachtheil für den Dienst, andererseits aber auch mit Konflikten verbunden sey, denen sein friedliebender Charakter gerne aus dem Weg ging, hatte er gleich in den ersten Wochen um Enthebung von seiner Anstellung gebeten, aber auch dießmal wieder, wie immer, dem Befehl seines Kaisers zum Verbleiben gehorsamt.

Neue und harte Kämpfe weckte die, laut Allerhöchstem Handbillet vom 15. December 1809 angeordnete neue Organisation des Hofkriegsraths. Ob ein Bedürfniß zur Umgestaltung vorhanden gewesen, wollen wir nicht entscheiden. Wir möchten bloß hier anführen, daß Napoleon bei verschiedenen Anlässen über die österreichische Armeeverwaltung sich überaus beifällig äußerte, und bedauerte, wie ihn manche nicht zu umgehende Hindernisse abhielten, auch seinem Heere eine ähnliche Einrichtung zu geben.

Der Feldmarschall Graf Bellegarde war zum Präsidenten, der Feldzeugmeister Baron Kerpen zum Vice-

präſidenten des Hofkriegsrathes ernannt worden; zwei Männer, denen ein reicher Schatz von Kenntniſſen und hoher Kriegserfahrung zu Gebot ſtand. Die vier wirklichen Hofkriegsräthe waren: die Feldmarſchalllieutenante Baron Lattermann und Stipſics, der Generalmajor von Klein, ein trefflicher Kenner der Militärgrenze, und der jeweilige Chef des Generalquartiermeiſterſtabes. Im Allerhöchſten Handbillet hieß es: „das militäriſche Gremium des Hofkriegsrathes habe alle rein militäriſchen Gegenſtände zu prüfen und zu behandeln, wobei der jeweilige Vorſtand des Generalquartiermeiſterſtabes als Referent für alle Militaria gelten und die betreffenden Ausfertigungen durch Offiziere der ihm unterſtehenden Korps beſorgen laſſen ſolle.“

Für den politiſch-ökonomiſchen Theil wurden ſieben Hofräthe als Referenten aufgeſtellt, die zwar als Departementschefs fungirten, jedoch ihre Ausfertigungen ante expeditionem den Generalen des Hofkriegsrathes zur Gutheißung vorzulegen hatten.

Dieſe Anordnung war gewiß höchſt ſachgemäß und bezeichnete genau den Wirkungskreis des Generalquartiermeiſterſtabes. Man fand jedoch ſchon im erſten Augenblick Mittel und Wege, die kaiſerliche Willensmeinung zu umgehen. Der bei den erſten Sitzungen noch abweſende Feldmarſchall Graf Bellegarde wurde durch den Feldmarſchall Grafen Joſef Colloredo vertreten. Bei Feſt-

ſtellung der Geſchäftseintheilung trat der älteſte Hofrath und Kanzleidirektor Schuppe, ein am Aktentiſch verknöcherter und auf ſeinen Einfluß höchſt eiferſüchtiger Mann, auf, und ſuchte mit vieler Wärme das Unhaltbare der neuen Einrichtung darzuthun. Radetzky widerlegte ihn ſchlagend und es fiel dabei von beiden Seiten manch herbes Wort.

Mit alleiniger Ausnahme des Feldmarſchalllieutenants Stipſicz pflichteten alle andern Hofkriegsräthe dem Chef des Generalſtabes bei. Nichts deſto weniger ließ ſich ſchon aus den erſten Sitzungen abnehmen, daß man die Hoffnung aufgeben müſſe, den alten Schlendrian, und den bisher ſo mächtig geweſenen Einfluß der Hofräthe gänzlich zu beſeitigen. Es blieb dieß jener Zeit vorbehalten, wo, vier Decennien ſpäter, Seine Majeſtät unſer jetziger Kaiſer der Armeeverwaltung in allen Theilen eine verbeſſerte und weiſe, den Bedürfniſſen der Zeit entſprechende Einrichtung gab.

Feldmarſchall Colloredo hatte, als bloßer Stellvertreter, eine ſo delikate Sache bis zum Eintreffen des Feldmarſchalls Bellegarde vertagt. Dieſes erfolgte nach drei Monaten. Der Kriegspräſident ließ ſodann noch weitere ſechs Wochen verſtreichen, und beantragte hierauf: die Errichtung eines beſondern Militärdepartements des Hofkriegsrathes. Es ward bewilligt, und dadurch der Einfluß des Generalſtabes auf

die oberſten Militärangelegenheiten für immer beſeitigt.

Nach dem aufgeſtellten Grundſatze: „der jeweilige Militärreferent dürfe nur Oberſt ſeyn“ blieb, da die Hofräthe den Rang von Generalen hatten, dem Erſteren bloß die letzte Stimme im Rath. Der Oberſt Baron Radoſſevic war der Erſte auf dieſem Poſten. Nach ihm kamen die beiden Mertens, Vater und Sohn, ein Kavanagh, Zanini und Dreihann, lauter Männer, denen die Armee ſowohl wegen ihrer Geſchäftskenntniß als ihres Charakters eine beſondere Hochachtung zollte.

Die Form, welche der Hofkriegsrath im Jahr 1809 erhielt, beſtand bis zum Jahr 1848, wo dieſe Hofſtelle, kurz nach dem Tod ſeines ſo würdigen und ritterlichen letzten Präſidenten, des Generals der Kavallerie Grafen Ignaz Hardegg-Glatz, mit der Märzrevolution zu Grab getragen wurde, und ſein dreihundertjähriges Beſtehen durch ein Kriegsminiſterium verdrängt ſah. Einige Jahrzehnte früher war die Amtsgewalt des Hofkriegsrathes durch die Bildung einer ſtaatsräthlichen Militärſektion bereits weſentlich beſchränkt worden.

Noch in einer viel ſpäteren Zeit ſprach der Feldmarſchall wiederholt über dieſen Gegenſtand, und wir haben geglaubt, ſelben, wenigſtens als hiſtoriſche Thatſache, etwas umſtändlicher berühren zu ſollen.

„Man hat — pflegte er ſich zu äußern — den öſter-

reichiſchen Hofkriegsrath vielfach und meiſt unverdient geſchmäht. Wären die nach und nach entſtandenen Auswüchſe mit feſter Hand beſchnitten, der Wirkungskreis nicht beſchränkt und die Amtsgewalt Einzelner gehörig eingedämmt worden, hätte man am Geiſt der Lacy'ſchen Einrichtungen feſthaltend, der Zeit und dem Streben nach Fortbildung gebührend Rechnung getragen, ſo möchte an dieſer uralten Inſtitution wenig auszuſtellen geweſen ſeyn."

Der Chef des Generalſtabes wendete ſich nunmehr der Verbeſſerung und Hebung ſeines Korps zu, und verfolgte dieſes Beſtreben mit einer ihm eigenthümlichen Raſtloſigkeit. Unſtreitig war das Korps des öſterreichiſchen Generalſtabes zu jener Zeit trefflich bedacht, und aus Offizieren gebildet, welche den Krieg geſehen, viel erfahren und nicht weniger gelernt hatten. Wenn wir hier einen Koudelka, Richter, Trapp, Fallon, Fleiſcher, Rothkirch, Geppert, Stutterheim, Welden und Heß nennen, ſo iſt die Stufe genügend bezeichnet, die das Korps dazumal einnahm.

Die Friedensjahre 1810 und 1811 verſtrichen für Radetzky unter fortwährenden Vorbereitungen für einen künftigen Krieg, denn er erkannte nur zu wohl, daß der Anfang vom Ende nicht mehr fern ſeyn könne. Ganz beſonders ward ihm dieß klar, als ſich im letztgenannten Jahr Napoleons Abſichten gegen Rußland mehr entſchleierten. Das Sammeln und Sichten des reichhaltigen

Materials zur aktenmäßigen Beſchreibung der letzten Feldzüge, wovon der tüchtige Stutterheim jenen des Jahres 1809 ſogleich in Arbeit nahm, erforderte viel Zeit. Mit regem Eifer betrieb er auch die Militärlandesbeſchreibung, und zwar faſt ausſchließend vom Standpunkt eines möglichen Krieges gegen Frankreich. Eben ſo warm unterſtützte er die Bemühungen des gelehrten und kriegserfahrnen Oberſtlieutenant Baron Rothkirch, deſſen gehaltvolle Aufſätze in der durch den Erzherzog Karl begründeten öſterreichiſchen Militärzeitſchrift ſo weſentlich beigetragen haben, ein geläutertes Wiſſen in der Armee zu verbreiten. Nebſtbei arbeitete er fortwährend mancherlei Vorſchläge aus und deutete unaufhörlich auf dasjenige, was die nächſte Zeit erheiſchen dürfte.

Auch dem Grafen Metternich lieh er gerne ſeinen militäriſchen Rath und wurde von dieſem wieder auf das thätigſte unterſtützt, allenthalben, wo es ſich um Mobiliſirung einer Armeereſerve handelte, eine Frage, die bei den erſchöpften Finanzen, wie geſagt, in den Hintergrund gedrängt, erſt zu ihrer vollen Geltung kam, als die Ereigniſſe mit ihrer ganzen Wucht hereinbrachen.

Oeſterreichs friedliebender Beherrſcher hatte fortwährend gehofft, daß eine beſſere Ordnung der Dinge, das Wohl der Menſchheit und die Ruhe der Staaten aus der mit Napoleon eingegangenen Familienverbindung entſpringen, daß ſolche eine Schranke bilden würde gegen

deſſen weitere Anmaßungen, und beitragen ſolle, ihn für das Glück des Friedens empfänglicher zu machen. Dieſe Erwartungen blieben unerfüllt. Der Krieg dauerte fort, die Grenzen Frankreichs dehnten ſich aus bis zum Belt. Die Rüſtungen gegen Rußland begannen, und kein Abmahnen, keine Vermittlung Oeſterreichs vermochten den franzöſiſchen Kaiſer in den Grenzen der Mäßigung zu halten und den Sturm zu beſchwören, in deſſen letzten Zuckungen eine halbe Million Soldaten, über hunderttauſend Pferde und 1200 Feuerſchlünde untergingen.

Der Kaiſerſtaat, im Norden durch Polen, im Weſten vom Rheinbund und im Süden durch Italien bedroht, hatte bisher mit aller Anſtrengung ſeine zuwartende Politik aufrecht erhalten. Mit dem Eintritt des Jahres 1812 vermehrten ſich die Begehren Napoleons. Anfangs ſchlug er dem Wiener Hof ein Offenſiv- und Defenſivbündniß gegen Rußland vor, was aber die Weisheit des durch Metternich, Schwarzenberg, Radetzky und andere erleuchtete Männer trefflich berathenen Monarchen abzulehnen wußte, denn es konnte durchaus nicht in der Politik Oeſterreichs liegen, Frankreich auf Koſten Rußlands noch weiter zu vergrößern. In der Ueberzeugung, daß der Kaiſerhof ſich ſeinen Wünſchen niemals fügen werde und ſich in ſeinen innern Angelegenheiten die volle Freiheit des Handelns zu bewahren wiſſe, begnügte er ſich am Ende mit einem Traktat, der am 14. März 1812 zu

Paris abgeschlossen wurde und den der Kaiser Franz mit um so größerem Widerwillen unterzeichnete, als er dadurch an einem Krieg Theil nehmen mußte, der Oesterreichs Interessen verletzte, und die Aussicht auf eine bessere Zukunft in weite Ferne rückte, denn auch die eindringlichsten Worte auf der Zusammenkunft zu Dresden um die Mitte Mai 1812 fruchteten bei dem französischen Kaiser nichts. Sowohl der Kaiser Franz selbst, als besonders der Minister Graf Metternich, hatten sich vergebens deßhalb bemüht. Der letztere verhandelte fast einen ganzen Tag mit Napoleon. Er deutete auf die Schwierigkeiten der Verpflegung so großer Massen, auf Land und Klima, drang jedoch nicht durch. Vielleicht kannte Metternich um-jene Zeit, wenigstens im Allgemeinen, schon den Kriegsplan der Russen, und sah im Geiste vorher was kommen würde.

Ein besonderer Artikel des vorgenannten Traktates setzte fest: „Das Hilfskorps solle 24,000 Mann Infanterie, 6000 Reiter und 60 Geschütze betragen, unter Napoleons unmittelbarem Befehle stehen, nie getrennt, daher jederzeit als ein selbstständiges Korps angesehen werden und alle durch dasselbe gewonnene Beute oder Trophäen ihm verbleiben.“ Frankreich übernahm dessen Unterhalt.

Oesterreich hatte sich übrigens, nach beiden Seiten hin, die Territorialneutralität ausbedungen, was auch durch Frankreich und Rußland zugestanden wurde. Eben

ſo machte Napoleon keine Einwendung, daß der im Schönbrunner Frieden feſtgeſetzte Armeeſtand von 150,000 Mann um die Stärke des Hilfs- und eines Reſervekorps zuſammen um 60,000 Mann überſchritten werde.

In einer beſondern Inſtruktion wurde dem Fürſten Schwarzenberg zur erſten Pflicht gemacht, die bisherigen politiſchen Verhältniſſe zu Rußland, inſoweit dieß mit der Waffenehre vereinbar, ſorgfältig zu berückſichtigen, eine Vorſchrift, die eben ſo ſehr den Grafen Metternich, als deren Verfaſſer, wie den Fürſten Schwarzenberg ehrt, welcher ſelbe zu vollziehen hatte. Wir ſehen, daß die öſterreichiſche Regierung unabänderlich bei ihrem ſeit 1792 ausgeſprochenen und ſeit zwanzig Jahren mit bewundernswerther Folgerichtigkeit, ſelbſt mit den äußerſten Opfern, verfochtenen Grundſätzen beharrte, und ſomit einem Syſtem treu blieb, das alle bisherigen Staatsmänner als das einzig richtige erkannten. In einem beſondern Vorbehalt des obigen Vertrages hatte der Wiener Hof ausdrücklich erklärt: „ſich keines Mittels zu begeben, wodurch früher oder ſpäter auf den Frieden eingewirkt werden könne und nach Innen und Außen eine ſolche Stellung anzunehmen, um bei der Unmöglichkeit des Friedens oder falls der Lauf des Krieges entſcheidende Maßregeln erheiſchen ſollte, im Stande zu ſeyn, unabhängig zu handeln und in jeder gegebenen Vorausſetzung ſo zu Werk zu gehen, wie dieß eine gerechte Politik vorſchreiben würde.“

Diese Doppelbedingung bildet die Grundlage, auf welcher Oesterreichs spätere Politik sich stützte, und seiner Handlungsweise, als Hilfs- und vermittelnde Macht, bis zum wirklichen Eintritt in die große Allianz als Basis diente.

Die Stellung Oesterreichs in jener Zeit war eine höchst eigenthümliche. Der Wiener Hof erkannte vollkommen, daß er früher oder später das Schiedsrichteramt werde üben müssen. Man wird es somit auch ganz begreiflich finden, daß die Gelegenheit benützt wurde, um die Armee wieder auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen, wie dieß die Würde der ersten deutschen Großmacht gebieterisch zu fordern schien. Die anerkannte Unverletzlichkeit des österreichischen Gebietes verlangte nebst dem Hilfskorps noch einer weitern Truppenmacht von ungefähr gleicher Stärke. Dieses sogenannte Reservekorps von 30,000 Mann sollte die über hundert Meilen lange Grenzstrecke in Gallizien bewachen und zugleich den gegen Bug und Narew vorgehenden Auxiliarkorps die Ergänzungen liefern.

Im ersten Augenblick war die Verlegenheit nicht gering. Nur mit genauer Noth konnte man diese beiden Korps vollkommen feldmäßig ausrüsten. Es fehlte an Fuhrwesen, Montur und vielen andern Dingen, ganz besonders aber an Geld. Man hatte sich genöthigt gesehen, in diese Mobilmachung Alles aufzunehmen, was an älteren Soldaten vorhanden war, und wirklich eine Truppe

heißen konnte. Der Reſt des Heeres wurde ſeit längerer Zeit durch verkehrte oder halbe Maßregeln, beſonders aber durch eine auffallende Hinneigung des Kriegspräſidenten zu den Anſichten der oberſten Finanzſtelle, weit mehr in ſeinem Werth herabgeſetzt als gehoben.

Aber eben deßhalb, weil man die Augen nicht verſchließen konnte über das was kommen mußte, ſtrebten Metternich und Radetzky eine Ausrüſtung um ſo eifriger an.

Der Miniſter des Auswärtigen erfaßte in wahrhaft großartiger Weiſe die Bedeutung des Moments, und förderte auch mit der ihn auszeichnenden Tiefe und Sachkenntniß die Ideen und Vorſchläge des Generalſtabchefs. Nur auf dieſe Art war es möglich, im Lauf einiger Monate jene großartigen Maßregeln durchzuführen, die man bis dahin gänzlich verabſäumt und zum Theil als bloße Hirngeſpinſte betrachtet hatte, und welche doch allein geeignet waren, Oeſterreichs alten Einfluß und deſſen ganze große Machtſtellung wieder zurück zu führen, mit Einem Wort: „in letzter Inſtanz über die Wohlfahrt Europas zu entſcheiden.“

Die Kataſtrophe in Rußland erfolgte. Von den vielen Hunderttauſenden, welche im Sommer 1812 die ruſſiſche Grenze überſchritten, kehrten nur ſehr wenige in die Heimath zurück. Sie waren in den Eisgefilden Rußlands ſo zu ſagen verſchwunden. Die große franzöſiſche Armee

hatte sich an der Weichsel vollends aufgelöst. Ihre Trümmer erreichten im jammervollsten Zustand die preußische Grenze. Verstümmelt, abgezehrt, überhaupt kaum noch im Stand sich weiter zu schleppen, und meist nur halb bekleidet, zogen diese Soldaten des gewaltigen Eroberers einher, einzeln und auch wohl in Haufen, jedoch ohne alle Führung.

Die Fürsten und Völker Deutschlands erkannten in diesem Ereigniß das Walten einer höheren Macht. In der Vorahnung dessen, was kommen werde, begrüßte man die ersten Tage des Jahres 1813 als die Morgenröthe einer bessern Zukunft! War doch die schwere Kette endlich gebrochen, woran Napoleon die Gesammtinteressen von Europa bis dahin gefesselt hielt. Alles beeilte sich, mit erhobenem Gefühl und seltenem Eifer, die Vorbereitungen zu treffen, für jenen großen Kampf um den Wiedergewinn der alten Rechte, der verlornen Unabhängigkeit. Eine neue Aera begann.

Am 30. December schloß York seine Kapitulation von Tauroggen. Am 3. Februar rief der König von Preußen aus Breslau die Freiwilligen und überhaupt alle Waffenfähigen zu den Fahnen. Am 22. wurde die Nationalkokarde eingeführt und am 27. schloßen Preußen und Rußland zu Kalisch ihr Offensiv- und Defensivbündniß, das als die Frucht jener Rathschläge betrachtet werden muß, welche eine Partei mit Scharnhorst, Stein,

Hardenberg, Schleiermacher, Fichte, Gneiſenau, Boyen und andern aufgeklärten Männern an ihrer Spitze, als Trägerin der ſtrebenden patriotiſchen Ideen, dem König gab, und der wir um gerecht zu ſeyn, das Zeugniß nicht verſagen dürfen, daß nur durch ihren Betrieb ſich jene zauberhafte Schwungkraft entwickelte, deren man im übrigen Europa das ſeit ſechs Jahren unterdrückte Preußenvolk kaum noch für fähig gehalten hatte. Die Seele dieſer Beſtrebungen war der Miniſter von Stein.[1] Und gewiß ſtand auch bei dieſem politiſchen Schritt für Preußen alles auf der Spitze.

Schon am 20. Februar hatten Czernitſcheffs Koſaken der preußiſchen Hauptſtadt einen Beſuch gemacht; am 4. März zogen die Ruſſen wirklich daſelbſt ein. Generallieutenant Regnier führte die tapfern Sachſen an die Elbe zurück, nachdem ſie noch am 13. Februar, durch die Ruſſen unter Winzingerode bei Kaliſch überfallen, ein Gefecht beſtehen mußten. Dieſes, zu Anfang des Feldzuges 30,000 Mann ſtarke Korps brachte nur 2000 Mann ins Vaterland zurück. Der ehrenvolle Abſchiedsgruß des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg bei ihrem Scheiden und das Schreiben deſſelben an den König von Sachſen liefern das beſte Zeugniß für ihr muſterhaftes Verhalten im Feldzug 1812.

[1] Man leſe hierüber: „Geſchichte der Inſurrection wider das weſtphäliſche Gouvernement von Karl Lynker. Kaſſel 1857.“

Um dieſelbe Zeit war auch Fürſt Poniatowsky mit ſeinen polniſchen Truppen nach Sachſen gegangen. Die Ereigniſſe, keiner menſchlichen Berechnung mehr unterthan, drängten zu einer Entwicklung, wie ſolche eine höhere Macht gebieteriſch zu fordern ſchien.

Oeſterreich hatte dieſe welthiſtoriſchen Begebenheiten nicht geſchaffen. Selbe waren aus ſich ſelbſt hervorgegangen. Sie ganz zu beherrſchen und der Erneuerung des Kampfes vorzubeugen, lag nicht mehr in der Macht des Wiener Hofes. Denn wie geſagt, war Anfangs März die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt, und Schweden hatte am 3. März zu Stockholm mit England einen Vertrag geſchloſſen, wornach 30,000 Schweden in Norddeutſchland und der brittiſche Generallieutenant Graf Wallmoden mit 24,000 Mann im Lauenburg'ſchen, den gemeinſchaftlichen Feind mitbekämpfen ſollten. Schon errichteten die Hanſeſtädte ihre Legionen und allenthalben entſtanden Freiwillige zu Fuß und zu Pferd, unter verſchiedenen Namen und Bannern, alle aber um im Verein mit den Koſaken im Rücken des verhaßten Feindes den kleinen Krieg zu führen. Wenn auch die anfängliche Koalition gegen Frankreich vorerſt nur aus Rußland, Preußen, Schweden, England nebſt etlichen kleineren norddeutſchen Staaten und der Hanſa beſtand, ſo ließ ſich doch leicht vorherſehen, daß nach und nach alle deutſchen Völkerſchaften bis zum Rhein an dieſer Schilderhebung Theil nehmen würden.

Damit war aber auch für Oeſterreich ein Wendepunkt in ſeiner Politik eingetreten. Es mußte nothwendig aus ſeiner bisherigen neutralen Stellung, in jene einer intervenirenden Macht, d. h. einer ſolchen übergehen, die ſich für einen allgemeinen und dauerhaften Frieden verwendete. [1] Es mußte, als ein gewichtiger Theil im europäiſchen Staatenbund, ſeine Stimme geltend machen. Sein vorzüglichſtes Beſtreben mußte dahin zielen, die bereits angeknüpften, wenn gleich nur ſchwachen Friedensunterhandlungen nicht mehr fallen zu laſſen, und zu zeigen, daß ſeine Vermittlung wahrhaft aufrichtig ſey. Schlugen alle Bemühungen für dieſen erhabenen Zweck fehl, ſo ſchien wohl auch Oeſterreichs Kaiſer kein anderer Ausweg zu bleiben, als im Intereſſe ſeines Hauſes und Reiches das Gleichgewicht und die Sicherheit der Staaten mit Waffengewalt wieder herzuſtellen. Der Augenblick, wo der Krieg im Frühjahr 1813 mit erneuerter Heftigkeit wieder auszubrechen drohte, wurde in Wien als entſcheidend für Europa's Schickſal angeſehen. Denn von dieſem Kampf hing das Loos der Völker ab.

Von dem Moment aber, wo Oeſterreich eine Vermittlung übernahm, änderte ſich auch deſſen ganze bisherige Stellung zu Frankreich.

[1] Wir verweiſen hier auf Thiers XV. Band ſeiner Geſchichte des Konſulates und des Kaiſerreiches.

Der Traktat vom 14. März 1812 verlor ſeine bindende Kraft. Das Wiener Kabinet hörte auf, eine Hilfsmacht zu ſeyn, und wurde wieder eine freie, ſelbſtſtändige, nach ſeinen eigenen und den Geſammtintereſſen Europa's vorgehende Macht.

Bei der Erbitterung, womit ſich die Parteien entgegenſtanden, und die Erhaltung der gemachten bisherigen Eroberungen mit dem Wiedergewinn des Verlornen rang, hielt es der Kaiſer von Oeſterreich für ſeine Pflicht, im Intereſſe des eigenen, ſowie fremden Volkswohles und der Zukunft Napoleons ſelbſt, letzteren erneuert für eine gerechte und friedliche Politik zu gewinnen. Man richtete nichts aus und mußte es ſich gefallen laſſen, beleidigende Ermahnungen hinzunehmen, worin angedeutet war: „daß man die wahren und falſchen Freunde wohl zu unterſcheiden wiſſe, und Lohn und Strafe nach Verdienſt ausgetheilt werden ſolle.“ Zugleich wurde, um Rußland jedes Mißtrauen zu benehmen, die Einſtellung aller Kriegsrüſtungen in Galizien angeordnet. Das Auxiliarkorps, welches bis dahin den vorſpringenden Punkt Warſchau noch beſetzt gehalten hatte, um den Rückzug der Sachſen und Polen zu decken, nunmehr aber ſeine eigene Rückzugslinie mit Krakau bedroht ſah, räumte die polniſche Königsſtadt und übergab dieſelbe vertragsmäßig an die Ruſſen.

Unter dem Namen eines Obſervationskorps wurden 3 Jäger-, 3 Grenz-, 12 Füſilier-, 4 Grenadier-

bataillone, 18 Chevauxlegers- und 16 Küraſſiereskadronen, nebſt 9 Batterien mobil gemacht und im nördlichen Böhmen aufgeſtellt, dorthin auch ſpäter das Auxiliarkorps aus Galizien gezogen.

Oeſterreich blieb auch in der That die einzige europäiſche Macht, welche die Vermittlerrolle übernehmen, eine Annäherung der kriegführenden Mächte erzielen und in einer ſo bedenklichen Kriſe jede Spannung der Gemüther beſeitigen konnte. Sowohl die Verbündeten einer-, als Frankreich anderſeits vermochten ihr Vertrauen einer Macht nicht zu entziehen, die ihre eigenen Kräfte mit Sicherheit beherrſchte, und, indem ſie nach beiden Seiten keinen Anlaß zu Beſchwerden gab, auch unpartheiiſch zu handeln im Stande war.

Die Aufgabe, welche ſich der Kaiſerhof ſtellte, war jedoch eine überaus ſchwierige; denn ſie beſtand in nichts Geringerem, als: „mit Wahrung der eigenen Intereſſen jene von Europa zu erzwecken und zu verſichern.“ Für dieſes Ziel jedes Opfer zu bringen, war der entſcheidende Wille des Kaiſers Franz, und das unterm 9. Februar an alle Länderchefs der Monarchie erlaſſene Zirkular ſprach dieſe erhabene Geſinnung deutlich aus.

Die erſten einleitenden Schritte geſchahen gleich nach der am 18. December 1812 erfolgten Rückkehr des franzöſiſchen Kaiſers aus Rußland in den Tuilerien. Der k. k. Feldmarſchallieutenant Graf Bubna, ein Mann

ausgezeichnet als Soldat und Diplomat wie Wenige; war Ueberbringer der erſten Friedensworte. Der öſterreichiſche Hof erbot ſich, eine Annäherung zwiſchen den Verbündeten und Frankreich herbeizuführen. Napoleon that als ob er nicht abgeneigt ſey, dieſen Weg einzuſchlagen. Er wollte wenigſtens durch den Wiener Hof die Anſichten ſeiner Gegner vernehmen.

So begannen gegen Ende Januar die Unterhandlungen. Der Ritter von Lebzeltern begab ſich zu dem ruſſiſchen Kaiſer nach Wilna, der öſterreichiſche Geſandte in München, Freiherr von Weſſenberg, über Kopenhagen und Gothenburg nach London. Aber Napoleon, ſcheinbar zum Frieden geneigt, rüſtete ſich mit aller Kraft zum Krieg. Seine ganze Sorgfalt wendete ſich der Bildung eines neuen Heeres, der Ausbeutung all' der unerſchöpflichen Hilfsquellen Frankreichs zu, um im Stand zu ſeyn, den kommenden Ereigniſſen ruhig entgegen zu treten. Und in demſelben Maß als ſeine Rüſtungen weiter gediehen, erloſch das Andenken an die eben erlittenen Unfälle, ward ſeine Sprache heftiger und herausfordernder. Der franzöſiſche Kaiſer mochte fühlen, was auf dem Spiele ſtand, und wie die Integrität dieſes Reiches nur durch neue Siege zu erhalten ſey. Das Glück hatte ihn verwöhnt, indem es ihm bisher geſtattete, den Frieden jederzeit nur vorzuſchreiben, nicht aber zu empfangen. Alle Welt erkannte zwar, was Frankreich Noth thue. Nur

Napoleon und das Heer der ihn umgebenden Schmeichler verſchloſſen ihre Augen bei der wachſenden Gefahr. Der Herzog von Baſſano predigte tauben Ohren, indem er einer Verſtändigung mit Oeſterreich das Wort redete. Und doch blieb ein aufrichtiges Eingehen auf die eben ſo gerechten als billigen Forderungen dieſes Hofes das einzige Mittel, der einzige Weg zum Frieden, zum Ausgang aus einem höchſt gefährlichen Dilemma. Die grundfalſche Vorſtellung von dem deutſchen Volk, welche der franzöſiſche Kaiſer nährte, verbunden mit deſſen verwöhntem Geiſt und unbeugſamen Sinn, ſtellten immer wieder alles in Frage. Er erklärte am Ende: „lieber bis auf den Montmartre zurückgehen als nachgeben zu wollen.“ In bedauernswerther Verblendung überredete man ſich zu Paris, der Wiener Hof würde nicht bis zur äußerſten Grenze vorgehen, und mit den Uebrigen wolle man ſchon fertig werden. [1]

Nach langen Bemühungen hatte es Radetzky endlich erlangt, Anfangs März als Truppendiviſionär beim böhmiſchen Obſervationskorps angeſtellt zu werden.

Voll freudigen Muthes übergab er die Geſchäfte des Generalquartiermeiſterſtabes einſtweilen an den würdigen Generalmajor Richter und bereitete ſich zur Abreiſe. Dieſe verzögerte ſich aber, weil er einer in Wien niedergeſetzten Kommiſſion, welche das von ihm im Verein mit

[1] Thiers XV. Band.

dem Oberſt Ritter von Mertens entworfene neue Jägerexerzirreglement prüfen ſollte, noch einzelne mündliche Auskünfte zu geben hatte. Das Hauptverdienſt dieſer neuen Vorſchrift beſtand in vermehrter Ausbildung im Bajonettfechten, und in einer einfacheren, ſachgemäßeren Verwendung der Plänkler, kurz in einem der Bodengeſtaltung ausſchließend angepaßten Gebrauch der leichten Truppen. Wenn gleich der damals ausgebrochene Krieg die Sache in den Hintergrund drängte, ſo iſt ſelbe dennoch die Grundlage aller ſpäteren Verbeſſerungen bei der Jägertruppe geblieben, und auch von einem Behlen, Schulzig u. A. mehrfach benützt worden.

Die Sendung des mit ausgedehnten Vollmachten verſehenen Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg nach Paris, wo derſelbe am 13. April, ſomit nur wenige Tage vor Napoleons Abreiſe zur Armee in Deutſchland eintraf, hatte den Zweck, dem franzöſiſchen Kabinet nochmals den Frieden zu empfehlen, anderſeits aber auch klar und offen zu ſagen, was Oeſterreich begehre.

Mit jener aufrichtigen Sprache, die der Kaiſerhof ſtets zu führen gewohnt war, gab Fürſt Schwarzenberg am 21. April die Erklärung ab: „ſein Hof finde zur Erreichung des Friedenszweckes bloß eine diplomatiſche Form, nämlich: die bewaffnete Vermittlung. Dieſe werde Oeſterreich annehmen und nach beiden Seiten mit dem erforderlichen Gewicht vertreten.“

Allein auch dieſe entſchiedene Meinungsäußerung verfehlte ihres Zweckes bei einem Mann, der ſeinen großen Eigenſchaften und einem unerhörten Waffenglück jene hohe Stufe verdankte, auf welche ihn das Geſchick geſtellt. Nachdem er dem Wiener Hof vergebens Schleſien anbot, was Fürſt Schwarzenberg mit Entrüſtung zurückwies, weil Oeſterreich daran gelegen ſeyn mußte, Preußen erhalten, nicht aber zertrümmert zu ſehen, nahm er wieder den befehlenden Ton an, und begehrte: Oeſterreich ſolle ſeine Streitkräfte an der obern Weichſel auf 150,000 Mann bringen, weitere 40,000 in Böhmen aufſtellen und gemeinſchaftlich mit Frankreich die Alliirten bekämpfen. Als der franzöſiſche Geſandte am Wiener Hofe im Auftrag ſeines Gebieters ein ſolches Verlangen ſtellte, wurde er durch den Miniſter Grafen Metternich gebührend abgewieſen, und ihm bedeutet: „Man wolle bloß vermitteln.“

Sollen aber Friedensworte einiges Gewicht erhalten, ſo müſſen ſich ſelbe auf eine ſtarke bewaffnete Macht ſtützen. Von dieſer Wahrheit durchdrungen und über die Bedenken des Augenblicks erhaben, befahl der Kaiſer die Aufſtellung von 120,000 Mann mit 220 Geſchützen und 60 Pontons in Böhmen. Um den franzöſiſchen Geſandten am Kaiſerhof über dieſe Maßregel zu beruhigen, wurde ihm durch Metternich verſichert: „Oeſterreich gedenke ſich keineswegs der Allianz mit Frankreich zu entſchlagen, nachdem

aber die europäiſchen Verhältniſſe ſich weſentlich geändert hätten und das öſterreichiſche Staatengebiet möglicherweiſe vom Kriege berührt werden könne, ſo erheiſche es die Vorſicht, eine ſolche Stellung zu nehmen, um jede unmittelbare Verwicklung zu beſeitigen."

Um die Aufſtellung einer ſolchen Truppenmacht zu ermöglichen, wurden mittelſt Patents vom 17. April 45 Millionen ſogenannter Anticipationsſcheine geſchaffen.

Schon bevor der Feldmarſchall Schwarzenberg nach Paris abging, hatte er Radetzky vertraulich eröffnet, daß er für den wahrſcheinlichen Kriegsfall zum Chef des Generalſtabes auserſehen ſey und ſich für dieſen wichtigen Poſten entſprechend vorbereiten möge. Nach der am 3. Mai erfolgten Rückkehr des Fürſten erfloß unterm 8. jenes kaiſerliche Handbillet, wornach dieſer zum kommandirenden General und Radetzky zum Chef des Generalſtabes der in Böhmen aufzuſtellenden Armee ernannt wurden. Es war die eigene Wahl des Fürſten, welche die Berufung Radetzky's veranlaßte, und wobei ſich auch der viel vermögende Einfluß des Grafen Metternich geltend machte.

Wenn wir einen Augenblick bei Betrachtung der Streitkräfte verweilen, über welche Oeſterreich zu einer Zeit verfügte, wo es das Wort der bewaffneten Vermittlung ausſprach, ſo findet ſich, daß die Armee in 192½ Bataillonen, 246 Schwadronen und 204 Kompagnien

Sappeure, Mineure, Artillerie, Pionniere, Pontoniere u. ſ. w. einen Effektivſtand von 285,668 Mann, 33,600 Pferden hatte. Davon waren mobiliſirt 123,133 Mann, 19,985 Pferde; nicht mobil 162,535 Mann, 13,615 Pferde. Der wirkliche dienſtbare Stand betrug jedoch nur 199,001 Mann, 28,618 Pferde. Von dieſen waren für den Krieg ausgerüſtet und ſogleich verfügbar: das ehemalige Auxiliarkorps (30 Bataillone, 52 Escadronen, 24 Kompagnien) mit 36,360 Mann, 6058 Pferden. Das vormalige Reſervekorps (27 Bataillone, 42 Escadronen, 14 Kompagnien) mit 34,184 Mann, 6048 Pferden; in der Bukowina (5 Bataillone, 6 Escadronen, 3 Kompagnien) mit 5307 Mann, 737 Pferden. Das Obſervationskorps in Böhmen (19 Bataillone, 34 Escadronen, 4 Kompagnien) mit 28,042 Mann, 4991 Pferden. Zuſammen 81 Bataillone, 134 Escadronen, 45 Kompagnien mit 103,893 Mann und 17,834 Pferden. Immobil in den Provinzen blieben 95,108 Mann, 10,784 Pferde.[1]

Die Weisheit des Monarchen hatte ſich in der Wahl Schwarzenbergs und Radetzky's abermals auf das glänzendſte kundgegeben. Die Ernennung des erſteren

[1] Nachdem die Stärke der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ohne Extrakorps, womit der Kaiſerſtaat die Feldzüge 1813 und 1814 geführt hat, über 400,000 Mann und 56,000 Pferde betrug, ſo iſt erwieſen, daß die Armee 200,000 Rekruten und 27,000 Pferde benöthigte, alſo zwei Drittel des Heeres aus Rekruten beſtehen mußten.

überraſchte zwar im Anfang; denn die Armee hoffte den geliebten Erzherzog Karl wieder an ihrer Spitze zu ſehen. Aber gewiß konnte, nach dieſem erlauchten Helden, das Wohl des Kaiſerſtaates in keinen beſſeren Händen ruhen; ja vielleicht blieb ſelber, in einem Allianzkrieg dieſer Art, der Einzige, um einer ſo delikaten Stellung gerecht zu werden. Graf Metternich, der auf dieſe Entſcheidung den vorwiegendſten Einfluß nahm, verdient den Dank nicht bloß von Oeſterreich, ſondern von ganz Europa. Mit den Hauptzügen von Napoleons Charakter und Kriegführung vertraut, vom Kaiſer Alexander geehrt und geliebt, genoß der edle Fürſt, ſtark im Vertrauen ſeines Kaiſers, die allgemeine Achtung und erfüllte in ſeiner Perſon alle wünſchenswerthen Bedingungen.

Ganz derſelbe Fall fand bei Radetzky ſtatt. Dieſer unterzog ſich mit dem ihm eigenen Eifer einer Dienſtverwendung, die ihm große Selbſtverleugnung und Pflichten auferlegte, deren ganzes Gewicht wohl Niemand mehr begriff, als er ſelbſt.

Schon vor des Fürſten Abreiſe nach Paris hatte er demſelben eine Denkſchrift übergeben, worin die Bedürfniſſe der aufzuſtellenden Armee, und die erforderliche Dislokation in Böhmen mit großer Sachkenntniß entwickelt, und einzelne Winke über den Gang eines Krieges niedergelegt waren, von dem ſchon damals kein Menſch in ganz Oeſterreich mehr zweifelte, daß ſelber gegen Frankreich

gerichtet werden müſſe. Wenn der Chef des Generalſtabes darauf hinwies, daß die ſchleunige Aufſtellung und Ausrüſtung der Streitkräfte eine um ſo gebieteriſche Nothwendigkeit ſey, als mit Ausnahme des vormaligen Auxiliar- und des Reſervekorps, die geſammte Armee aus Rekruten beſtehen werde, mußte er wohl hie und da die Aeußerung hören, „es gehe dem franzöſiſchen Kaiſer auch nicht beſſer.“ Selbſt an maßgebender Stelle wurde er mit der Bemerkung abgefertigt: „es gehe ſchon, wenn man nur ernſtlich wolle.“ Aber das Wie? wollte ihm Niemand erklären. Man ſchien gänzlich zu überſehen, daß der franzöſiſche Kaiſer unumſchränkt über alle ſeine Kriegsmittel verfügte, ſeine Generäle, überhaupt alle ſeine Offiziere, aber an Bildung und Kriegserfahrung viel voraus hatten. Wenn in ſpäteren Jahren von dieſer Sache die Rede war, pflegte Radetzky zu ſagen: „Wie die Erfahrung lehrte iſt es auch gegangen. Aber nur mit genauer Noth gelangten wir an das Ziel. Trotz ſo mancher verkehrten Maßregeln, und ſo vieler vergeblichen Bemühungen, um die Ereigniſſe zu lenken, ſtand die Zeit nicht ſtille.“

Napoleon war am 15. April von St. Cloud abgereist, und hatte ſich am 26. zu Erfurt an die Spitze ſeiner neugebildeten Armee geſtellt, die in der kurzen Zeit von ein paar Monaten auf 350,000 Streiter gebracht worden war. Jetzt drang der franzöſiſche Botſchafter in Wien mit vermehrtem Nachdruck auf eine unumwundene

Erklärung des Kaiſerhofes und ſtützte ſich dabei nochmals auf den Traktat vom 14. März 1812. Damals fand jene merkwürdige Audienz des Grafen Narbonne ſtatt, worin Kaiſer Franz demſelben die eben ſo hochherzige als unvergeßliche Antwort gab: „Ich bin meinen Unterthanen für alles Blut Rechenſchaft ſchuldig, das ich ſie vergießen laſſe, und werde an meinen Entſchlüſſen nichts ändern. Ich folge nur meiner Ueberzeugung. Mein Gewiſſen fordert es ſo. Handelte ich anders, ſo würde ich vor Gott die Verantwortung tragen müſſen.“ Eine ſo feſte Sprache in einem Augenblick, wo man mit den Rüſtungen noch weit zurück war, und gegen einen Herrſcher wie Napoleon, konnte gewiß nur aus dem Bewußtſeyn hervorgehen, daß Oeſterreich von der Vorſehung die welthiſtoriſche Sendung empfangen habe, in dem ſchweren Zerwürfniß, in dem bisher zweifelhaft gebliebenen Völkerzwiſt, mit der ihm von je inne wohnenden Rechtlichkeit und Kraft den Ausſchlag zu geben.

Indeß begann der Feldzug, und ſchon am 2. Mai fand die Schlacht bei Lützen (Großgörſchen) ſtatt, von der Scharnhorſt ſagte: „er habe ſelbe von ihrem Beginn an für verloren gegeben.“ Ganz ſo wie dieß auch in früheren Kriegen beobachtet wird, und namentlich in der Schlacht bei Deutſch-Wagram 1809 der Fall geweſen war, kam die Dispoſition erſt um zwei Uhr Morgens den Truppen zu, die ſchon um 5 Uhr früh bei Pegau und

Umgegend zum Uebergang der Elſter bereit ſtehen ſollten. Die Nachricht vom Ausgang dieſer Schlacht beſchleunigte die Abſendung des Feldmarſchalllieutenants Grafen Bubna in das franzöſiſche, und des Grafen Stadion in das verbündete Hauptquartier.

Oeſterreichs feſter Entſchluß, als europäiſche Macht mit in die Ereigniſſe einzugreifen, konnte indeß nicht ſogleich in Ausführung kommen. Denn für dieſen Zweck hatte der Kaiſerhof zunächſt nur beiläufig erſt den vierten Theil ſeiner mobilen Streitkräfte verſammelt. Mit dieſer geringen Truppenzahl ließ ſich weder eine drohende Stellung einnehmen, noch eine beſtimmte Sprache führen, höchſtens eine Gebietsverletzung zurückweiſen. Nach allen Berechnungen war man erſt um die Mitte Juni im Stand, 120,000 Mann in Böhmen ſchlagfertig aufzuſtellen. Es galt daher vor Allem, die Ereigniſſe zum Stehen zu bringen, d. h. Zeit zu gewinnen.

Das nächſte Mittel hiezu ſchien ein Waffenſtillſtand. Allein die Verbündeten hielten ſelben Anfangs nicht für vortheilhaft. Viele Stimmen erhoben ſich dagegen, beſonders in Preußens Heer und Volk. Man beſorgte, daß nach dem kaum begonnenen Feldzug eine ſo raſch eintretende Waffenruhe die Begeiſterung mächtig abkühlen, nachtheilig auf den Muth des Soldaten einwirken und Deutſchlands Vertrauen in die Alliirten in hohem Grad erſchüttern würde. Anderſeits gingen Ruſſen und Preußen ihren

Verstärkungen entgegen und konnten bei einer zweiten Schlacht auf besseren Erfolg zählen.

Unterm 10. Mai hatte Radetzky, hiezu aufgefordert, seine Ansichten über jene Maßregeln, die bis zum halben Juni zu ergreifen wären, vorgelegt.

Der Feldmarschall Schwarzenberg übersendete selbe noch am nämlichen Tag an den Grafen Metternich. Da diese Gedanken ein ausschließendes Eigenthum des Verewigten sind und zum erstenmal den Grundsatz einer Theilung der Streitkräfte, d. h. der Offensive gegen die Minderzahl und der Defensive gegen die Uebermacht, aussprechen, was die Grundlage aller spätern Operationsentwürfe bildet, so verdienen selbe um so größere Aufmerksamkeit. Denn nur die genaue Befolgung dieses Prinzips, wovon sowohl der Kronprinz von Schweden, als auch die Generale Toll und von dem Knesebek später die Ehre der Idee beanspruchten, war es, welche nach und nach die französische Armee physisch und moralisch herunterbrachte und Napoleon noch vor Jahresschluß zum Rückzug hinter den Rhein zwang. [1]

Radetzky sagte damals: „Die dermal eingetretenen Ereignisse lassen mit Grund erwarten, daß auf Seite der alliirten Armee, bis zum Einlangen ihrer Verstärkungen

[1] Wir verweisen auf die „Denkwürdigkeiten Tolls" und „Henkels Erinnerungen."

und dem Fall der wichtigſten Feſtungen, oder bis eine bedeutende auswärtige Kriegsmacht den größten Theil der franzöſiſchen Armee auf ſich zieht, ſo lange die Defenſive gehalten wird, bis allenfalls die Theilung der feindlichen Streitkräfte denſelben die Möglichkeit bietet, ſpäter eine der vorgedrungenen feindlichen Kolonnen mit kraftvollem Uebergewicht anzugreifen, welches, bei der Ueberlegenheit an leichter Kavallerie und der Ergebenheit des Landes, um ſo füglicher auszuführen vorausgeſetzt werden muß.

„Es käme ſonach vorläufig in Betracht zu ziehen, wo beiläufig die Linie der Defenſive der alliirten Armee ſeyn dürfte, bis Oeſterreich mit einer ſolchen Macht ſchlagfertig iſt, von welcher man mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen darf, den größten Theil der franzöſiſchen Streitmaſſe auf ſich zu ziehen.

„Da die in Böhmen aufgeſtellt werdende Armee in der Hälfte des Junimonats zur Vorrückung geſammelt ſeyn kann, ſo handelt es ſich darum, daß die alliirte Armee nicht durch partielle Gefechte ihre Kräfte nutzlos zerſplittere, ſondern auf den Fall des Verluſtes des linken Elbeufers in einer Flankenſtellung, mit Beſetzung der noch freien ſchleſiſchen Feſtungen, die Oder behaupte, einſtweilen aber die Feindesflanken und Rücken durch die leichten Truppen beunruhige.

„Höchſt erforderlich bleibt es übrigens für das beiderſeitige Wohl, in dem engſten und genaueſten Einver-

ſtändniß der Bewegungen, Stellung und Stärke der zuſammengeſetzten Waffen und der eingeholten Nachrichten zu bleiben, welches zu bewirken hierorts unter Einem eingeleitet wird, und daher die Mittheilung erfolgt, daß gleich dermalen die Verfügung getroffen werde, die in Böhmen eintreffenden Truppen à cheval der Elbe aufzuſtellen."

Der Wiener Hof blieb bei ſeiner Anſicht, daß man die zur Vervollſtändigung der Rüſtungen noch erforderlichen ſechs Wochen bloß und allein im Weg der Unterhandlungen für neue Friedensvorſchläge und in Herbeiführung eines Waffenſtillſtandes zu gewinnen vermöge. Deßhalb begab ſich Feldmarſchalllieutenant Bubna nach Dresden, wo er am 16. Mai Abends eintraf. Er ſollte Napoleon erneuert zu gemäßigten Anſichten bewegen.

Allein Oeſterreichs gewaltige Rüſtungen ſchienen doch einigermaßen deſſen Mißtrauen geweckt zu haben. Er lehnte jede bewaffnete Vermittlung ab. Es koſtete anderſeits auch Mühe, den Verbündeten einleuchtend zu machen, wie die äußerſte Behutſamkeit nöthig ſey, und der vom Kaiſer und ſeinem gewandten Miniſter eingeſchlagene Weg allein ein Genüge leiſten könne. Dieſer Weg aber beſtand in nichts Anderem als: „den Uebergangszuſtand ſo lang wie möglich beizubehalten." Die Verbündeten freilich wünſchten, ſtatt des langſamen aber ſichern Ueberganges von einer Politik zur andern, nur raſche Entſcheidung. Seit Januar,

wo Graf Stakelberg dem Grafen Metternich bereits von einer Erhebung Oeſterreichs gegen Napoleon geſprochen, hatten die Höfe von Petersburg und Berlin die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne den Beiſtand des Kaiſerhofes Napoleon nicht beſiegt werden würde.

Der bei Lützen verwundete Scharnhorſt ſollte in dieſem Sinne in Wien arbeiten, als er unterwegs in Prag am 28. Juni ſtarb.

Oeſterreich, welches zu keiner Zeit der Sache Deutſchlands ſein Ohr verſchloß, und ihr, beſonders in den Jahren 1805 und 1809 die ſchwerſten Opfer brachte, beſchloß zu zeigen, daß es, weit entfernt von aller Selbſtſucht, keineswegs nach Vergrößerung ſtrebe, und an deutſcher Einheit nnd Machtſtellung den lebhafteſten Antheil nehme. Nachdem ſich faſt apodiktiſch vorherſagen ließ, welches der Ausgang einer derartigen Bemühung ſeyn würde, ſo verdienet dieſer Entſchluß um ſo größere Bewunderung. Oeſterreichs Staatsprinzip heißt: „in und durch ſich ſelbſt groß und ſtark zu werden.“ Und dieſer Grundſatz führte es jeder Zeit auf der rechten Bahn. Wenn daher fremde Federn ſagen: „die damalige Politik des Wienerhofes ſey weder hochherzig noch aufrichtig geweſen,“ ſo ändert dieß gar nichts an der Sache. Oeſterreich hat nichts darauf zu antworten. Es läßt die Thatſachen ſprechen. Müſſen doch jene Schriftſteller ſelbſt bekennen, daß die öſterreichiſche Allianz unter allen Umſtänden nöthig war.

Die große Wahrheit: „man habe des Doppelaars unumgänglich bedurft," läßt ſich nicht wegdemonſtriren. Und ſo wird es wohl auch für die Zukunft bleiben.

Es iſt allerdings in neueſter Zeit in Deutſchland zur Mode geworden, die Theilnahme des Wiener Hofes an jenem großen Krieg auf ein Minimum herabzuſetzen und die oberſte Heeresleitung vielſeitig zu ſchmähen. Während manche Schriftſteller des Auslandes dem Kaiſerhof volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, begeifern andere und beſonders deutſche Autoren denſelben, und beweiſen eben dadurch, daß ihnen jeder patriotiſche Sinn abgeht, daß es ihnen nicht um die Ermittlung der vollen Wahrheit, ſondern bloß darum zu thun iſt, ihrem Groll auf das große Oeſterreich Worte zu geben, denn am Ende ſind ihre Behauptungen nichts — als Worte.

Das k. k. Heer in Böhmen wurde unabläſſig verſtärkt und ausgerüſtet. Am 14. Mai waren mobiliſirt:

	Bataill.	Esc.	M. Inf.	Kavall.
in Böhmen . . .	22	32	29,150	5319
in der Ausrüſtung	14	4	16,424	652
auf den Marſch aus Galizien . . .	40	40	41,793	5146
Zuſammen	76	76	87,367	11,117

Dieſe Streitkräfte theilten ſich in zwei leichte, ſechs Linien Infanterie-, zwei Infanteriereſerve-, zwei Kavallerie- und eine Reſervekavallerie-Diviſionen mit 276 Geſchützen.

Die Schlacht bei Bautzen war in hohem Grad ehrenvoll für die Verbündeten, denn sie wichen ohne daß eine ihrer Massen erschüttert worden wäre, ohne nur Eine Kanone zu verlieren in fester Haltung auf Weißenberg und Reichenbach zurück. Dennoch war und blieb es eine Niederlage. Das gesammte Europa gewahrte nicht ohne Staunen, wie Napoleon innerhalb vier Wochen seine Gegner von der Saale bis an die Oder drängte; damals verloren selbst die hochgestelltesten Männer ihr Vertrauen in die gute Sache. [1]

Als am 25. Mai die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Bautzen (20. und 21.) nach Wien gelangte, beschlossen Seine Majestät der Kaiser Franz sich mit dem Grafen Metternich nach Böhmen zu begeben. Die Abreise von Laxenburg erfolgte am 1. Juni Morgens. Der Kaiser traf am 3. zu Gitschin, nur 10 Meilen von der Landesgrenze ein. Der Feldmarschall Schwarzenberg und Radetzky befanden sich schon seit 23. Mai in Prag.

Kurz nach seiner Ankunft im Schlosse zu Gitschin empfing der Kaiser den russischen Generalmajor Toll, welcher gekommen war, die erforderlichen Auskünfte über Stärke, Stellung und Absichten der Alliirten zu geben. Auch der das volle Vertrauen seines Kaisers genießende

[1] Es ist bekannt, daß York im Garten zu Jordansmühle in Schlesien zu dem Grafen Langeron sagte: „Selbst wenn Oesterreich auf unsere Seite tritt, so geht die Sache dennoch schlecht."

Graf Neſſelrode fand ſich zu Gitſchin ein, um im Namen des ruſſiſchen Kaiſers auf eine demnächſtige entſchiedene Sprache des Wiener Hofes hinzuwirken.

Die Kabinette von Petersburg und Berlin meinten jetzt: „es ſey hohe Zeit für Oeſterreich, das Schwert in die Wagſchale zu legen.“ Nach ihrer Behauptung hatten ſie bei Bautzen nur geſchlagen, um den franzöſiſchen Intereſſen einestheils kein freies Spiel am Wiener Hofe zu laſſen, und anderſeits in der Hoffnung, ein Sieg dürfte Oeſterreich zu raſcherem Handeln beſtimmen.

Man wolle übrigens bemerken, daß der Kaiſer in Gitſchin die erſten bindenden Verpflichtungen gegen die Alliirten in ſo ferne einging, als dem Grafen Neſſelrode damals erklärt wurde: „wenn die Vermittlungsverſuche durch Napoleon vereitelt würden, ſich ihnen anſchließen zu wollen.“

Wohl war Oeſterreich wieder in der freien ſelbſtſtändigen Lage wie vor zwanzig Jahren. Es wurde jetzt ſogar umworben und von beiden Seiten durch Verſprechungen gelockt. Aber es ſtand auch auf dem Punkt, durch einen falſchen Schritt ſich dem Aeußerſten bloßzuſtellen. Die höchſte Vorſicht war geboten — ein Zufrüh oder Zuſpät konnte Alles verderben.

Indeſſen hatte Bubna in Dresden viele Tage hingehalten, erſt am 14. Juni eine Unterredung mit Napoleon erlangt, worin er Oeſterreichs Anſichten offen darlegte, aber im Grunde nichts erreichte.

Das öſterreichiſche Kabinet huldigte dem Grundſatz, um das Schiedsrichteramt mit Würde und Kraft zu üben, müſſe die Erklärung vorangehen: „daß man jenem Theil der kriegführenden Mächte, welcher ſich der Vermittlung widerſetze, mit Waffengewalt entgegentreten werde.“ Um dieß aber auszuſprechen, mußte die Armee in Böhmen vollzählig und ſchlagfertig ſeyn, was ſelbe um dieſe Zeit noch nicht war. Es war ſomit für die zuwartende Politik des Wiener Hofes der Zeitpunkt für eine offene Theilnahme am Krieg noch immer nicht eingetreten.

Mittlerweile hatte Graf Metternich in Opotſchna, an der böhmiſch-ſchleſiſchen Grenze, eine Unterredung mit dem Kaiſer Alexander und erlangte die Zuſtimmung der Verbündeten für Oeſterreichs bewaffnete Vermittlung. Die öffentliche Stimme war übrigens entſchieden für den Krieg. Abermals hatte man zu Opotſchna den öſterreichiſchen Miniſter gedrängt, ſich ſchnell und beſtimmt zu erklären.

Am 4. Juni wurde zu Poiſchwitz unweit Jauer der Waffenſtillſtand geſchloſſen. Die preußiſche Armee, insbeſondere aber die zahlreichen Mitglieder des Tugendbundes ſprachen ſich dagegen aus. Nur der hellſehende Kneſebek, und ſein Anhang, erkannte darin die alleinige Rettung. Er drang ſtatt einer Aufſtellung hinter der Oder, wie Barklay vorſchlug, auf die Bewegung längs dem Gebirge über Schweidnitz, in der Ueberzeugung, daß der Wiener Hof ſeine

neutrale Stellung nicht aufgeben könne, wenn die Verbündeten nicht im Beſitz des linken Oderufers ſeyen.

Der Vortheil, welchen ein Waffenſtillſtand gewährte, war ausſchließend auf Seiten der Verbündeten. Allerdings hatte auch Napoleon ſeine gewichtigen Gründe, dieſen Waffenſtillſtand zu wünſchen, und falls ſeine Berechnungen in Erfüllung gingen, durfte er ſogar die Hoffnung auf Erfolge nähren. Aber einen argen politiſchen Fehler beging er immerhin. Er wollte nämlich nicht einſehen, daß mit dem Beitritt Oeſterreichs zur Allianz ſein Sturz eine ausgemachte Sache ſey.

Der franzöſiſche Kaiſer hatte den Waffenſtillſtand eingegangen, weil er den Frieden nicht wollte, und nur Zeit zu gewinnen hoffte, ſeine Rüſtungen in einer Art zu beenden, um auch Oeſterreichs Bedingungen entſchieden verwerfen zu können. Dadurch aber gab er dem Kaiſerhof ſelbſt die Waffen in die Hand, welche dieſer, im Gefühl ſeiner politiſchen Stellung und aufhabenden Pflicht, am Ende nothwendig gegen Frankreich kehren mußte. Und doch iſt es undenkbar, daß dem ſcharfen Verſtand dieſes großen Mannes entgangen ſeyn ſollte, wie Oeſterreich bei dem Kampf um die Wiederherſtellung der alten ſtaatlichen Verhältniſſe und die Unabhängigkeit der Völker nur in Rußland und Preußen ſeine natürlichen Verbündeten finden müſſe und die Zeiten der Täuſchungen vorüber ſeyen.

Der Waffenstillstand erlaubte den Verbündeten, das Abgängige wieder zu ersetzen.

Rußland zog seine Ersatzmannschaften und Reserven heran, was dringend nöthig schien, denn die meisten Regimenter hatten bloß mit einem Bataillon von 150 bis 200 Mann die Weichsel überschritten. Die Preußen organisirten mit anerkennenswerther Thätigkeit ihre Landwehren, ergänzten ihre Regimenter und boten ohne viel Aufsehen alles auf, um den blutigen Kampf, der ihre Existenz so nahe berührte, mit allem Nachdruck fortzusetzen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß auf Seiten der Alliirten erst mit dem Waffenstillstand alle Kräfte für den Krieg angespannt wurden.

Am 20. Juni traf der k. k. Oberst Graf Latour im Hauptquartier zu Reichenbach mit der Mission ein, die verschiedenen möglichen Kriegsfälle bei einer nahe bevorstehenden Theilnahme Oesterreichs am allgemeinen Kampfe vorerst mündlich zu besprechen und die darauf bezüglichen Nachweisungen zu geben und zu empfangen.

Welche Ansicht im Allgemeinen zu Reichenbach bestand und wie man dort, trotz dem angenommenen hohen Ton, „nur in der baldigsten Vereinigung mit Oesterreich“ das Heil erblickte, zeigt nachstehendes vertrauliche Schreiben Gneisenau's:

„Der Krieg — sagt er darin — ist bei uns gut organisirt, und wir kommen nicht in Verlegenheit, wenn

er ſich in die Länge zieht. Im Gegentheil glaube ich, daß wir Oeſterreich nicht durchaus nothwendig brauchen, um uns zu erhalten. Allein wenn es die Freiheit von Europa zu erringen gilt, ſo iſt jetzt eine Epoche für die öſterreichiſche Monarchie, wie ſie dieſe ſeit Ludwig XIV. nicht hatte und ſchwerlich wieder bekommen wird.

„Rußland und Preußen werden jetzt alles thun, um Oeſterreichs Größe zu befördern, inſofern ſie auf der Verkleinerung von Frankreich beruht. Läßt uns Oeſterreich den Krieg allein fortführen, ſo ſind nur zwei Fälle: wir ſind unglücklich oder glücklich. Im erſten Fall wird Preußen untergehen, aber Rußland ſteht feſt und Oeſterreich muß in wenig Jahren 100,000 Mann ſtellen, um es beſiegen zu helfen. Sind wir glücklich, ſo können wir auf Oeſterreich beim Frieden keine Rückſicht nehmen und müſſen uns auf eine andere Art ſichern, als daß wir Deutſchland in Oeſterreichs Hände legen (wozu übrigens Preußen zu keiner Zeit den Willen hatte). Wir begreifen nicht, wie die loyalen, verſtändigen Oeſterreicher noch einen Augenblick unſchlüſſig ſeyn können, was ſie zu thun haben.“

Dieſem Schreiben nach ſcheint es, daß man ſich zu Reichenbach mit allem, was Oeſterreich bisher gethan, keineswegs begnügte. Und doch hatte der Kaiſer gleich nach ſeinem Eintreffen zu Gitſchin eine Kommiſſion niedergeſetzt, um die Maßregeln zur Sicherung der Monarchie auszumitteln. Die Glieder dieſer Konferenz waren: Graf

Metternich, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, Feldzeugmeister Baron Duka, der böhmische Oberstburggraf, Graf Kollowrath, und Feldmarschalllieutenant Radetzky.

Der 15. Juni, als der Tag des Zusammentritts, ist als der eigentliche Zeitpunkt anzusehen, wo der Kaiserhof einen bedeutungsvollen Schritt that, der auch nach seinem Bekanntwerden eine große moralische Wirkung nicht bloß auf Deutschland, sondern selbst auf einen namhaften Theil der Bevölkerung in Frankreich und Italien übte.

Um des Wienerhofes letztes Wort mit Entschiedenheit auszusprechen, verfügte sich der Minister Graf Metternich, zu Folge einer ihm aus Dresden zugegangenen Einladung Napoleons, in der zweiten Hälfte des Juni dorthin.

Hier fand am 28. Juni jene bedeutungsvolle Unterredung statt, welche uns Thiers im 16. Bande seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches eben so wahrheitsgetreu als umständlich schildert. Wir müssen überhaupt, was die politischen Verhandlungen vor und während des Waffenstillstandes betrifft, auf diesen Autor, als den sichersten Gewährsmann, verweisen. Wer den 16. Band dieses Werkes aufmerksam durchging, ist über alle in jener Zeit vorgekommenen Ereignisse, in so ferne selbe nicht rein operativer Natur sind, vollständig unterrichtet.

Am 30. Juni ward von Napoleon der Akt unterzeichnet, worin er die bewaffnete Vermittlung Oesterreichs anerkannte und den Prager Kongreß zu beschicken versprach.

Von französischer Seite wurden der fortwährend zum gütlichen Ausgleich rathende Herzog von Vicenza und der liebenswürdige Graf Ludwig Narbonne, derselbe, welcher 1809 die ersten Eröffnungen von Napoleons Wünschen um die Hand einer Erzherzogin nach Wien überbrachte, als Bevollmächtigte zum Prager Kongreß ernannt. Für Rußland kam der Baron Anstett, für Preußen der Freiherr v. Humboldt. Napoleon war aber nach Mainz gegangen, verzögerte, unter verschiedenen Vorwänden, das Eintreffen Caulaincourts in Prag und ertheilte demselben eine geheime Instruktion, wornach er Uneinigkeit zwischen die Mächte säen, die Geschäfte aufhalten und überhaupt dahin wirken sollte, den Kongreß aus einander gehen zu machen. Es war immer das alte, nunmehr aber völlig abgenützte Spiel.

Metternich durchblickte das ganze Gewebe von Arglist, und bedeutete dem Herzog von Vicenza: „Oesterreich werde bis 10. August neutral bleiben; sollten aber bis dahin die Grundlagen für den Frieden nicht festgestellt seyn, so werde es den Krieg erklären!“

Dieß hieß doch wohl deutlich und bestimmt genug gesprochen. Allein Napoleon sah dieß für eine bloße Drohung an, um ihn nachgiebiger zu machen. In solcher Weise

verſtrich die koſtbare Zeit. Noch am 10. Auguſt war die begehrte Legitimation nicht in den Händen der franzöſiſchen Bevollmächtigten.

Um Mitternacht vom 10. auf den 11. Auguſt unterzeichnete Graf Metternich das von Gentz verfaßte öſterreichiſche Kriegsmanifeſt, und mittelſt Telegraphen befehligt, überſchritten am Morgen des 11. Auguſt 100,000 Ruſſen und Preußen, die ſchon ſeit Juni bereit ſtanden und für deren Unterhalt längſt Vorſorge getroffen worden war, die böhmiſche Grenze.

Die Würfel lagen, die Gefahr des Friedens war für die Alliirten vorüber, und Oeſterreichs Beitritt zur großen Allianz gegen Napoleon, an dem ſeit den erſten Junitagen nicht mehr zu zweifeln ſtand, laut ausgeſprochen. Der mit ſo großen Eigenſchaften als Regent und Feldherr ausgeſtattete wahrhaft welthiſtoriſche Mann hatte ſelbſt jenen Kreis um ſich gezogen, der gewöhnlich ſolche Geiſter einzuengen pflegt, die bis ans Ende ihrer Tage ausſchließend ihrer Selbſtſucht und dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit huldigen, und eben dadurch um deſto gewiſſer ſich ſelbſt den Untergang bereiten.

In dem kurzen Lauf eines Jahres war der Wiener Hof von bedingter Hilfleiſtung zur neutralen Territorialſtellung, aus dieſer in jene einer intervenirenden Macht, ſodann zur bewaffneten Vermittlung, und aus letzterer endlich in den Krieg ſelbſt übergegangen.

Metternichs Umsicht, sein kluges Zurückhalten und sein kräftiges Durchgreifen im rechten Augenblick hatten einzig und allein die große Allianz bewirkt. Und ganz besonders bleibt es ein Beweis seiner Klugheit und Schärfe, daß er es verstand, von Napoleon jeden Gedanken fern zu halten, als ob Oesterreich wirklich feindselig gegen ihn auftreten könne. Diese Anerkennung zollen ihm selbst die ausgezeichnetsten französischen Geschichtschreiber, wie ein Thiers und Armand Lefebvre, im Gegensatz zu jenen deutschen Federn, die sich nur berufen fühlten Oesterreichs Regierung und die großen Männer dieses Landes zu verkleinern. [1]

[1] Für jene, welche den XVI. Band der Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, sowie die Revue de deux mondes nicht gleich zur Hand haben, wollen wir nur bemerken, daß Thiers das deutsche Nationalgefühl wenigstens begriffen hat, und sich gleich fern zu halten wußte von Lobhudelei wie von hämischem Tadel. Er und Lefebvre sehen in Napoleon im Gegensatz mit Fain, Bignon und Andern nichts weniger als einen Götzen, vor dem man niederfällt. Beide beurtheilen die damaligen Zeitereignisse von einem höheren und gänzlich vorurtheilsfreien Standpunkt. Thiers nennt mit edler Offenheit die damalige Politik Oesterreichs eine vollkommen ehrliche und ehrenhafte. Er schenkt der staatsmännischen Voraussicht des kaiserlichen Ministers seinen ganzen Beifall, und zeigt uns, wie dieser große, ja vielleicht unerreichte Staatsmann, von allem Anfang her den richtigen Weg einschlug, und nur dahin strebte, sein Vaterland wieder zu erheben, Deutschland frei zu machen. Er sieht es als Napoleons größten Mißgriff an, den Vorschlägen Oesterreichs sein Ohr verschlossen zu haben.

Ganz abgeſehen von der außerordentlichen Kräftigung der Allianz übte die öſterreichiſche Kriegserklärung auch bei Freund und Feind eine, freilich ſehr verſchiedene Wirkung. Deutſchland jubelte. In den Reihen der franzöſiſchen Armee aber gab ſich eine ſehr gedrückte Stimmung kund, und eine auffallende Niedergeſchlagenheit erfaßte ſelbſt ſolche Männer, die bisher eine große Zuverſicht gezeigt hatten.

Bevor wir zur Beſprechung des Operationsplanes übergehen, müſſen wir einige dynamiſche Verhältniſſe und Fragen feſtſtellen.

Bis in die neueſte Zeit wurde vielfach behauptet: Oeſterreich habe über dieſen ewig denkwürdigen Krieg noch nichts Authentiſches veröffentlicht, und ganz beſonders aus der Truppenſtärke, womit es der großen Allianz beitrat, ein Geheimniß gemacht. Eine ſolche Beſchuldigung iſt nur zum Theil richtig. Oeſterreich hat die Wahrheit nie zu ſcheuen, denn durch dieſe tritt erſt ſeine Größe in ihr verdientes Licht.

Wir beginnen unſere Unterſuchungen mit Rußland und Preußen, um ſodann jene verbürgten Angaben folgen zu laſſen, welche die k. k. Armee ſelbſt betreffen und zuletzt auch die feindliche Streitmacht richtig zu ermitteln.

Nach der Schlacht bei Bautzen zählten die Ruſſen nur noch 67,000 Mann und für den Wiederbeginn der Feindſeligkeiten ſollten, nach der Behauptung des Generals

Araktſchejeff 165,000 Mann ruſſiſcher Soldaten auf dem Kriegsſchauplatz erſcheinen. Gneiſenau und Müffling klärten den Fürſten Schwarzenberg über die wahre Ziffer der ruſſiſchen Armee gehörig auf und zeigten, daß die ruſſiſchen Angaben keinen vollen Glauben verdienten. „Was — ſagt der Brief von Blüchers Generalquartiermeiſter — die ruſſiſchen Armeen anbelangt, ſo iſt es nun einmal Sitte, daß dieſe immer viel ſtärker angegeben werden, als ſie ſind, und kein General, außer dem Kommandirenden und dem Generalquartiermeiſter, weiß die eigentliche Stärke derſelben. Die Armee in Schleſien wird zu 160,000, die Labanoff'ſche Reſerve zu 150,000 Mann angegeben. Davon darf man aber nichts glauben. Meine Verhältniſſe haben mir Gelegenheit gegeben, ihre Stärke genau nach der neuen Eintheilung kennen zu lernen.

„Selbe iſt Graf Langeron — rechter Flügel — zwiſchen 25—26,000 Mann. Graf Wittgenſtein — linker Flügel — nahe an 40,000 Mann; die Grenadierreſerve unter Rajeffsky 13,000. Die Garden 12,000 und die Reſerve unter dem Großfürſten Konſtantin 6000 Mann ſtark. Außerdem hat General Sacken circa 12,000, Winzingerode bei Polniſch-Liſſa ein Korps von 20,000 Mann, und Dochtoroff, welcher an der Wartha angekommen iſt, ein Korps von 31,000 Mann. Hiezu kommt noch das Partiſanweſen an der Niederelbe. Jetzt iſt Labanoff und Bennigſen an der Weichſel angekommen,

und der große Rekrutentransport ſammelt ſich in dieſem Augenblick bei Byaliſtock. Bei der Armee paſſirt dieſe ſogenannte Byaliſtockerreſerve für 250,000 Mann; der Kaiſer gibt ſelbe zu 180,000. So ſteht ſie auch in den Liſten. Dieß ſoll nämlich ihre Stärke nach der Ukaſe ſeyn. Allein nach dem effektiven Beſtand iſt ſie unter 122,000 Mann ſtark. Von dieſer Reſerve werden wir aber hier nicht eher etwas zu ſehen bekommen, als bis eben ſo viel von der Armee todtgeſchlagen ſind."

Nach Scharnhorſts Tagbuch, von welchem der k. k. Oberſt Graf Latour des Generalſtabes Einſicht nehmen durfte, zählte die preußiſche Armee vor der Schlacht bei Groß-Görſchen 69,671 Streiter, worunter 11,758 Mann Kavallerie und 4162 Artilleriſten. Die Verluſte bei Lützen und Bautzen wurden durch 35 neu formirte Bataillone erſetzt. Nach Scharnhorſts Angaben betrugen ſelbe für die Tage des 2., 20. und 21. Mai, dann der kleineren Gefechte, nahezu 25,000 Mann. Beim Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes war ſomit das preußiſche Heer nur um wenige tauſend Mann ſtärker als beim Beginn des Feldzuges im Frühjahr. Mit Zuziehung von etwa 75,000 Mann Landwehr konnte alſo der preußiſche Staat 140,000 Mann ins Feld rücken laſſen, ungerechnet ſeiner 24,304 Mann an Garniſonen in den Feſtungen Kolberg, Graudenz, Pillau, Silberberg, Schweidnitz, Glatz und Neiſſe.

Man durfte daher die ruſſiſch-preußiſche Kriegsmacht

im freien Feld nicht wohl höher als zu etwa 300,000 Mann veranſchlagen, wovon noch ein bedeutender Theil aus Freiwilligen, Koſaken, Streifkorps und ungeübter Mannſchaft beſtand, die kaum zur Hälfte bewaffnet war. Die Koſaken allein betrugen 20,000 Mann.

Wenn alſo Oeſterreich neutral blieb, ſo würde Napoleon, falls er den Vicekönig und Augereau an ſich zog, was er alsdann leicht vermochte, den Verbündeten um faſt 100,000 Mann überlegen geweſen ſeyn, ganz abgeſehen von ſeiner Feldherrngröße und dem Beſitz der Elbe und Oder mit den dortigen Feſtungen und verſchanzten Punkten, eine Lage, die in jedem Anbetracht als höchſt günſtig für ihn angeſehen werden durfte. Erſt durch die 200,000 Streiter, welche der Wiener Hof dem Bund brachte, erlangte man das Uebergewicht. Wir haben uns in dieſen Gegenſtand etwas näher eingelaſſen, um die zur Zeit des Waffenſtillſtandes vielfach verbreitete irrige Meinung, die ſelbſt noch heute von vielen Militärs nachgeſprochen wird, zu widerlegen, als hätten die Verbündeten auch ohne Oeſterreichs Beiſtand daſſelbe Ziel zu erreichen vermocht.

Es iſt eine häufig vorkommende fehlerhafte Anſicht, nach welcher die wirkliche Stärke der großen Allianz nach dem Beitritt Oeſterreichs auf dem Kriegsſchauplatz über 600,000 Mann betrug.

Um die Mitte Auguſt zählte die k. k. Armee in

Böhmen 2 leichte, 4 Linien-, 3 Reserve-Infanterie-, 3 Kavallerie-Divisionen nebst einem Korps des linken Flügels, zusammen 106 Bataillone (103,143 Mann), 120 Eskadronen (16,070 Mann), 36 Artillerie-Kompagnien und Handlanger (6030 Mann) mit 52 Batterien. Im Ganzen 125,243 Mann mit 362 Geschützen, wovon 270 bei den Truppen eingetheilt waren. Nebstbei befanden sich noch beim Heer 1229 Pionniere, 183 Pontoniere, 532 Mann Sanitätstruppen, 248 Mann Stabsinfanterie und die noch in der Errichtung begriffenen Stabsdragoner.[1] Der Operationsentwurf von Trachenberg spricht nur von 150,000 Russen und Preußen in Schlesien, dann von 90,000 Mann

[1] Mit 1. September wies die k. k. Armee 111 Bataillone, 43½ Kompagnien, 124 Eskadronen, zusammen 115,731 Mann, worunter 15,767 Reiter aus. Die Schlachten bei Dresden und Kulm, die Gefechte bei Kimmitz und Arbesau u. dgl. waren vorüber. Die Kranken und Blessirten betrugen 12,562 Mann. Unter obiger Ziffer nicht begriffen waren jene mobilisirten Besatzungen in den böhmischen Plätzen, die in 31 Bataillonen, 2 Eskadronen, 28½ Kompagnien noch 43,044 Mann, worunter 287 Pferde ausmachten. Bei der zweiten Vorrückung nach Sachsen zählte die k. k. Armee 2 leichte Divisionen, 4 Armee-, 1 Reservecorps, 20 Kompagnien Artillerie, 21 Kompagnien Artillerie-Handlanger, 3½ Kompagnien Pionniere, 2 Kompagnien Pontoniere, 1 Sanitäts-, 1 Stabsinfanterie-Bataillon, 2 Stabsdragoner-, 1 Landwehrdragoner-Eskadron. Mit Hinzurechnung einer kleinen mobilen Kolonne, der Streifkommanden, und der beim Armeegeneral-Kommando stehenden zwei Bataillone, jedoch ohne die böhmischen Festungsbesatzungen, gab dieß eine Macht von 120 Bataillonen, 43½ Kompagnien, 130 Eskadronen, zusammen 119,480 Mann, worunter 15,645 Pferde.

unter dem Kronprinzen von Schweden in Deutſchland, zuſammen 240,000 Mann. Rechnet man hiezu die öſterreichiſche Streitmacht mit 120,000 Mann, ſo kommen bloß 360,000 Mann heraus.

In einer durch Berthier dem Kaiſer bei deſſen Rückkehr aus Mainz am 6. Auguſt überreichten Tabelle über Stärke und Aufſtellung des franzöſiſchen Heeres iſt der Effektivſtand mit 421,957 Mann aufgeführt. Uns dünkt jedoch, daß derſelbe abſichtlich ſo hoch angegeben wurde und der wirklich ſtreitbare Stand der Franzoſen in Sachſen, Schleſien und den Marken, ſo wie an der Niederelbe und in Bayern 350,000 Mann nicht überſtieg. Sonach wäre Napoleon nur um 10,000 Mann ſchwächer geweſen als ſeine Gegner. Und bringt man bloß die Linientruppen in Anſchlag, welche am Tag der Schlacht allein zählen, ſo mag das beiderſeitige Kräfteverhältniß ziemlich gleich geweſen ſeyn.

Die Angaben in dem mehrgenannten trefflichen Werk von Thiers über die Stärke der franzöſiſchen Armee ſind gleichfalls nicht ganz verbürgt, obſchon dort gute Nachweiſe über die innere Heeresorganiſation und Eintheilung geliefert werden.

Was nun die zur k. k. Armee in Böhmen beſtimmten ruſſiſch-preußiſchen Korps anbelangt, welche nach Schwarzenbergs Antrag 110,000 Mann betragen ſollten, ſo gibt Danileffsky ſolche bloß zu 50,420 Mann an,

und wir wollen ihm dießmal glauben, obſchon er ſonſt wenig Vertrauen verdient. Nach den durch die ruſſiſchen und preußiſchen Korpskommandanten eingeſendeten Stand- und Dienſttabellen zählte das Korps Wittgenſtein 30,694 Mann mit 4267 Pferden, 1704 Artilleriſten und 84 Geſchützen; das zweite preußiſche Korps 36,805 Mann, worunter 6038 Reiter, 1950 Artilleriſten mit 104 Kanonen; die ruſſiſch-preußiſchen Garden und Reſerven 48,304 Mann, worunter 11,883 Reiter, 3831 Artilleriſten mit 198 Geſchützen. Die Ziffer der amtlichen Eingabe mit Danileffsky zeigt daher die enorme Differenz von 28,578 Mann, welche ſich nur daraus erklären läßt, daß es im Intereſſe des ruſſiſchen Verpflegsweſens lag, ſtets eine viel größere Stärke als die wirklich vorhandene anzugeben.

Schon während des Waffenſtillſtandes hatte Radetzky mit allem Nachdruck auf die Verſchanzungsarbeiten hingewirkt, welche man zur Sicherung der Nordgrenze Böhmens ſo wie im Donauthal zur Deckung von Wien gegen Weſten, dann im Muhr- und Drauthal für den gleichen Zweck gegen Italien in Ausführung zu bringen bemüht war. Bei Efferding und Tulln ſollten Brückenköpfe, bei Wallſee ein verſchanztes Lager erbaut, und an der obern Traun, zwiſchen Gmunden und Lambach, eine Stellung verſchanzt werden. Dieſe Entwürfe waren die Früchte des reifſten Nachdenkens und ächter Kriegserfahrung des Generalſtabschefs, womit er die ausgebreitetſte Lokalkenntniß

verband. Bei dieſer Gelegenheit deutete er auch auf die militäriſche Wichtigkeit von Judenburg und Rottenmann.

Der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg betrieb ſeinerſeits ſchon zu Gitſchin und auch von Prag aus die möglichſte Stärke der Armee in Böhmen und bat den Kaiſer, mit Beſeitigung des gewöhnlichen Geſchäftsganges durch den Hofkriegsrath, alle Gegenſtände die Armee betreffend, durch Allerhöchſte Spezialbefehle erledigen zu laſſen.

Wir kommen nun zu einem hochwichtigen Gegenſtand, nämlich zum Operationsplan.

Die eigentliche Grundlage, wie der Krieg geführt werden ſolle, falls kein Frieden zu Stand kommen würde, iſt in drei verſchiedenen Entwürfen behandelt, wovon der eine dem General Barklay zugeſchrieben wird. Der zweite iſt jener von Trachenberg vom 11. Juli durch General Toll niedergeſchrieben, wobei wir auf Bernhardi's „Denkwürdigkeiten" ſo wie auf die Schriften eines Müffling und Henckel verweiſen; jedoch zu bemerken kommt, daß die ſchon im Mai durch Radetzky angeregte, und gleich damals dem Grafen Neſſelrode mitgetheilte Idee: einer Theilung der feindlichen Macht, im Prinzip, auch auf den Trachenberger Konferenzen, durch die Souveraine und ihre Generalquartiermeiſter, angenommen wurde.

Der dritte Entwurf, der uns allein hier näher berührt, wurde Anfangs durch Radetzky entworfen, ſodann

von ihm mit Beiziehung des General Langenau überarbeitet, aber an den ersten Gedanken unverrückt festgehalten.

Radetzky übergab ihn unterm 7. Juli zu Lieben unweit Prag dem Feldmarschall Schwarzenberg, von dem er am 12. dem Kaiser von Oesterreich unterbreitet und nach erhaltener Billigung durch den Oberst Graf Latour an den russischen Kaiser gesendet wurde.

Wenn gleich die Fassung dieses Entwurfes etwas ausgedehnt ist, so können wir es uns dennoch nicht versagen, selben vollinhaltlich hier folgen zu lassen, und zwar einmal weil dieß nur ein Akt der Gerechtigkeit gegen den Heldenmarschall ist, da ihm das Verdienst hiebei ganz allein gebührt, und zum Andern, weil über diesen Punkt so manche irrige Meinungen bestehen, die im Interesse der damaligen Heeresleitung einer Aufklärung bedürfen. Der aufmerksame Leser wird, wenn er diesen Entwurf mit den bereits durch den Druck bekannt gewordenen beiden ersten vergleicht, sich überzeugen, daß er weniger als diese auf ein offensives Handeln basirt war. Er nahm vorweg den größten Bedacht auf die Sicherung der österreichischen Monarchie, durch ein Entfernthalten des Kriegsschauplatzes von Oesterreich. Es ist begreiflich, daß Preußen und Rußland darin nicht übereinstimmen konnten, indem sie beide von demselben Wunsch für ihre eigenen Gebiete beseelt waren. Rußlands größte Sorge ging dahin, den

Krieg möglichſt vom Gebiet des Großherzogthums Warſchau zu entfernen.

Dieſes Aktenſtück lautet: der Entwurf eines allgemeinen Operationplanes der alliirten Armee, muß ſich a) auf die Vergleichung der wechſelſeitigen Streitkräfte, b) auf die muthmaßliche Operation des Feindes, und c) auf eine generelle Betrachtung der Operationen geſammter gegen Frankreich kämpfender Mächte gründen.

Die mit ziemlicher Verläßlichkeit geſammelten Daten über die Stärke der franzöſiſchen Armee zeigen in ihrer Kombinirung dieſelbe folgendermaßen:

a) Der Vicekönig von Italien mit der neu formirten Armee, das Gros bei Verona, und mit einem Theil bereits in Illyrien eingerückt . . .	60,000	Mann
b) die bei München geſammelt werdenden Truppen	40—50,000	„
c) das Korps des Marſchalls Augereau, zwiſchen Würzburg, Nürnberg, Bamberg und Baireuth	40—50,000	„
d) Davouſt, an der untern Elbe mit Einſchluß von 10,000 Dänen	30,000	„
e) die Garniſonen an der Elbe	70,000	„
f) die Hauptarmee unter dem Kaiſer	190,000	„
folglich zuſammen:	450,000	„

Die entgegenwirkenden Streitkräfte der alliirten Mächte

können mit Verläßlichkeit folgendermaßen veranschlagt werden.

A. Für Norddeutschland . . . 80,000 Mann nämlich: Schweden 25,000, ein preußisches Korps 35,000 und ein russisches Korps 20,000.

B. Für Süddeutschland . . . . 205,000 „ nämlich: Oesterreicher in Böhmen 120,000, ein russisches Korps 25,000, Reserve im Donauthal 60,000.

C. Für die Operationen im Centro. Die russisch-preußische Armee . . . . 80,000 „

D. Gegen Italien das zweite Reservekorps . . . . . 40,000 „

Zusammen 405,000 Mann.

Es wird wohl kein Zweifel obwalten, daß die Absicht des französischen Kaisers dahin ziele, seine Hauptmacht, zur Ergreifung der Offensive an der Elbe beisammen zu halten, und mit solcher den Hauptschlag zu führen, während die andern französischen Korps entweder sich einstweilen auf der Defensive halten, oder durch Demonstrationen die Zwecke ihrer Hauptarmee zu begünstigen suchen.

Davoust an der untern Elbe kann wohl, bei der täglich wachsenden Ueberlegenheit der ihm entgegenstehenden Armee unter dem Kronprinzen von Schweden, sich nur auf einer strengen Defensive halten, während die

unter Augereau formirte Armee in Bayern mit jener des Vicekönigs, eine Offenſive gegen Oeſterreich, zu Gunſten der Operationen der franzöſiſchen Hauptarmee unternehmen werden.

Aus allen Gründen der Probabilität erhellet, daß der Schlag der franzöſiſchen Hauptarmee gegen die Oeſterreicher gerichtet ſeyn werde.[1]

Denn bei der Stellung der franzöſiſchen Hauptarmee an der Elbe, wo ſie die Armee des Kronprinzen in der linken Flanke, die ruſſiſch-preußiſche in der Front und die öſterreichiſche, im Beſitz von beiden Elbe-Ufern, in der rechten Flanke hat, iſt es wahrſcheinlich, daß dieſelbe ihre rechte Flanke zuerſt frei zu machen ſuchen werde, weil ſie nur dadurch nicht bloß die aus der Grenzlage Oeſterreichs entſpringende gefährlichſte Bedrohung ihrer Operationslinien abwendet, ſondern auch die kürzere Kommunikation mit ihren übrigen Armeen bezwecken kann, abgerechnet, daß die Reichhaltigkeit der Hilfsmittel für den Krieg, welche dieſe Monarchie darbietet, an ſich ſelbſt ſchon Lockung genug wäre, die Eroberung der öſterreichiſchen Provinzen zum Hauptzweck ihrer Operationen zu machen, und daher

[1] Bei einer ſolchen Vorausſetzung muß der Anſchluß des Wiener Hofes an die große Allianz um ſo bewundernswerther erſcheinen, als man bei der von uns oben mitgetheilten Ziffer der beiderſeitigen Kräfte ſo zu ſagen noch immer in der Minderzahl blieb, und Oeſterreich ſicher rechnen durfte, das ganze Gewicht des franzöſiſchen Heeres von ſeinen Alliirten ab und auf ſich zu lenken.

gleich Anfangs alle Anſtrengungen dahin zu richten, dieſes Ziel zu erreichen.

Dieſe, wie billig, vorausgeſetzten Gründe zeigen die Nothwendigkeit, daß in dieſem mehr als wahrſcheinlichen Fall eine Offenſive der Armee des Kronprinzen von Schweden und der ruſſiſch-preußiſchen Armee allein vermag, die Hauptkraft Frankreichs von der öſterreichiſchen Armee abzuleiten, die durch eine wohlberechnete Defenſive nur im Stande iſt, ihre Hauptkräfte für den entſcheidenden Schlag bis zu jenem Moment beiſammen zu halten, wo das Vordringen der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke und der ruſſiſch-preußiſchen Armee in der Front eine Theilung der Streitkräfte bei der franzöſiſchen Armee herbeiführen muß.

Alles und Alles kommt demnach darauf an, daß, beim Beginn der Feindſeligkeiten, dieſe beiden Armeen mit der unabläſſigſten Anſtrengung die Offenſive ergreifen und fortſetzen, um der öſterreichiſchen die Möglichkeit zu gewähren, mit ihnen vereint, dem von ihnen unausgeſetzt beſchäftigten Feind, den empfindlichſten Schlag beizubringen, und dadurch dem Feldzug eine günſtige Wendung für die Alliirten zu geben.

Um aber nicht allein bei dieſem, obſchon allein wahrſcheinlichen Fall, ſtehen zu bleiben, kommen nun auch die andern, wenn gleich nicht probablen Fälle der möglichen feindlichen Operationen im Allgemeinen zu unterſuchen,

und hiebei das gegenseitige Verhalten der verbündeten Heere in Betracht zu ziehen.

Es läßt sich nämlich, außer dem vorstehend abgehandelten Fall noch annehmen:

1) Der Feind werfe sich mit der Hauptmacht auf den Kronprinzen (offensiv) und halte gegen die übrigen beiden Armeen die Defensive. Mittlerweile, als der Kronprinz in diesem Fall dem Hauptschlag auszuweichen sucht, müssen die andern alliirten Armeen vereint auf den Feind losgehen.

2) Wenn sich der Feind gegen die russisch-preußische Armee mit der Hauptmacht werfen sollte, hätte dieselbe Alternative von der schwedischen und österreichischen Armee einzutreten, welche dem Feind auf der kürzesten Linie rasch zu Leib zu gehen hätten, während die russisch-preußische Armee sich vor jedem entscheidenden Schlag wahren müßte.

3) Endlich, wenn die feindliche Hauptmacht eine allseitige Defensive beobachtet, wäre von Seiten der schwedischen und der russisch-preußischen Armee eine gleichzeitige Offensive zu führen, indeß die österreichische so lange die Defensive hält, bis die verbündeten Heere sich ihr so sehr genähert haben, daß deren Gesammtüberlegenheit einen günstigen, entscheidenden Schlag verbürgt.

In allen, wie immer angenommenen, Wechselfällen bleibt es bei dem gegenwärtigen Stand der Armee stets die erste und wesentlichste Hauptbeobachtung, daß keine

Armee einzeln und auf keine Weiſe ſich gegen eine ihr überlegene Macht in ein Hauptgefecht einlaſſe, um den Hauptzweck in den gemeinſchaftlichen Operationen nicht zu verfehlen, nämlich: den Hauptſchlag mit Sicherheit zu führen.[1]

Es handelt ſich nach dieſen allgemeinen Anſichten nunmehr darum, den erſten Fall: die Offenſive Frankreichs gegen Oeſterreich in ſeinen Unterabtheilungen zu zergliedern, um hiernach die Operationen zu beſtimmen.

I. Die franzöſiſche Armee beginnt die Offenſive gegen Oeſterreich auf dem linken Elbeufer, während ſie die verbündeten Armeen durch ernſthafte Demonſtrationen von der Vereinigung abzuhalten trachtet.

Hier wird es nöthig, daß die verbündete Armee eiligſt die Offenſive ergreife, während die öſterreichiſche hinter der Eger ſo lang als möglich dem feindlichen Vordringen Einhalt thut. Hiezu dienen die bei Budin und Laun fortifikatoriſch zugerichteten Stellungen.

Dieſes Vordringen kann nämlich in dreierlei Richtungen geſchehen:

[1] Dieſer Grundgedanke wurde von Radetzky ſchon in ſeiner Denkſchrift vom 10. Mai, die wir oben kennen gelernt haben, ausgeſprochen. Und da er hier unterm 7. Juli abermals entwickelt wird, die Trachenberger Vereinbarungen aber erſt vom 11. Juli datiren, ſo fallen alle Anſprüche des Kronprinzen von Schweden, ſowie der Generäle Toll und Kneſebek auf dieſe Idee, von ſelbſt.

a. das Elbeufer ſtromaufwärts kotoyirend gerade gegen Budin;

b. vor Paſſirung des Mittelgebirges ſich bei Brüx gegen Laun wendend;

c. durch das Erzgebirg über Komotau und Saaz.

ad a. Die erſte Stellung bei Budin dient für den Fall, wenn der Feind über das Mittelgebirg gerade vordringen ſollte. In dieſem Fall wird das Gros der Armee nach Budin gezogen, während die linke Flanke gegen Laun gehörig gedeckt und die Strecke zwiſchen Laun und Saaz beobachtet werden muß. Das Wittgenſtein'ſche Korps rückt in jedem Fall zum Gros der Armee nach Budin. Eine Diviſion bleibt auf dem rechten Elbeufer, um die Verbindung der verbündeten Armeen mit der öſterreichiſchen zu decken.

Iſt die feindliche Ueberlegenheit nicht zu groß, ſo nimmt die öſterreichiſche Armee, mit dem Wittgenſtein'ſchen Korps vereint, in dieſer Stellung die Schlacht an, im entgegengeſetzten Fall weicht ſie ihr dadurch aus, daß ſie ſich entweder mit dem linken Flügel gegen Budin und mit dem rechten gegen Thereſienſtadt, allenfalls gar bei Weltrus hinter die Moldau zieht, indeß die ruſſiſch-preußiſche Armee bei Leitmeritz über die Elbe geht, um gemeinſchaftlich den Feind anzugreifen, und gleichzeitig der Kronprinz von Schweden den Elbeübergang forcirt oder die Garniſonen an der Elbe feſthält, um ſie zu hindern, der

nach Böhmen gehenden verbündeten Armee in den Rücken zu fallen.

Wäre die Schlacht ſchon vor Ankunft der ruſſiſch-preußiſchen Armee zum Vortheil der Alliirten entſchieden, ſo muß das ruſſiſch-preußiſche Heer in Sachſen über die Elbe gehen; im Fall des Gegentheils aber bleibt, wie geſagt, die Paſſage bei Leitmeritz, unter der Protektion der Feſtung Thereſienſtadt am zweckmäßigſten, denn der Feind kann ſelbe nicht hindern, und den Verbündeten wird die Möglichkeit gewährt, mit vereinten Kräften einen entſcheidenden Schlag zu führen.

ad b. Sollte der Feind bei ſeinem Eindringen in das Mittelgebirg, nach Beſetzung deſſelben, ſich über Bilin nach Laun wenden, ſo entſpricht auch in dieſem, obgleich dem erſten untergeordneten Fall, die angetragene Stellung vollkommen. Nur hätte ſich die Armee bei Laun aufzuſtellen. Sowohl bei Erfolgen als Unfällen bleibt das Uebrige wie zuvor.

ad c. Wenn der Feind durch das Erzgebirg über Komotau und Saaz eine Tournirung verſuchen ſollte, ſo nimmt die Armee eine Aufſtellung zwiſchen Saaz und Tzyra. Alles Uebrige bleibt wie beim erſten Fall geſagt worden.

Die Verſammlung der Armee erfolgt jederzeit bei Wranay und Slonitz, als den gelegenſten Punkten, um für jedes Ereigniß à portée zu bleiben. Vom Beginn

der Feindſeligkeiten an muß die öſterreichiſche Armee bemüht ſeyn, dem Feind möglichſt Beſorgniſſe für ſeine Flanke zu geben, bis nicht die alliirte Armee ſich mit ihr vereinigt hat, um ihn ſodann gemeinſchaftlich anzugreifen.

Das Wittgenſtein'ſche Korps, welches ſchon dermalen bei Liebau und Schönberg zu disloziren wäre, hätte gleich am letzten Tag des Waffenſtillſtandes, alſo am 10. Auguſt, ſich in Marſch zu ſetzen, damit es, über Melnik, am 16. in der Stellung von Budin ſich mit der Armee vereinigen könne.

In allen drei Fällen erfolgt der Rückzug der Armee bei einem Unfall hinter die Moldau bei Weltrus, um das feindliche Vordringen gegen Prag zu hindern. Prag wird in einen Stand geſetzt, um gegen jeden Coup-de-main geſichert zu ſeyn.

Man wird die eigentliche Abſicht der öſterreichiſchen Armee durch ein Verlegen des Gros auf das rechte Elbeufer, um Hirſchberg, Holan und Auſcha, zu maskiren ſuchen. Dadurch bedroht man den Feind in der Richtung auf Gabel, und vergibt dennoch dem Hauptzweck nichts, nämlich die Armee mit zwei Märſchen in die Stellung bei Budin oder Laun zu bringen.

Unternimmt der Feind ſeine Offenſive auf dem rechten Elbeufer gegen Oeſterreich und hält ſich auf der Defenſive gegen die verbündete Armee, ſo müßte in dieſem, obſchon unwahrſcheinlichen Fall, letztere mit dem möglichſten Nach-

druck angriffsweiſe vorgehen, die öſterreichiſche Armee aber, mit Vermeidung jedes entſcheidenden Gefechtes, ſich ſtreng defenſiv halten, ja im Nothfall ſogar auf das linke Elbeufer zurückgehen, und in dieſer Verfaſſung die vorrückende alliirte Armee erwarten, um bei ihrer Annäherung, wie vorgeſagt, gemeinſchaftlich zu operiren.

Unternimmt der Feind auf beiden Elbeufern die Offenſive, ſo muß, bei einer ſolchen Theilung ſeiner Kräfte, jener Theil, welcher auf dem linken Ufer gegen Budin vordringt, zuerſt und raſch angefallen und nachdrücklichſt verfolgt werden, wornach es ſodann nicht ſchwer wird, die getrennten feindlichen Kräfte en detail zu ſchlagen.

Bliebe der Feind à cheval der Elbe auf der Defenſive, ſo unternimmt die öſterreichiſche Armee die Offenſive auf dem linken Elbeufer in demſelben Augenblick, wo die verbündete Armee ſich der Elbe nähert. Wäre auf dem linken Ufer die feindliche Ueberlegenheit allzu groß, ſo wird ſich wie früher benommen.

Ergreift endlich der Feind gegen die ruſſiſch-preußiſche Armee die Offenſive, ſo bleibt dieſe letztere defenſiv, und die öſterreichiſche Armee wird, auf Flanke und Rücken des Feindes, ſo ſchleunig wie möglich operiren, um mit der alliirten Armee in Verbindungen zu kommen.

Wer den vorſtehenden Operationsplan reiflich erwägt, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß die auf die Lage des Kriegsſchauplatzes baſirte Grundidee deſſelben darin

bestand: „den Kaiser Napoleon von seinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen, sodann möglichst nahe zu umstellen, jede theilweise Niederlage zu vermeiden, und am Ende in einer Entscheidungsschlacht vollends zu vernichten, was Hunger und Krankheiten, überhaupt das Ungemach des Feldzuges von dessen Heer noch übrig gelassen haben würden." Daß der französische Kaiser, seine so große Vortheile gewährende Zentralstellung an der Elbe mit dem gesicherten Besitz von Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Pirna, also mit fünf Punkten zum Uferwechseln nicht umsichtiger benützte, und so zu sagen nach dem Wunsch seiner Gegner, den unseligen Entschluß faßte, mit drei getrennten Heeren auf drei verschiedenen Kriegsschauplätzen zu agiren, halten wir für eine der Haupturſachen seiner Niederlagen.

Eine große und gewiß höchst treffliche Maßregel, woran Radetzky den meisten Antheil nahm, war die Zusammensetzung der drei Armeen in Böhmen, Schlesien und in den Marken aus Truppen der verschiedenen Staaten.[1] Gerade dadurch wurden die meisten jener Zerwürfnisse, wenn nicht vermieden so doch leichter behoben, auf welche Napoleon so große Hoffnungen setzte, und die Niemand so trefflich auszubeuten verstand, wie eben er.

Sollte aber der große Zweck glücklich erreicht werden,

[1] Mémoires du maréchal duc de Raguse. V. Band.

ſo mußte die Geſammtleitung der drei Heere der Allianz in Einer Hand ruhen, d. h. die Führung mußte einem Manne anvertraut werden, welcher, neben den Fähigkeiten des Feldherrn, auch die hohe Gabe edler Selbſtverläugnung beſaß. Denn ſchwierig in jedem Anbetracht war dieſer Poſten. In der Perſon des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg fanden ſich jene Eigenſchaften vereinigt, die den Erfolg verbürgten. Der Wiener Hof hatte daher, und dieß mit vollem Recht, den öſterreichiſchen Feldmarſchall dazu beantragt, und in Anbetracht ſeiner politiſchen und militäriſchen Stellung auch auf deſſen Ernennung beſtanden. Es iſt möglich, daß der ruſſiſche Kaiſer hiebei ein Opfer brachte. Wenigſtens hielt ihn aber aber ſolches in der Folge nicht ab, mit dem Kronprinzen von Schweden und dem General der Kavallerie von Blücher, ja ſogar mit einzelnen Unterfeldherrn ſeiner eigenen, ſo wie fremder Truppen, und zwar ohne Vorwiſſen des Oberfeldherrn, in einer Weiſe zu verfügen, die mancherlei Verlegenheiten und Störungen ſchuf, und wobei es vorkam, daß Schwarzenberg die durch Kaiſer Alexander erlaſſenen Befehle erſt nachträglich aus deſſen Kanzlei, oder wohl gar erſt durch die gewöhnlichen Dienſtmeldungen erfuhr, anderſeits die Verfügungen des Kaiſers und des Fürſten über einen und denſelben Gegenſtand ſich nicht ſelten durchkreuzten. Einzelnes wurde dem Oberfeldherrn ſogar ganz vorenthalten, und er konnte darüber nur dadurch eine

theilweiſe Aufklärung erlangen, daß er Offiziere ſeines Vertrauens auf die betreffenden Punkte ſendete, wenn es nicht etwa möglich wurde, durch die bei Blücher und dem Kronprinzen kommandirten öſterreichiſchen Militärbevollmächtigten, nämlich den Major Freiherrn von Marſchall und den Feldmarſchalllieutenant Baron Vincent, beide von ſeltener Tüchtigkeit und dem Fürſten ganz ergeben, das Wünſchenswerthe zu erfahren.

Der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg hatte eine lange Kriegserfahrung und glänzende Waffenthaten für ſich, und durfte ſomit erwarten, daß ihm der Zutritt in den Rath der Monarchen nicht verſagt, daß ſeine Stimme gehört werde. Edel und ritterlich in allen Handlungen ſeines Lebens, ſtand er hoch in der öffentlichen Meinung. Mit großer Bildung, und klarer Anſchauung der Weltverhältniſſe, verband er ein Entgegenkommen, das durch die Würde ſeines Standes und den geſchichtlichen Ruhm ſeines Hauſes noch bedeutend gehoben wurde.[1]

Er verhehlte ſich übrigens keinen Augenblick die Schwierigkeiten ſeiner neuen Stellung, und verkannte nicht die gewichtigen Obliegenheiten, ſo fortan auf ihm laſten würden. So viele fremdartige Elemente zuſammenzuhalten und auf der blutigen Bahn zu Einem großen Ziel zu leiten, ſo viele entgegengeſetzte Intereſſen in Einklang zu bringen, und zu einem geſchloſſenen Ganzen zu vereinen,

[1] Thiers hat im XVI. Band den Fürſten falſch beurtheilt.

ſchien mehr als menſchliche Kraft vermag. Der Feldmarſchall vertraute indeſſen dem Walten einer höheren Macht, ſeine Bruſt erfüllte der Glaube, daß die tiefererſchütterte Weltordnung, bei einer ſo allgemeinen Begeiſterung ſich von ſelbſt wieder herſtellen müſſe. Er nahm ſeine Erfahrungen aus dem Leben. Sie waren gereift auf dem blutgedüngten Boden der Schlachtfelder und in der Stille der Kabinette; er kannte die menſchlichen Leidenſchaften und wußte, daß gerade dieſe das Haupthinderniß für alles Gute bilden. Als er daher die Führung der verbündeten Heere übernahm, gelobte er ſich, jeder ſelbſtſüchtigen Regung zu widerſtreben, und mit aller Selbſtverläugnung zu leiſten, was möglich ſey.

Von der Natur mit einer gewinnenden Perſönlichkeit ausgeſtattet, glaubte er ſein wohlwollendes Benehmen noch erhöhen zu ſollen, um jedem Mißtrauen ſchon im Voraus zu begegnen, jedes Mißverſtändniß fern zu halten, denn es war ihm nicht unbekannt, daß große Bündniſſe eine faſt ängſtliche Rückſicht auf individuelle Intereſſen nach Rang und Würde erheiſchen. Der Fürſt konnte nicht, gleich ſeinem Gegner, ſelbſtſtändig handeln. Bei allen großen Unternehmungen mußte er ſeine Anſichten erſt der Prüfung der Monarchen unterziehen; auch durfte er die Meinung der übrigen verbündeten Befehlshaber nicht gänzlich von ſich weiſen. Vor allem mußte er Moreau, Jomini, Barklay, Toll, Diebitſch, Wittgenſtein,

und Knesebek beachten, von denen die wenigsten einerlei Meinung waren, und wovon die beiden ersteren das Vertrauen des Kaisers Alexander in einer Art besaßen, um mancherlei Verlegenheiten zu schaffen.

An der Seite des Kaisers Franz stand, als militärischer Rathgeber, der Feldzeugmeister Freiherr Duka, der wieder seine eigene Bahn wandelte, und eine Vervollständigung der Moskauer Katastrophe mit dem Eintritt des Winters nicht durch die alliirten Waffen, sondern durch den Mangel an aller Subsistenz, beim Feind prophezeite, wo man ihm sodann auf dessen Rückzug hinter den Rhein vollends den Gnadenstoß geben solle. Was jenseits des Rheines liege, gehe die Verbündeten nichts an. Dieser Strom möge auch in die Zukunft „der alte Grenzenhüter der Germanen bleiben.“ So urtheilte ein mit gründlichen Kenntnissen und langer Kriegserfahrung ausgerüsteter General, der weder Napoleons Geist noch schöpferisches Talent erfaßte, und deßhalb auch durch Metternich, Schwarzenberg, Radetzky, Blücher, Gneisenau und viele andere hellsehende Männer widersprochen wurde, die von keinem Defensivkrieg etwas wissen wollten, und das Ende des Feldzuges auf französischem Gebiet suchten.

Das wahre Verständniß dieses Krieges besaßen überhaupt nur Wenige, und was nicht über das Ziel schoß, blieb in der Regel hinter demselben zurück. Die einzig

richtige, von der Vorsicht und Kriegserfahrung vorgezeichnete Linie, sagte nicht Allen zu. Es bestand zudem eine starke Friedenspartei, welche stets geschäftig, jeder energischen Maßnahme entgegenwirkte, und ihre Unterhandlungen mit Napoleon zu keiner Zeit vollständig abbrach.

Trotz diesen großen Schwierigkeiten, welche jedes rasche Handeln im Krieg zu lähmen vermögen, war Schwarzenberg dennoch entschlossen, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, wozu ihn sein Kaiser ausersehen hatte. Das Bewußtseyn der ihm angebornen Mäßigung und Ruhe, machte ihn stark genug, alle Hindernisse zu beseitigen, um das große Werk der Befreiung Deutschlands zu vollenden. Sein Edelmuth, sein erhabener Sinn, fern von aller Sucht nach Auszeichnung machte es ihm leicht, das eigene Verdienst in den Hintergrund zu stellen, und Andern den Ruhm einzelner, oft sogar entscheidender Erfolge zu lassen. Die Briefe des Fürsten aus jener Zeit an seine Familie und etliche Freunde bekunden diese hochherzige Denkweise in vollem Umfang. Er ist diesen Gesinnungen treu geblieben bis an das Ende seines Lebens, und solche dürften ganz geeignet seyn, jene falschen und zum Theil verleumderischen Ansichten und Behauptungen zu widerlegen, welche in einzelnen Schriften über Schwarzenbergs Kriegführung mit unverzeihlicher Anmaßung ausgesprochen sind.

Man müßte ein Buch schreiben, um nur allein die Schwierigkeiten zu zeigen, wie selbe Schwarzenberg

auf jedem Schritt fand, und die ſein Generalſtab in nicht geringerem Grad mit ihm theilte. Nur das Gefühl der Pflichttreue und Vaterlandsliebe konnte dieſe Männer aufrecht erhalten, im Ringen mit einer widerſtrebenden Partei, welcher die Feldherrngröße des franzöſiſchen Kaiſers allzumächtig imponirte. Dieſe Partei hatte es auch durchgeſetzt, daß man Anfangs beſchloß, den ganzen Krieg nach Perioden einzutheilen und erſt bei Ablauf der einen Periode die Maßnahmen für die nächſte zu erwägen. Da man nun drei Perioden feſtgeſetzt hatte, nämlich: bis an den Rhein, bis auf das Plateau von Langres und in die Ardennen, in die Champagne und nach Paris, ſo durfte man rechnen, frühеſtens im Jahr 1815 die franzöſiſche Hauptſtadt zu betreten. Es war ein großes Glück, daß man ſpäter zu einer richtigen Erkenntniß kam, und dieß iſt vorzugsweiſe auch Radetzky zu danken, dem der Töplitzer Traktat vom 9. September 1813 noch keineswegs genügte, worin es hieß: „Frankreich ſolle in ſeine früheren Grenzen zurückgeführt, der Rheinbund aufgelöst, Oeſterreich und Preußen aber wieder in ihren Länderbeſtand von 1805 verſetzt werden.“

Neben den von uns ſo eben angedeuteten Schwierigkeiten gab es auch noch Mißhelligkeiten anderer Art. Man macht ſich gar keine Vorſtellung, was Alles vorkommt, wenn der Oberbefehl ſo zu ſagen bloß nominell iſt, und keine Uebereinſtimmung in den verſchiedenen Bewe-

gungen herrſcht. Die zwiſchen den Souverainen beſtehenden freundſchaftlichen Beziehungen waren leider nicht auf alle ihre Untergebenen übergegangen, und daraus entſprang vielfach Mißtrauen und Verdacht, man wolle den einen Theil opfern um den andern zu ſchonen. Die gegenſeitige Verſtändigung war überaus ſchwer. Jede vom Oberfeldherrn ausgehende Verfügung, die den Oeſterreichern nicht das Schwerſte überwies, ſtieß bei den Andern auf zahlloſe Wenn und Aber. Es gehörte eine übermenſchliche Kraft dazu, um derartige Konflikte auszugleichen und die Friktion der ungeheuren Kriegsmaſchine zu überwinden. Und wenn auch der edle Charakter und feine Takt des Fürſten am Ende die entſtandenen Differenzen jedesmal behoben, ſo war doch nicht zu vermeiden, daß die Andern ſich ihre Aufgabe ſichtbar zu erleichtern trachteten.

Das hohe Verdienſt Schwarzenbergs und ſeines Generalſtabschefs, die übrigens unverrückt auf ihr hohes Ziel losſteuerten, läßt ſich am beſten dadurch ermeſſen, daß innerhalb acht Monaten, nämlich vom Auguſt 1813 bis Ende März 1814, ein Krieg durchgefochten wurde, eben ſo großartig in ſeinem Umfang, als denkwürdig durch die Tapferkeit der Truppen, und unvergeßlich durch ſein Endreſultat.

Bei der ſchuldigen Rückſicht auf die eigene Armee, den verwickelten Beziehungen zu den fremden Truppen und der Eiferſucht im Kommando, darf es nicht über-

raſchen, wenn viele von Schwarzenbergs Befehlen offen mißdeutet, ja ſelbſt nicht befolgt wurden. Alles was die Vorſicht dem Oberfeldherrn anrieth, wurde vorzugsweiſe durch eine ruſſiſche Partei bekrittelt und beanſtandet, welche ihren Einfluß bis in die allernächſte Umgebung des Kaiſers Alexander übte.[1]

Die ſeit Monaten geübte, und nothwendige, weiſe Zurückhaltung des Wiener Hofes, der bis zum Zuſammentritt des Prager Kongreſſes ſich nicht definitiv ausſprach, die Empfindlichkeit Napoleons zu ſchonen verſtand, und in klugen Rathſchlägen fortfuhr, hatten zur Folge, daß verſchiedene Stimmen des Auslandes an der Offenheit Oeſterreichs zweifelten, und darin ſich beſtärkt wähnten, als Graf Metternich ſich zu keiner Verpflichtung herbeiließ, welche die ſcharfe Grenzlinie überſchritt, die er ſeiner Politik gezogen hatte, deren Hauptziel der Zeitgewinn blieb, und bleiben mußte, und zwar in ſolcher Art, daß der franzöſiſche Kaiſer dieß nicht im entfernteſten argwöhnen konnte. Es gab Manche die da behaupteten

[1] Wir verweiſen auf Danileffsky, Seite 154 und 164, ſowie an andern Orten. Der geiſtreiche Bernhardi und unſer Thielen haben übrigens dieſem Autor das verdiente Urtheil geſprochen. Der General der Infanterie Yermoloff, das Urbild der Ruſſophilen oder Slawänophilen, wie ſich die Stockruſſen lieber nennen ließen, ſteht einzig da in ſeinem Deutſchenhaß. Und ſelbſt der nur mit mäßigen Fähigkeiten ausgeſtattete Barklay de Tolly kommt nicht immer gut weg.

„Oesterreich wünsche den Sturz Napoleons nicht.“ Ein derlei ungerechtes Mißtrauen übertrug man auch auf das Hauptquartier der böhmischen Armee.

An der Seite des Fürsten standen, für die eigentlichen operativen Angelegenheiten, zwei Männer, eben so erfahren als treu ergeben. Radetzky und Langenau. Besonders auf diesen Letzteren übertrug man die ganze Last der Abneigung, und bezeichnete ihn als geheimen Anhänger des französischen Kaisers und folgerichtig als entschiedenen Gegner von Rußland und Preußen. Wir würden einer so absurden Behauptung auch nicht ein Wort der Widerlegung widmen, falls es nicht in unserer Absicht läge, bei dieser Gelegenheit dem längst heimgegangenen eben so edeldenkenden als kriegserfahrenen General einen achtungsvollen Nachruf zu weihen.

General Baron Langenau, zu jener Zeit im 31. Lebensjahr, war gewiß durch und durch ein deutscher Mann und gehörte jener Partei in Sachsen an, zu welcher sich der Minister Graf Senfft-Pilsach, die Generallieutenante Freiherr von Thielmann, von Le Coq, von Zeschau, ein Aster und so viele andere gesinnungstüchtige Sachsen zählten, deren Panier mit dem französischen Adler durchaus nichts gemein hatte. [1]

[1] Die Meinung dieser Fraktion geht am deutlichsten aus einer Denkschrift hervor, welche muthmaßlich den Grafen Senfft zum Verfasser hat, in den ersten Monaten des Jahres 1813 niedergeschrieben

Der Einblick in einzelne ſeiner Briefe aus jener Zeit thut dieß vollkommen dar. Aus dem Schreiben an Thiel-

und zweifelsohne auch unter die Augen des Königs gebracht, alſo lautete: „Preußen hat ſich, ſeit Hardenberg die Geſchäfte leitet, durchaus kräftig und umſichtig benommen. Es hat ſich erſt dann zur Theilnahme am Krieg gegen Rußland bereit erklärt, als es klar wurde, daß dieſes defenſiv zu verfahren entſchloſſen war, und ihm keine Hilfe leiſten konnte. Dermal ſtellt es eine Macht auf, die um ſo bedeutender iſt, jemehr die Heere der kriegführenden Mächte geſchwächt ſind. Die preußiſch-ſchleſiſche ſogenannte Neutralität ſcheint bei den übrigen Verhältniſſen zwiſchen Preußen und Rußland, und bei den auffallenden Anſtalten, höchſt problematiſch, und dürfte bei entſcheidenderem Vorſchreiten der Ruſſen doch wohl in eine offenbare Verbindung mit ihnen übergehen. Wenigſtens ſcheint das Gouvernement jene Tendenz zu verrathen, indem es ſich um die Stellung der Freiwilligen in die Hände der Nation gibt, und Vertheidigungsmittel wählt, die es frei zu lenken nicht vermag; ein allgemeiner Enthuſiasmus geht durch alle Klaſſen. Das Gouvernement wird mit oder gegen ſeinen Willen fortgeriſſen, und das proteſtantiſche Deutſchland wird dieſem Beiſpiel folgen.“

„Verläßt unſer König ſein Land, ſo wird das Volk (zumal wenn es ſich davon nicht beſtimmt überzeugt, daß er ſich nicht in franzöſiſche Gewalt begibt, was jetzt jedermann glaubt) dieſe Tendenz theilen, und es iſt alsdann ſehr zu beſorgen, daß, wenn nicht ein ſpäterer Glückswechſel — welcher aber nach dem ausgeſprochenen Volkswillen kein Glück für Sachſen wäre — eintritt, unſer Land für das regierende Haus verloren ſeyn wird.“

„Oeſterreich iſt durch eine große Armee und den guten Sinn des Volkes zu äußerer bedeutender Wirkſamkeit gerüſtet. Gleichwohl ſcheint der Kaiſer von ſeiner allerdings durch harte Erfahrungen geweckten Beſorgniß ſich noch nicht vollſtändig erholt zu haben, und fühlt ſich überdieß durch das Band naher Verwandtſchaft von feindſeligen Schritten

mann und Oberſtlieutenant Aſter, der dazumal mit der fortifikatoriſchen Verſtärkung von Torgau beauftragt war,

gegen Frankreich abgehalten. Dennoch drängt die Natur der Verhältniſſe und der Wille der Nation dem Gouvernement die Anſicht auf, daß der Zeitpunkt wieder gekommen ſey, wo Oeſterreich ſeine Verluſte werde erſetzen können. Raſche Schritte wird es nicht thun, aber ſie werden ſicher ſeyn, man wird mit ihnen ſicher ſeyn. Nicht durch revolutionäre Mittel, die dem Sinn des Gouvernements und des Volkes fremd ſind, und ihm, wie das Jahr 1809 gezeigt, weder glücken noch anſtehen, wird es handeln. Es wird negociren, ſeine Grenzen decken, und könnte wohl leicht dahin gebracht werden, auch die nächſten Grenznachbarn unter ſeine Protektion zu nehmen."

„Es wird ſofort klar, daß nicht Preußens, ſondern Oeſterreichs Stellung Sachſen, und ganz beſonders dem regierenden Hauſe, in den ſchwierigen Verhältniſſen nützlich werden könnte."

„Der Gang der Begebenheiten iſt zu mächtig, der Stoß, den Frankreich erhalten, zu bedeutend, um nicht fürchten zu müſſen, daß das ſächſiſche Korps, wenn es den Reſten der franzöſiſchen Armee folgte, für die Zwecke des Landes dauernd verloren ſeyn könnte. Alſo iſt es nothwendig, daß daſſelbe im Land bleibe, eine möglichſt ſichere Stellung nehme, wo es den Ausgang der nächſten drei Monate abwarten könne. Eine Kapitulation am Schluß dieſer Periode mit jenem Heer, welches alsdann noch das Land okkupirt, iſt dem Intereſſe Sachſens mehr angemeſſen, als eine demſelben vielleicht dann ganz fremde und ſelbes compromittirende Beſtimmung, als Theil der franzöſiſchen Armee. Torgau, wenn es ſich wirklich bei dem Mangel an Belagerungsgeſchütz auf ruſſiſcher Seite ſo lange halten kann, ſcheint hiezu paſſend. Nur müßte freilich Alles vermieden werden, was den Feind, der das Land okkupirt hätte, reizen könnte."

„Indeß iſt bei Entfernung des Königs und Okkupation des Landes

und dem wir ſpäter als preußiſchem General und genialem Erbauer der Feſtungen Koblenz und Ehrenbreitſtein wieder begegnen, geht zur Genüge hervor, daß Langenau, damals Chef des ſächſiſchen Generalſtabes in Dresden, auf das Aeußerſte befliſſen war, die Feſtung Torgau vom franzöſiſchen Einfluß gänzlich frei zu halten.

das miſſliche Verhältniß deſſelben leicht zu überſehen, auch daß, eben durch die Beſetzung von Torgau, die Lage des Landes noch mehr gefährdet wird, indem der eigentliche Kriegszuſtand fortdauert. Ferner iſt eine, dem antifranzöſiſchen Syſtem ſehr günſtige Stimmung des Landes eine bekannte Thatſache, und eine dieſer Stimmung entſprechende Handlungsweiſe gar ſehr zu vermuthen. Den traurigen Folgen, ſo hieraus entſtehen könnten, wäre abgeholfen, wenn jener Theil des Landes, in dem kein Truppendurchmarſch für militäriſche Zwecke nöthig iſt, nach Art von Schleſien neutraliſirt würde. Oeſterreichs Intereſſe fordert eine ſolche Demarkationslinie."

„Indem der König, wenigſtens der Anſicht des Volkes nach, ſich in franzöſiſche Hände gibt, verliert er, was er in 40 Jahren erwarb: das Vertrauen des Volkes. Er verliert damit das Mittel, die Ruhe zu erhalten. In dieſer Beziehung wäre allerdings ſein Aufenthalt in Prag ſehr vorzuziehen geweſen. Weit beſſer noch, wenn er unter Oeſterreichs Schutz im Land bleiben könnte. Jetzt, da Jedermann in dem Unglück der Franzoſen die Hand der Vorſehung erblickt, die den franzöſiſchen Druck aufheben will, wird die Mitwirkung des Volkes, zumal wenn es ſich von ſeinem König getrennt glaubt, nach Preußens Beiſpiel, leicht zu bewirken ſeyn. Wenn Oeſterreich davon überzeugt würde, daß der König einen ſolchen Schritt gern ſähe, was außer dem diplomatiſchen Weg bei der Familienverbindung leicht thunlich wäre, und dann eine dießfallſige Erklärung Oeſterreichs erfolgte, ſo könnte man dem Anverlangen unbedenklich nachgeben, und ſodann Frankreich die dafür ſprechenden Gründe mit Feſtigkeit und Offenheit darlegen."

Schon unterm 28. Februar ſchrieb er an Thielmann: „Es iſt für die Feſtung Torgau ein unverbrüchliches Geſetz, keine fremden Truppen in dieſelbe aufzunehmen, ſondern Alles, was in Folge ſeiner Direktion aus Torgau kommt, in die umliegende Gegend zu verweiſen.“ Darauf antwortete Thielmann unterm 4. März: „Beruhigen Sie ſich, lieber Freund! Alles was Sie mir wegen Torgau unter den Fuß geben, iſt längſt geſchehen. Franzöſiſche Garniſon einzunehmen habe ich längſt auf das Beſtimmteſte abgewieſen. Halten Sie mich für ein wenig älter oder klüger, und wir werden immer recht gute Freunde ſeyn.“

Und am 24.: „Schulenburgs Sendung nach Paris iſt ſehr gut, denn von Wittenberg aus werden die ſchwärzeſten Inſinuationen gegen uns dorthin gelangen. Unſer Abmarſch von Dresden, unſere verweigerte Aufnahme fremder Garniſon in Torgau, und wahrſcheinlich noch viel andere Dinge, von denen wir ſelbſt nichts wiſſen, werden als unabbüßbare Verbrechen dargeſtellt werden.“

Eine ganz gleiche Sorgfalt trug Langenau auch für die Erhaltung des Königſteins, und er wechſelte deßhalb mit ſeinem Freunde, dem dortigen Gouverneur Generallieutenant von Zeſchau, mehrere Briefe. In einem Schreiben vom 18. März ſagt der würdige Zeſchau unter anderm: „Mein liebſter Langenau! Daß ich Dir wie mir ſelbſt vertraue, in Dir lebe wie in mir ſelbſt, das weißt Du.“

Leider beachtete der gute König von Sachſen den Rath Langenau's und ſeiner Freunde nur kurze Zeit. Beim Vorrücken der Ruſſen und Preußen an die Elbe war der Monarch mit ſeiner Garde nach Regensburg gegangen, und hatte den Reſt ſeiner Truppen nach Torgau geworfen, wo der Generallieutenant Thielmann noch am 7. Mai die Aufnahme der franzöſiſchen Diviſionen Ricard und Durutte verweigerte, und, als ihm ein vom 10. datirter Befehl des Königs das Gegentheil befahl, es vorzog, die ſächſiſchen Kriegsdienſte mit ruſſiſchen zu vertauſchen.

Langenau war mit ſeinem Monarchen von Regensburg nach Prag gekommen, als letzterer die Abſicht hegte, ſich an Oeſterreich zu ſchließen. Nach der Schlacht bei Bautzen und dem darauf erfolgten Rückzug der Verbündeten nach Schleſien, kam leider der König auf ſeine frühere Anſicht zurück, und baute noch fortan auf die unerſchütterliche Macht und das nimmer wankende Glück des franzöſiſchen Kaiſers, ein Wahn, den der unglückliche Friedrich Auguſt mit ſo vielen Andern in Deutſchland theilte. Viel mag zu dieſer plötzlichen Sinnesänderung jenes Drohſchreiben Napoleons beigetragen haben, welches dieſer durch den Großherzog von Weimar dem König zugehen ließ, und worin von einer Entthronung die Rede war, falls er nicht ſogleich in ſeine Staaten zurückkehren und ſeinen Pflichten als Glied des Rheinbundes nachkommen würde. Die durch Langenau's Vermittlung eingeleiteten

Unterhandlungen wurden somit abgebrochen und dieser gerieth dadurch in eine gänzlich falsche Stellung. Auf der Prager Brücke vernichtete er in dunkler Nacht die darauf bezüglichen Papiere und begab sich nach Wien. Man kann es im Interesse Sachsens nur beklagen, daß die politischen Ansichten jener Vaterlandsfreunde, zu denen der General zählte, nicht zur Geltung kamen, denn es würde dem Land viel Leid erspart haben.

Langenau trat als Generalmajor in österreichische Kriegsdienste, und Schwarzenberg, der dessen große Fähigkeiten schon aus dem Feldzug 1812 kannte und würdigte (er hatte an der Seite des edlen Generallieutenants von Le Coq die Stelle eines Generalstabschefs beim sächsischen Korps bekleidet), zog ihn in seine Nähe und beehrte ihn bis an seinen Tod mit vollem Vertrauen, eine Ehre, welche ihm auch der Fürst Metternich in gleichem Grad angedeihen ließ. [1]

[1] Wir können es uns unmöglich versagen, zur Bezeichnung der seltenen militärischen Begabung Langenaus hier jene Einleitung zu veröffentlichen, die er, auf den Wunsch des Feldmarschallieutenants Grafen Clam-Martiniz, zu dessen Denkschrift über eine verbesserte Armeeorganisation, im Jahr 1836 niederschrieb, und die, wenn gleich die staatlichen Verhältnisse Oesterreichs sich seither änderten, schon aus dem Grunde einen bleibenden Werth behalten dürfte, weil der kenntnißreiche Verfasser, fast in prophetischem Geist, theilweise dasjenige andeutete, was sich 12 Jahre später wirklich zutrug. Er sagt:

„Seit dem Beginn der ersten französischen Revolution besteht bis auf den gegenwärtigen Augenblick in Europa eigentlich ein einziger großer

Was Radetzky mit und neben Langenau, als Chef des Generalstabes der verbündeten Heere geleistet,

Kampf, der Kampf des Neuen mit dem Alten, der Revolution mit der bestehenden Ordnung, des Liberalismus mit der Legitimität, der Zerstörung mit der Erhaltung. Alle Kriege seit dem Jahr 1792 bis auf den Kriegszustand der neuesten Zeit, haben mehr oder weniger jenen großen Kampf zur Hauptgrundlage, und selbst Napoleon, so sehr er nach und nach den Grundsätzen des Liberalismus feind geworden seyn mochte, war dennoch nur eine Geburt der Revolution und fort und fort das Werkzeug ihrer zerstörenden Prinzipien."

„Der österreichischen Armee war in diesem großen Kampf, nächst der französischen die Hauptrolle zugewiesen, und sie hat ihre Aufgabe, unter meist sehr ungünstigen Verhältnissen lösen müssen, selten mit Glück, aber immer mit gleicher Ergebenheit für Staat und Monarchen, seltener noch mit Intelligenz, aber stets mit Tapferkeit, niemals mit zweckmäßiger Benützung der Vortheile des Augenblicks und der der Nation eigenthümlichen Kräfte, aber immer mit starrer Ausdauer bis zum letzten Punkt der Entscheidung. Häufig vernichtet, ist sie immer neu und kräftig erstanden, und heute noch kann der legitime Theil von Europa auf die österreichische Armee allein mit voller Zuversicht rechnen."

„Seit der Revolution des Jahres 1830 hat indessen jener große Kampf eine neue Gestalt angenommen; die entgegengesetzten Meinungen haben sich bestimmter gezeichnet und durch die Presse lauter und kräftiger ausgesprochen. Mit offener Gewalt aber ist wenig oder nichts geschehen. Es wurde fort und fort viel geschrieben und wenig gehandelt. Wir finden uns seit dieser Zeit zwar ohne Krieg, aber in einem unausgesetzten Kriegszustand. Da indeß die Revolution ihrer Natur nach, angreifend, das entgegengesetzte Prinzip aber, so lang es keinen offenen Krieg gibt, nur vertheidigend handeln kann, so dürfen wir uns nicht

wie er ſeinen vielen Verdienſten aus einer früheren Zeit, neue und große Anſprüche auf den Dank des Vaterlandes

verhehlen, daß die Revolution wenigſtens materiell genommen, in der neuen Zeit entſchieden an Terrain gewonnen hat. Denn bis zum Jahr 1815 ſtand ganz Europa vereint gegen Frankreich, d. h. gegen die Revolution. Gegenwärtig haben ſich die Lager anders geſtaltet. England und Frankreich lagern auf der einen, Oeſterreich, Rußland und Preußen auf der andern Seite."

„So lange endlich dieſe Lager einander müßig gegenüberſtehen, handelt nur die Revolution aktiv, indem ſie uns durch die Propaganda den geheimen Krieg in die eigenen Lager ſendet, während wir dieſer Art von Angriff nichts als eine zur Zeit allerdings noch leichte Vertheidigung entgegenſetzen können."

„So geſtaltet ſich, nach meiner Ueberzeugung, heute die politiſche Lage der Dinge in Europa rein faktiſch genommen; denn von Kritik kann hier gar nicht die Rede ſeyn, weil ich mich dazu in meiner Stellung weder berufen, noch nach meiner Perſönlichkeit für geeignet finde."

„Das eigene Lager beſteht alſo in der Weſenheit aus Oeſterreichern, Ruſſen und Preußen, denn der deutſche Bund und die italieniſchen Fürſten ſind in der Regel nur als additionell, häufig aber den Verhältniſſen des Augenblicks nachgebend, zu betrachten. Für den eigentlichen großen Kampf werden die militäriſchen Hülfsquellen der Ruſſen wegen ihrer großen Entfernung, und die der Preußen, wegen ihrer innern Armeeverfaſſung nun und nimmermehr mit denen der Oeſterreicher zu vergleichen ſeyn, und in dieſem Kampfe wird die öſterreichiſche Armee, fort und fort, deßhalb die Hauptrolle ſpielen müſſen."

„Die Ruſſen können nie mehr als 100,000 Mann am Rhein aufſtellen und erhalten. Die Preußen können augenblicklich größere Anſtrengungen machen, allein wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß ſie

anzureihen wußte, ſteht wohl noch lebhaft im Andenken der Zeitgenoſſen.

dieſelben nur auf kurze Zeit, und vor Allem nur unter der Vorausſetzung zu leiſten vermögen, daß ſie, im Augenblick des Kampfes, ganz Herren der Stimmung ſeyen, die in einer, zu zwei Drittheilen aus Landwehren beſtehenden Armee, nie mit Gewißheit vorauszuſehen ſeyn wird."

„Wie wenig übrigens die ruſſiſchen und preußiſchen Heere mit einander einverſtanden ſind, und wie gering der Einfluß ihrer ſo vollſtändig befreundeten Höfe auf dieſe Stimmung iſt, hievon haben uns das Lager von Kaliſch und die Beſetzung von Krakau die neueſten Beweiſe geliefert."

„Oeſterreich allein kann heute noch 150,000 Mann am Rhein, 100,000 Mann in Italien, und dabei die zur Sicherung der Ruhe im Innern und zur Herbeiſchaffung der Ergänzungen nöthigen Truppenkorps aufſtellen und erhalten."

„Ich habe hier immer nur von einem eigentlichen großen Kampf der beiden entgegengeſetzten Meinungen geſprochen. Denn wenn ich recht gerne zugeben will, daß uns die Diplomatie im Lauf der Zeit noch viele Chancen, ja unter gewiſſen, mir immer ſehr unwahrſcheinlichen Vorausſetzungen, ſogar noch andere Kriege herbeiführen kann, ſo wird zwar auch in ſolchen Fällen die öſterreichiſche Armee, ſey es nun durch Aktivität, oder durch bewaffnetes Zuſehen, ſtets eine Hauptrolle ſpielen, die indeß nur einen Zwiſchenakt im großen Drama des Meinungskampfes erzeugen kann."

„So erſcheint mir die öſterreichiſche Armee in ihren Verhältniſſen zum Ausland."

„Eine beinahe größere und wichtigere Aufgabe erfüllt ſie nach meiner Ueberzeugung für das Innere der Monarchie. Hier iſt ihr Verhältniß weniger noch als dort mit dem irgend eines andern europäiſchen Heeres zu vergleichen."

Mit klarem Blick, lebendiger Anſchauung, raſcher Auffaſſung, raſtloſer Thätigkeit und langer Kriegserfahrung

„Die öſterreichiſche Monarchie liefert in ihrer weſentlichen Geſtaltung drei verſchiedenartige Elemente, denn ſie beſteht aus dem konſtitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien, und aus den übrigen Erblanden, die, ob ſie ſchon an ſich noch gar mannigfaltige Verſchiedenheiten in ihren Verwaltungszweigen darbieten mögen, doch gegenwärtig als ein Ganzes ſich betrachten laſſen.“

„Nur die aus dieſen drei Hauptelementen zuſammengeſetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit, und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiſer mit aller Zuverſicht auf unbedingten Gehorſam, treue Ergebenheit und ungetrübten Willen für jeden Zweck der Regierung rechnen.“

„Eine Armee, der ſolche Aufgaben wurden, verdient wohl in jeder Beziehung und zu jeder Zeit eine ſehr ernſte Würdigung. Dieſe ward ihr in den letzten Jahren ſogar von ihren Gegnern. Um wie viel mehr aber müſſen wir dieſe bei unſern Alliirten und bei allen Jenen vorausſetzen, deren Exiſtenz mehr oder weniger auf den Widerſtand begründet iſt, den gerade dieſes Heer allein zu leiſten vermag. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unſere Armee in ſolcher Beziehung als ein europäiſches Gemeingut betrachtet und beobachtet wird.“

„Sollte es im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat wohl einen pflichttreuen Machthaber, irgend einen mit den höhern Staatsanſichten vertrauten Geſchäftsmann geben, der nach ſolchen Vorausſetzungen nicht von der ganz unerläßlichen Nothwendigkeit durchdrungen wäre, jenen wichtigen Staatskörper vor allen andern einer ernſten Betrachtung zu unterziehen, ſeiner Erhaltung, Verwaltung und ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Vorbildung die größten Opfer zu bringen, am wenigſten aber, durch bloße finanzielle Rückſichten bewogen, ſich jenen Nothwendigkeiten entgegenzuſetzen?“

verband er das edelſte Gemüth und ſtrebte frei von jeder Empfindlichkeit ſtets nur das Beſte des Dienſtes an. Nur

„Die öſterreichiſche Armee iſt alſo für Europa berufen, in jenem großen Meinungskrieg, wo es ſich um die Exiſtenz ganzer Reiche handeln kann, die weſentlichſte Aufgabe zu löſen, in jedem rein politiſchen Krieg, durch ſchnelles Auftreten einer bedeutenden Truppenmacht, den Ausſchlag für jene Seite zu geben, nach welcher ſie ſich wenden wird, oder in ſolchen Fällen ſelbſt durch ihre bewaffnete Neutralität zu imponiren, endlich aber einen allgemeinen Vertheidigungskrieg gegen gleichzeitige Angriffe von mehreren Seiten zu führen.“

„Im Inland ſcheint ihre Aufgabe nicht minder wichtig. Sie läßt ſich in kurzen inhaltſchweren Worten bezeichnen. Die öſterreichiſche Armee kann und ſoll allein die drei heterogenen Elemente zuſammenhalten, aus welchen die Monarchie zuſammengeſetzt iſt: d. h. ſie ſoll in Italien und in Galizien, durch ihre Exiſtenz, jeden Gedanken an das Gelingen einer Empörung, und durch ihre Waffen jeden möglichen Aufruhr im erſten Keim unterdrücken. Sie ſoll in Ungarn und Siebenbürgen, wenn es einſt Noth thun möchte, dem Willen der Regierung Achtung verſchaffen. Sie ſoll endlich für alle Theile der Monarchie, nur immer den Geſammtzweck vor Augen habend, überall den Geſetzen Gehorſam, dem monarchiſchen Prinzip aber die Oberhand verſchaffen, und, man möge mir die Meinung geſtatten, daß ſelbſt in den deutſchen Provinzen für die entgegengeſetzten Grundſätze kein ſchwächerer Damm zuläſſig ſeyn dürfte.“

„Man könnte mir vielleicht vorwerfen, daß ich eine zu große und ausſchließende Wichtigkeit auf dasjenige lege, was ich den gegenwärtigen Meinungskrieg nenne. Viele glauben, die Heftigkeit des Streites, die Leidenſchaftlichkeit der Parteien werde mit der Zeit nachlaſſen. Ich

dadurch gelang es ihm, in allen Lagen und Verhältniſſen jederzeit ſegensreich zu wirken. Gewiß! wenn das weit geſteckte Ziel viel früher erreicht ward, als man Anfangs hoffte, und der Friedenspartei vielleicht lieb ſein mochte, ſo dankte man dieß nebſt Metternich und Schwarzenberg auch Radetzky und Langenau, dem Vielgeſchmähten.[1] Dabei kam es allerdings bisweilen vor, daß die dem Fürſten angeborne Ruhe und Ueberlegung auf den

wünſche, daß ſie Recht haben mögen, glaube es aber nicht. Dieß ändert jedoch durchaus nichts in meinen Anſichten über die möglichen Aufgaben der öſterreichiſchen Armee, die unter allen Vorausſetzungen immer zu einer Hauptrolle in jedem europäiſchen Krieg, und zur Hauptſtütze der Monarchie im Innern, beſtimmt ſeyn wird."

„Es fragt ſich nach ſolchen Vorausſetzungen vor Allem: iſt die Organiſation unſerer Armee ſo eingeleitet, iſt ihre innere Verwaltung und Ausbildung ſo vorgeſchritten, daß ſie einmal jenen europäiſchen Zwecken und den Anforderungen für das Innere der Monarchie, die man an ſie machen muß, entſprechen, und fort und fort die hiezu nöthige Einheit darbieten könne, und ſind wir in der neueſten Zeit in allen dieſen Beziehungen vorwärts geſchritten, ſind wir ſtehen geblieben, oder gar zurück gegangen?"

„Die vollſtändige und klaſſiſche Beantwortung ſo hochwichtiger Fragen, in allen ihren Theilen, iſt weder die Arbeit eines Menſchen, noch das Geſchäft weniger Tage. Mein Zweck iſt aber bloß für eine ſolche Arbeit mir ſelbſt Materialien zu ſchaffen, deren Bearbeitung ich vorerſt, ohne alle Berückſichtigung irgend eines unmittelbaren Zuſammenhanges der Gegenſtände unter einander, hiemit beginne."

[1] Wir verweiſen hier auf unſeres trefflichen Prokeſch „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg," und empfehlen beſonders die Seite 223.

sprudelnden Geist seines Generalstabschefs abkühlend wirken mußte. Es fand hier das umgekehrte Verhältniß statt wie zwischen Blücher und Gneisenau. Wenn Radetzky überhaupt nicht immer durchdrang und nach manchem harten Kampf häufig bloß ein Minimum von dem erhielt, was er anstrebte, so lag die Schuld nicht an dem Oberfeldherrn, wohl aber an Jenen, die, jeder großartigen Auffassung unzugänglich, bloß und allein an der Methode des Krieges festhielten.

Was er in dieser ganzen Periode auf dem Felde der Operationen und politisch militärischen Verhandlungen leistete, vermögen nur Jene vollständig zu würdigen, denen es vergönnt war, einen Blick in seinen handschriftlichen Nachlaß oder in die Feldakten des k. k. Kriegsarchivs zu werfen. Erst daraus läßt sich entnehmen, daß er mit großer Folgerichtigkeit jede einzelne Phase dieses Krieges erfaßte, die strategische Lage stets richtig ermaß, und bestimmt angab, was zu geschehen habe. [1]

Mitten unter den überhäuftesten Dienstgeschäften, man wäre fast versucht zu sagen, unter dem Donner der Schlachten, arbeitete sein rastloser Geist an Entwürfen, die oft erst in späteren Momenten zur Ausführung kommen konnten. Bisweilen entwarf er seine Idee nur in einzelnen

[1] Wir deuten hier auf das in demselben Verlag so eben erscheinende Werk unter dem Titel: „Aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Radetzky."

großen Zügen, und überließ Andern das Detail. Oft wurde derselbe Gegenstand unter verschiedenen Gesichtspunkten durchgeführt. Bescheiden, wie immer, trat er gern zurück, wenn Andere etwas Besseres vorschlugen. An den eigentlichen Detailentwürfen und Schlachtdispositionen betheiligte er sich höchst selten oder nie; sie gehörten lediglich in den Geschäftsbereich des Generalquartiermeisters, welchen Posten Langenau begleitete.

Nach Demjenigen, was wir oben angedeutet, konnten aber selbstverständlich auch für den Generalstabschef des obersten Feldherrn weder persönliche Abneigung noch unerquickliche Debatten ausbleiben. Am Ende freilich war Jedermann über seinen rechtlichen Charakter einig, und man gestand gerne allseitig, er wisse alle offene und geheime Widersacher in Freunde und Bewunderer zu verwandeln. Man schätzte sein durch und durch soldatisches Wesen und bereitwilliges Entgegenkommen, sein warmes Gefühl für die gute Sache, seine Vaterlandsliebe, seine stets rege Thätigkeit und ausgezeichneten Geistesgaben. Man lobte an ihm den ritterlichen Sinn, den ungebeugten Muth auch in den schlimmsten Lagen, die persönliche Tapferkeit, eine seltene Geschäftsgewandtheit und ein allem Kleinlichen gänzlich widerstrebendes sicheres Darauflosgehen, weßhalb die fremden Generale auch leicht und gerne mit ihm verkehrten und ebenso, wie die Staatsmänner, sich vorzugsweise an ihn wendeten, um ihre Meinungen und

Wünſche an den Fürſten zu bringen. Es war dieß häufig ſelbſt mit Dienſtſchreiben der Fall, welche die Souveraine und Feldherrn erhielten und dem Generalſtabschef mittheilen ließen. Solche Aufmerkſamkeit erzeugt nur die tadelloſe Perſönlichkeit ſelbſt. Man kann ſie nicht befehlen, und Beweiſe von Ergebenheit und Werthſchätzung erlangen nur dann einigen Werth, wenn damit keine Nebenabſicht verbunden iſt, wie ſolches hier ganz gewiß nicht der Fall war. Leider werden oft die von der Klugheit und ſelbſtbewußter Kraft eingegebenen verſöhnlichen Geſinnungen vom großen Haufen als Schwäche gedeutet. Doch genug! Wir ſchließen dieſe apologetiſchen Anſchauungen mit der Behauptung, daß neben dem Fürſten Schwarzenberg und Metternich auch den unermüdlichen Beſtrebungen Radetzky's ein Hauptverdienſt gebührt, wenn die große Allianz, oft ſehr nahe daran, ſich aufzulöſen, immer wieder erhalten wurde.

Die Biographie eines Feldherrn muß die Kriegsoperationen immer nur als Nebenſache behandeln, beſonders wenn der Gegenſtand ſo umfangreich iſt und 17 Feldzüge umfaßt. Man erwarte ſomit nicht, daß wir den Ereigniſſen des Freiheitskrieges Schritt für Schritt folgen. Wir verweiſen auf unſer Vorwort und gedenken bloß die einzelnen Hauptmomente, und auch von dieſen bloß jene näher zu beſprechen, bei welchen Radetzky weſentlich eingriff. Was dazwiſchen liegt, möge ſich der Leſer aus den ſo zahlreichen Darſtellungen dieſes Krieges ſelbſt ergänzen.

Wenn man den eilfwöchentlichen Zeitabſchnitt von der Kündigung des Waffenſtillſtandes bis zur Schlacht bei Leipzig näher ins Auge faßt, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß in den maßgebenden Kreiſen, namentlich aber zwiſchen dem großen Hauptquartier und den verſchiedenen Hoflagern keine wünſchenswerthe Uebereinſtimmung beſtand. Darauf deutet ſchon die theilweiſe Abweichung von dem kurz zuvor angenommenen Kriegsplan, gleich beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten.

Nur nach langem Widerſtreben ergab ſich der Feldzeugmeiſter Baron Duka in die Vorrückung über das Erzgebirg nach Sachſen, und auch da nur aus dem alleinigen Geſichtspunkt, „der ſchleſiſchen Armee Luft zu machen.“

Am 17. Auguſt wurde zu Melnik die Offenſive definitiv feſtgeſetzt, jedoch in der Richtung auf Leipzig, denn ſchon damals ſagte Schwarzenberg: „Unſer Hauptzweck muß ſeyn, mit allen unſern Streitkräften gegen die Hauptkommunikationen des Feindes zu wirken.“ Noch am 21. dachte man im großen Hauptquartier durchaus an keinen Angriff auf Dresden. Der Beſchluß zum Angriff auf die verſchanzte Hauptſtadt von Sachſen ging weder von Schwarzenberg noch von Radetzky aus, denn beide erkannten gar wohl, daß dieſer Elbeübergang und Manövrirpunkt nicht ſo leicht zu nehmen ſey, als Moreau und ſein Anhang, ſowohl am 22. Vormittags auf einer Höhe im Wald vorwärts Marienberg, als auch im

Kriegsrath zu Zöblitz am 23. Auguſt geltend machten, und woraus das Aufgeben der Richtung auf Leipzig entſprang.

Auch Barklay drang ſeit 22., in der falſchen Anſicht, man ſtehe mit der Hauptmacht in des Feindes Rücken, darauf: „den Feind anzugreifen und zu ſchlagen, bevor derſelbe ſeine Hauptkolonne vom rechten Elbeufer an ſich zu ziehen vermöge.“ Die Mittheilungen Jominis wurden vom ruſſiſchen Kaiſer weit mehr berückſichtigt, als alle Vorſtellungen des Oberfeldherrn. Fürſt Schwarzenberg wies vergebens darauf hin, daß Dresden, als vormalige Feſtung, einen tiefen Graben und guten Aufzug habe, was auch Langenau dem ruſſiſchen Kaiſer unverholen bekannte, als ihn dieſer, noch kurz vor Beginn der Schlacht am 26., um ſeine Meinung fragte.

Durch die veränderte Marſchrichtung ging eine koſtbare Zeit verloren. Die Truppen erſchöpften vor der Zeit ihre Kräfte durch endloſe Märſche und im Kampf mit den Elementen. Ueberhaupt ſcheint keine richtige Berechnung von Zeit, Raum und phyſiſchen Kräften vorgewaltet zu haben. Die Diviſion Civallart brauchte zu den beiden Märſchen am 22. und 23. jedesmal 18 bis 19 Stunden. Bei der Kolonne des Feldzeugmeiſters Gyulai konnte die letzte Diviſion wegen der ſchmalen Landwege erſt ſieben Stunden nach der vorderſten Diviſion aufbrechen. Die ſechs Stunden betragende Wegſtrecke von Zethau bis Dippoldiswalde wurde alſo durch die auf einen einzigen

Kolonnenweg verwieſenen 100,000 Mann nur mit ſehr großem Zeitverluſte hinterlegt.

In Reichſtädt dürfte Schwarzenberg jenes Schreiben des Generalmajors Kneſebek vom 23. Mittags aus Brüx erhalten haben, worin zuerſt von einem Angriff auf Dresden die Rede iſt. Denn Kneſebek ſagt unter Anderem: „es ſcheint, daß Napoleon über unſern Angriffspunkt getäuſcht wurde, und ich ſubmittire daher, ob nicht ein raſcher kühner Angriff auf Dresden ſelbſt möglich ſeyn möchte.“ Es iſt nicht ermittelt, ob hier Kneſebek bloß ſeine eigene Anſicht oder jene ſeines Königs ausſprach. Heutzutage wird es ganz unmöglich, mit Sicherheit anzugeben, von wem der erſte Vorſchlag zur Vorrückung gegen Dresden ausging und durch welche militäriſche Gründe man ſelbe rechtfertigte, noch wer den größten Antheil daran nahm. Nur ſo viel iſt gewiß, daß erſt in Dippoldiswalde der Marſch auf Dresden wirklich anbefohlen wurde.

Die Dresdener Schlacht fiel nachtheilig für die Verbündeten aus. Uns wundert dieß nicht. Es wurden manche und große Fehler begangen, ſowohl ſtrategiſche als taktiſche, und ein Theil hievon trifft, um aufrichtig zu ſeyn, auch die oberſte Heeresleitung. Vieles haben einzelne Unterbefehlshaber, das meiſte aber Barklay auf dem Gewiſſen, der nie vergeſſen konnte, daß er vor dem Waffenſtillſtand den erſten Platz eingenommen hatte und ſich nun mit dem zweiten begnügen mußte.

Die Aufſtellung der alliirten Armee vor Dresden war jedenfalls allzuausgedehnt. Der linke Flügel jenſeits des ſo ſchwer zu überſchreitenden Plauen'ſchen Grundes ließ ſich vom Zentrum aus nicht raſch genug unterſtützen. Und doch war gerade dieſer Flügel die Achillesferſe. Nachdem man das Korps Klenau hatte im weiten Bogen über Freiberg und den faſt unwegſamen Tharander Wald gehen laſſen, wo nach den Berichten von Augenzeugen die Kolonnen zur Hinterlegung einer Wegſtunde ſieben Stunden Zeit bedurften, das Geſchütz aber gar nicht fortkam, ließ ſich unſchwer und ohne gerade tiefe logiſtiſche Kenntniſſe zu beſitzen, berechnen, daß dieſes Korps für den Tag der Schlacht zu ſpät kommen, daher der linke Flügel in höchſter Gefahr ſchweben müſſe. Nichts deſto weniger ſchwächte man aber die ohnehin geringe Diviſion Mesko noch durch Entſendung einer Brigade elbeabwärts, wodurch jene vor Dresden bloß ein paar Bataillone und etliche Schwadronen behielt. Die Aufſtellung der Infanteriediviſionen Weißenwolff und Alois Liechtenſtein bei Gorbitz, Wölfnitz, Nauslitz und Roßthal an der Freiberger Straße änderte hieran gar nichts. Denn ſelbe reichten eben nur für die Dorfvertheidigung zu. Daß unter ſolchen Umſtänden die kaum nennenswerthe Diviſion Mesko nebſt der Brigade Mumb und den durch Klenau vorangeſendeten wenigen Bataillonen, dem wiederholten durch eine zahlreiche Artillerie unterſtützten Angriff von Murats 6000 Reitern

unterlagen, darf, da bei dem heftigen Regen kaum ein Gewehr losging, und die franzöſiſchen Geſchütze bis auf zwanzig Schritte von den öſterreichiſchen Vierecken heranfahren konnten, durchaus nicht befremden.

Beſſer wäre es geweſen, nur ein ſtarkes Kavalleriekorps an der Freiberger Straße aufzuſtellen. Dieß ging auch ganz gut an, denn die Reſervereiterei bei Röcknitz fand im Zentrum durchaus kein Terrain zu ihrer Verwendung, war alſo dort ganz überflüſſig. [1]

Der Rückzug hinter das Erzgebirg iſt hinreichend durch die Gefahr motivirt, welche Vandamme's Elbeübergang am Königſtein ſchuf und wogegen Barklay dem Oberfeldherrn fortwährend die beruhigendſten Zuſicherungen gemacht hatte. Vor Allen war es Radetzky, der die große Wichtigkeit der Straße von Dresden nach Töplitz ermaß. Denn als der, ſeither auch verſtorbene, tapfere Herzog Eugen von Würtemberg den Oberſt von Hofmann, ſeinen Chef des Generalſtabes, am 26. Abends in das große Hauptquartier um Verhaltungsbefehle ſendete, die er von Barklay nicht erlangen konnte, war Radetzky's letztes Wort an den genannten Oberſt: „die Kommunikation mit Böhmen ſey Ihnen heilig.“

Es iſt bekannt, daß Barklay ſich nicht nur am 27. Nachmittags weigerte, über Mortier herzufallen, der,

[1] Man leſe hier Aſters Ereigniſſe vor Dresden, und General Wagners „Tage von Dresden und Kulm.“

mit der Elbe im Rücken, ſich zu weit links gegen Pirna ausdehnte, ſondern auch, daß er, ſtatt auf der neuen Töplitzer Straße zu bleiben, ſeinen Weg auf Altenberg nahm, wodurch es geſchah, daß Kleiſt den eigentlichen rechten Flügel bilden mußte, die 50,000 Ruſſen aber ſich zwiſchen die öſterreichiſche Armee einſchoben und dem Feind die Hauptrückzugslinie überließen. Nur dem Herzog Eugen von Würtemberg dankte man es, daß größere Unfälle verhütet wurden. In der ſchwierigſten Lage von der Welt hat dieſer damals noch ſo junge Prinz mit einer Handvoll tapferer Ruſſen das Unglaubliche geleiſtet, und dafür eine Ehrenſäule verdient, höher und glänzender als jene Oſtermanns bei Prieſten.

Die geſunkene Stimmung der Armee und das erſchütterte wechſelſeitige Vertrauen zwiſchen den Verbündeten gleich nach der Dresdner Schlacht kam vorzugsweiſe dem Kaiſer von Rußland zu ſtatten, der von dieſer Zeit an ſich im Rath und bei der Ausführung der erſten Stimme verſicherte. Der Fürſt von Schwarzenberg nahm mit der edelſten Selbſtverläugnung das verfehlte Unternehmen und Alles, was daraus an Nachtheilen für die Verbündeten erwachſen war, auf ſeine Schultern. Der ruſſiſche Einfluß ward maßgebend und man vermied im öſterreichiſchen Lager ſelbſt die leiſeſte Störung des guten Einvernehmens, aus Beſorgniß, daß Rußland die ihm von Frankreich eben damals angebotene Separatverhandlung beherzigen möchte.

Der über Vandamme bei Kulm erfochtene Sieg war ein Lichtpunkt weit mehr von politiſcher als militäriſcher Tragweite, denn er glich die entſtandene Verſtimmung wieder aus und führte die ſo überaus nöthige Eintracht zurück, welche freilich ſpäter noch mehrmals in Gefahr gerieth. Der Kulmer Sieg hat aber auch die Ueberlegenheit der großen Allianz feſtgeſtellt, und ſogar die allgemeine Erhebung des deutſchen Volkes läßt ſich im Grund erſt von dort an datiren.

Napoleon hatte Vandamme mit ſeinen 37,000 Mann ſo zu ſagen muthwillig geopfert, denn nach der Schlacht von Dresden hing es bloß von ihm ab, noch größere Erfolge zu erringen. Sein Benehmen läßt uns faſt vermuthen, er habe ſelbe, unter dem Eindruck der ſchlimmen Nachrichten aus Schleſien und den Marken, gar nicht gewünſcht.

Es iſt vielfach behauptet worden: das Erſcheinen der Preußen in Vandamme's Rücken habe den Sieg bei Kulm entſchieden. Man verzeihe, aber wir ſind nicht ganz dieſer Meinung, obſchon die preußiſche Tapferkeit und die Tüchtigkeit des wackern Kleiſt und ſeines Generalſtabs-Chefs, des ausgezeichneten Grolmann, ſchwerlich einen wärmeren Verehrer haben als uns. Der Entſchluß Kleiſts, über Nollendorf zu gehen, wurde zum Theil von der Nothwendigkeit diktirt, denn die alte Töplitzer Straße über den Geyersberg war mit Fuhrwerken dergeſtalt verſtopft, daß an kein Durchkommen gedacht werden durfte.

Dennoch erſcheint der Marſch über Nollendorf als ein großartiger Beſchluß des Führers und würdig ſeiner braven Truppen. Allein man wird zugeben, daß die Lage des preußiſchen Korps eben dadurch eine höchſt mißliche wurde und dieß in noch viel höherer Potenz werden konnte, falls Mortier und Gouvion St. Cyr über Höllendorf herangekommen wären. Mit dem Rücken an ein ſehr beſchwerliches Gebirgsdefilee gelehnt, vor und hinter ſich den Feind, würde muthmaßlich das preußiſche Korps aufgerieben worden ſeyn. Dieß iſt, Gott ſey Dank, nicht geſchehen. Nach dem bloßen Erfolg läßt ſich aber nicht urtheilen. Der ſtrategiſche Gedanke muß in richtiger Wechſelbeziehung mit dem taktiſchen Zwecke ſtehen.

Der Entſchluß Vandamme's, ſeine größte Kraft gegen Innen zu kehren, der ihm am gefährlichſten war, bekundet den verſuchten Soldaten. Den Ruhm des Sieges am 30. Auguſt theilen die Ruſſen und Preußen mit den Oeſterreichern.

Radetzky's Verdienſte bei Kulm würdigte der ruſſiſche Kaiſer durch Verleihung des St. Annenordens erſter Klaſſe. Die Freigebigkeit, welche Rußland in Vertheilung ſeiner Orden gleich beim Beginn des Krieges, ſowie auch ſpäter übte, hatte eine tiefere Bedeutung und zielte dahin, den ruſſiſchen Einfluß zu erweitern und zu befeſtigen, ſelbſt auf die Gefahr, daß eben dadurch derlei Auszeichnungen weniger werthvoll werden mußten.

Die amtliche österreichische Relation über die Schlacht von Kulm sagt von Radetzky: „Der Chef des Generalstabes hat durch seinen bekannten Heldenmuth, und seine mit dem richtigsten Coup d'oeil verbundene Thätigkeit, in jeder Gelegenheit, und besonders in den entscheidendsten Momenten bei Kulm, die wichtigsten Dienste geleistet und sich neue Ansprüche auf die Achtung der Armee erworben."

In den vierzehn Tagen vom 23. August bis 6. September schlugen die verbündeten Heere acht blutige Schlachten und Gefechte, und besiegten sechsmal den Feind, der neben einem ungeheuern Kriegsmaterial wenigstens 80,000 Mann einbüßte. Der von Radetzky entworfene Feldzugsplan mußte also doch nicht so mangelhaft gewesen seyn, als uns manche glauben machen wollen. Von dieser Epoche an datirt die erhöhte Siegeszuversicht in den Reihen der Alliirten und die merkbar erschütterte Haltung des Gegners. Namentlich wuchs bei den Rheinbundskontingenten der bisher nur still genährte Wunsch die französischen Adler zu verlassen.

Nach dem Rückzug hinter das Erzgebirg trat allerdings im Kessel von Töplitz ein Moment der Verlegenheit und Verwirrung ein, welcher nur durch die größten Anstrengungen beseitigt werden konnte. Die ganze alliirte Hauptmacht bivouakirte fast fünf Wochen in dem engen Thal. Schon in den ersten Tagen war Alles aufgezehrt; die Umzäunungen verschwanden, es gab keinen Grashalm,

kein Stroh mehr, und man bezahlte den Laib Brod mit vier Gulden. Um die 200,000 Alliirten zu ernähren, wurde ganz Böhmen und Mähren in Anſpruch genommen, und 30,000 vierſpännige Landwägen gingen beſtändig zwiſchen Prag und Töplitz hin und her, um Mehl und Fourage herbeizuſchaffen. Es koſtete einige Wochen bis dieſe Zuſchübe geregelt waren. Bis dahin trieben die Koſaken zwiſchen Prag und der Armee ihr Unweſen, plünderten das Landvolk und hielten die Armeefuhrwerke an. Allenthalben ſtieß man auf ruſſiſche Abtheilungen, die ſich nach eigenem Gefallen einquartiert hatten, und wenn eine Bodenſtrecke „abgegeſſen“ war, weiter zogen, um das Spiel von vorne zu beginnen. Auf dieſe Weiſe lebten ſie, nach ihrer Väter Sitte, bis tief nach Böhmen hinein.

Nachgerade wurde dieſer Zuſtand ſo unerträglich und gefährlich, daß man um einer Hungersnoth zu entgehen, mobile Kolonnen ausſendete, denen ſich die verzweifelten Landleute beigeſellten. Man konnte die Plünderer oft nur durch Flintenſchüſſe abtreiben. Eine gemiſchte Kommiſſion, aus einem öſterreichiſchen und einem ruſſiſchen General beſtehend, übte das jus gladii und regelte den Gang dieſer Kolonnen. So ward endlich Ruhe.

Im Bereich der Armee ſelbſt überſtiegen die Plünderungen und Entfremdungen in der erſten Hälfte des Septembers und auch noch ſpäter oft alle Begriffe. In den Lagern und Quartieren verſchwanden die Dinge ſo

zu ſagen unter der Hand. Die eigene Bagagewache und Dienerſchaft ruſſiſcher Generale nahm an dieſem Unfug Theil, und es iſt notoriſch, daß ſelbſt der Kaiſer Alexander ſich darüber zu beklagen hatte. Seine Koſaken und Baſchkiren beſtahlen ihn eben ſo gut, wie einen Andern. Es ſind Fälle vorgekommen, wo ein vom Pferde geſtiegener Offizier, welcher in einem Hauſe zu thun hatte, bei der Rückkehr das Thier nicht mehr fand, weil die Koſaken ſelbes dem Diener oder der Ordonnanz mit Gewalt entführt hatten. Von all dieſem hat uns Danileffsky nichts berichtet. Freilich würde dieß wenig zur Tendenz ſeines Buches paſſen. [1]

Das Elend der Bewohner des Erzgebirges im Sommer und Herbſt 1813 überſtieg alle Vorſtellung. Hier bloß ein Beiſpiel. Als am 5. September die leichte Diviſion Fürſt Moritz Liechtenſtein in Altenberg eintraf, bot ſich ihr ein Bild der gräulichſten Verheerung und des

[1] Hier eine Anekdote aus jener Zeit. Der brittiſche Geſandte Lord Walpole hatte auf dem Rückzug von Dresden ſein ganzes Gepäck verloren, darunter auch eine Depeſche ſeiner Regierung, die er während der Schlacht erhielt und nicht mehr Zeit fand zu leſen. Es war überaus komiſch, den kleinen Mann zu ſehen, wie er, die Hände in den Hoſen taſchen, mit jenem den Britten ſo eigenen Phlegma, auf dem Schloßplatz in Töplitz hin und wieder ſpazierte, und jedem, der ihn anhören wollte, in ſeinem originellen Franzöſiſch das Leid klagte. Am Schluſſe ſetzte er immer bei: „Von Allem was ich einbüßte, bedauere ich übrigens nichts ſo ſehr als meine trefflichen Raſiermeſſer; denn was die Depeſche betrifft, ſo hoffe ich ſelbe eheſtens durch den Moniteur zu erfahren.“

tiefſten Elendes. Die hohlwangigen, rein ausgeplünderten Bewohner ſcharrten, von Hunger gefoltert, in den Feldern und auf den verlaſſenen Lagerplätzen den Abhub von abgenagten Knochen und ſtinkendem Fleiſch, ja ſogar die verſtreuten Hafer- und Weizenkörner heraus, welche die Kavalleriepferde noch übrig gelaſſen hatten, oder gruben zwiſchen dem Geſtein der dürren Gegend die Wurzeln aus.

Das angeſehenſte Haus in Altenberg war jenes des Bergverwalters. Hier hatten acht Tage früher der ruſſiſche Kaiſer und Fürſt Schwarzenberg übernachtet, und auch der Feldmarſchalllieutenant Fürſt M. Liechtenſtein nahm daſelbſt ſein Quartier, welches Marmont und einige andere franzöſiſche Generäle kurz vorher verließen. Der unglückliche Verwalter und ſeine zahlreiche Familie waren ſeit vielen Tagen ohne Brod noch Salz, und friſteten ihr Daſein mit einigen Erdäpfeln, welche ſie der Plünderung zu entziehen gewußt. Ein öſterreichiſcher Offizier in der Umgebung des Feldmarſchalllieutenants Liechtenſtein fand zufällig in ſeiner Manteltaſche ein ſteinhartes, halbverſchimmeltes Kreuzerbrod, in jenem Augenblick das Einzige im ganzen Städtchen, daher auch nicht mit Gold aufzuwiegen. Er trat es dem Hauswirth ab, um ſeiner kranken Tochter eine Suppe zu kochen, und die ganze Familie, Vater, Mutter und Geſchwiſter überhäuften ihn dafür mit Dankſagungen.

In jener Zeit ſtieß man auf eine Unzahl ruſſiſcher

Offiziere, welche unter allerlei Vorwänden hinter der Armee zurück blieben, um ſich in den Städten und Edelhöfen gütlich zu thun. Sie lebten auf Koſten des Landes und verbrachten ihre Zeit mit Nichtsthun, in Spiel und Völlerei. Während der Feldzüge und bis nach der Eroberung von Paris kamen nur allein durch die einzige Stadt Prag gegen 1800 derlei Individuen. Bis in die kleinſte Provinzialſtadt herab ſprachen ſie die Gaſtfreundſchaft der Einwohner und dieß oft in höchſt zudringlicher Weiſe an. Ganz Deutſchland ſeufzte unter dieſem Heer von dekorirten und uniformirten Individuen, welche die beſten Wohnungen in Beſchlag nahmen, und ſogar ihre Frauen nachkommen ließen, oder mit zweideutigen Perſonen auf Koſten ihrer Wirthe lebten. Dieſe Nordländerinnen waren gewöhnlich von einer Männerſchaar umgeben, welche behauptete, dieſem oder jenem General als Adjutanten, Sekretäre, Stallmeiſter, Kammerdiener u. dgl. anzugehören, und ſich unter dieſem Titel füttern ließen. Noch mehr! Zu Frankfurt, Freiburg, Baſel, überhaupt in allen anſehnlicheren deutſchen Städten traf man Frauen ruſſiſcher Generäle, oder ſolche, die ſich wenigſtens dafür ausgaben, und ein Gefolge von zwölf bis ſechzig Dienern beiderlei Geſchlechts um ſich hatten. Sogar Wägen und Pferde, Affen, Papageien und anderes Vieh waren mitgekommen. Stabsoffiziere und Adjutanten mit ganzen Koſakendetachements begleiteten und beſchützten dieſe fahrenden Schönen

welche auf Unkosten ihrer Quartierträger offene Tafel hielten. Man hatte damals volle Gelegenheit, den deutschen Michel zu bewundern, und seine unnachahmliche Geduld zu preisen.

Im Januar 1814, als die Alliirten den Rhein bereits hinter sich und die östlichen Departements von Frankreich besetzt hatten, stürzten sich ganze Schwärme junger Russen aller Stände auf Deutschland und Frankreich. Jeder war gewöhnlich mit einem Uniformsmantel bekleidet und mit einem Militärpaß versehen. Auch diese, selten der Armee angehörigen Leute, wurden verpflegt und hielten sich, wo es ihnen gerade gefiel, oft Monate lang auf. Die Gemeinden lieferten nicht bloß Kost und Wohnung, sondern sogar die Transportmittel. Denn so stand es in der Marschroute geschrieben und dagegen wagte Niemand etwas einzuwenden. Selbst die Militär-, Platz- und Etappen-Kommanden schwiegen dazu. In dieser Weise pflegten damals die jungen wißbegierigen Russen ihre Tour durch Europa zu machen. Wenn die russische Regierung diese etwas sonderbare, zum mindesten für die deutschen Länder etwas kostspielige Reisemethode auch nicht geradezu angeordnet hat, so begünstigte sie wenigstens selbe auffallend, was sich in politischer und kulturgeschichtlicher Beziehung vom russischen Standpunkte aus auch vollkommen rechtfertigen läßt.

Mitten unter dem Waffengetöse am Erzgebirge arbeiteten die Minister und Bevollmächtigten der verschiedenen

Höfe im ganzen Lauf des Septembers auf das Thätigste zu Töplitz. Metternich, Stadion, Neſſelrode, Razumoffsky, Hardenberg, Humboldt, Aberdeen und Walpole nebſt den Geſandten von Schweden, Dänemark u. ſ. w. waren dort anweſend. Auch Fürſt Schwarzenberg, Radetzky und verſchiedene andere Generäle nahmen an den einſchlägigen Berathungen einflußreichen Theil. Unter den hervorragenden brittiſchen Generalen zu Töplitz bemerkte man einen Cathcart, einen Stewart u. A.

Die beſondere Aufmerkſamkeit feſſelte Sir Robert Wilſon, ein Name, den die Welt kennt, und der in ſeiner Art ein würdiger Nebenbuhler ſeines Landsmannes Sidney Smith, des berühmten Vertheidigers von St. Jean d'Acre, derſelbe Britte iſt, welcher 1815 den verurtheilten Lavallette in Paris befreite. Sir Robert focht beinahe unter allen Zonen, in Egypten, in Spanien, in Rußland, in den Niederlanden und in Indien. Er war mit den Militärverdienſtorden vieler Regierungen geſchmückt und immer dort zu finden, wo man Frankreich bekämpfte. Seit zwanzig Jahren ſuchte er dem Haß, welchen er gegen dieſes Land und beſonders gegen Napoleon hegte, auf den Schlachtfeldern Luft zu machen. Er war ein Gemiſch von unübertroffenem Muth und Bizarrerie.

Am Tage der Schlacht von Dresden, als eben der Feldmarſchalllieutenant Fürſt Moritz Liechtenſtein ſeine

Anordnungen zum Sturm der Schanze vor dem Dippoldiswalderſchlag traf, kam Sir Robert im Galopp angeſprengt und ſagte: „General! Sie wollen ſtürmen? Erlauben Sie mir und meinem Adjutanten von der Partie zu ſeyn?“ Man nahm ihn, wie begreiflich, überaus herzlich auf. Wilſon war einer der Vorderſten beim Sturm, ermunterte durch Wort und Beiſpiel, half den Soldaten die Bruſtwehr erklimmen, und blieb während des ganzen mörderiſchen und mehrſtündigen Kampfes beim Moſchynskyſchen Garten. Als die Nacht anbrach und man wieder zurück ging, beſtieg er ſein kleines Pferd und rief: „Kameraden, lebt wohl, ich will den Fürſten Schwarzenberg aufſuchen, um ihn zu verſichern, daß ich mitten unter ſo vielen Tapfern höchſt glücklich geweſen bin.“ Damit jagte er davon.

Wilſon verſäumte nie ein Gefecht; der Kampf war ihm Bedürfniß. Als einfacher Freiwilliger blieb er ein Muſter der höchſten Tapferkeit. Aber er ſprach nie davon, was er gethan, noch was er thun wollte. Er focht wie ein Löwe um des bloßen Vergnügens wegen, ſich ſchlagen zu können.

Ein anderer Britte, Lord Stuart, wurde vor Dresden ſchwer bleſſirt, wartete jedoch die Zeit ſeiner Heilung nicht ab, und ſtand wieder in den Reihen, als er ſich noch kaum auf dem Pferde zu halten vermochte.

In jenen Tagen ſah man auch einen Ruſſen von

höherem militäriſchen Rang, dem der Fuß am Oberſchenkel amputirt war. Dennoch ſaß er ſicher zu Pferd, entwickelte eine beiſpielloſe Thätigkeit, und befand ſich ſtets dort, wo die Gefahr am größten ſchien. Sein treuer Koſak folgte ihm wie ſein Schatten, und trug, über die Schulter gehängt, ein hölzernes Bein, um im Nothfalle den Erſatz gleich bei der Hand zu haben.

Die ſeit Auguſt mit Bayern gepflogenen Unterhandlungen hatten mit dem Vertrag zu Ried ihren Ausgang gefunden. Sie waren für Oeſterreich durch den gewandten Legationsrath Baron Hruby und den Ritter Floret geführt worden und dem franzöſiſchen Geſandten zu München, Marquis de Saint-Aignan, faſt bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß geblieben. Wrede hatte für das Zuſtandekommen der Konvention ſich ein hohes Verdienſt erworben. Der zum öſterreichiſchen Militärbevollmächtigten in das Hauptquartier des Generals der Kavallerie Grafen Wrede ernannte Oberſtlieutenant Delort des Generalquartiermeiſterſtabes empfing vor ſeinem Abgehen in Töplitz aus den Händen des Feldzeugmeiſters Baron Duka nachſtehende Denkſchrift zur Uebergabe an den bayriſchen Hof.

„Nach den vergeblichen Verſuchen zum Eindringen in Böhmen ſteht der Kaiſer Napoleon heute (26. September) mit einem Theil ſeiner Armee im Lager von Pirna. Zufolge der letzten Nachrichten läßt er 50,000 Mann am rechten Elbeufer zwiſchen Dresden und Biſchofswerda agiren und

ihren rechten Flügel bis Stolpen ausdehnen. Der Ueberreſt der feindlichen Armee ſteht dem Kronprinzen von Schweden entgegen, der am 12. ſein Hauptquartier nach Koswig verlegte, Deſſau und Köthen mit leichten Truppen beſetzt, und die Abſicht hat, durch das Korps Bülow Wittenberg zu belagern.

„Das ſchleſiſche Heer ſteht vor Bautzen und hat ſich mit dem Korps des Generals Tauentzien und der öſterreichiſchen Diviſion Bubna vereinigt. Die Hauptarmee deckt Böhmen, hält ihren rechten Flügel an der Elbe, die Mitte entlang der ſächſiſchen Grenze bis in die Höhe von Brüx; ein Theil des linken Flügels ſteht vor Komotau und Basberg, der andere bei Marienberg. Drei fliegende Korps unter dem ruſſiſchen General Thielmann, dem öſterreichiſchen General Scheiter und Oberſt Mensdorff, zuſammen 3400 Pferde, durchſtreifen mit Erfolg beide Ufer der Elſter, von Naumburg an auch das linke Ufer der untern Saale. Ein viertes fliegendes Korps aus neun Koſakenregimentern und etlichen Schwadronen öſterreichiſcher leichter Kavallerie, unter den Befehlen des Hetmann Platoff, befindet ſich gleichfalls auf dem Marſch, und es iſt wahrſcheinlich, daß binnen Kurzem dem Feind alle ſeine Verbindungen mit Frankreich abgeſchnitten werden.“ [1]

[1] Bei der öſterreichiſchen Kavallerie unter Platoff, befand ſich auch der tapfere Rittmeiſter Puchner, derſelbe, welcher mehr denn vierzig Jahre ſpäter, als Kommandirender in Siebenbürgen, noch zu

„Gegen Ende September wird der ruſſiſche General Bennigſen mit 60,000 Mann am linken Elbeufer mit der Hauptarmee vereinigt ſeyn. Sobald dieß erfolgt iſt, wird die letztgenannte Armee nach Umſtänden gegen Chemnitz oder Zwickau vordringen.

„Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich laſſen 24,000 Mann, worunter 4000 Pferde unter dem General der Kavallerie Baron Frimont zu den Bayern ſtoßen, welch letztere man zu 40,000 Mann annimmt. Seine Majeſtät wünſchen, daß das Kommando dieſer Armee dem General der Kavallerie Grafen Wrede übertragen werde, der ſich mit dem Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg ins Einvernehmen zu ſetzen haben wird, um die Operationen zum gedeihlichen Ende zu führen.

Fuß mit dem Säbel in der Hand ſeine Grenadiere zum Sturm vorführte, ganz in der Art, wie ſolches im ſiebenjährigen Krieg geſchah. Seit 1813 mit dem Thereſien- und dem ruſſiſchen Georgsorden geſchmückt, erhielt er 1849 das Kommandeurkreuz des Thereſienordens, und ſtarb, ein hochbetagter Greis, als Feldzeugmeiſter in Wien.

Der Koſakenhetmann, welcher 1812 und in dem Freiheitskrieg eine beſondere Berühmtheit erlangte, war unter Mittelgröße. Seine Koſaken fürchteten ihn weit mehr wie den Czaar ſelbſt. Uebrigens war er gutmüthig, ſchlau, unermüdlich, und orientirte ſich leicht. Er kannte bloß ſeine Mutterſprache, war ernſt, kalt, nachdenkend, ohne Genie aber von reicher Erfahrung und überaus praktiſch. Er ſtarb 1818. Sein Generalſtabschef, General Kaiſaroff, war die Seele des Ganzen, und galt für einen Mann von wahrem Verdienſt. Unter den 4000 Koſaken Kaiſaroffs waren jene vom ſchwarzen Meer und die Tſcherkeſſen die tapferſten und verwegenſten. (Bernhardi Denkwürdigkeiten des Generals Toll.)

„Dieſe Armee hat zwei Zwecke zu verfolgen: 1) Bayern und Oberöſterreich gegen jede feindliche Invaſion zu decken, 2) ſich auf die Verbindung des Feindes zu ſtellen, indem man gegen Erfurt und Jena vordringt.

„Die erſte Abſicht wird erreicht, indem man möglichſt raſch Würzburg gewinnt und dort jenes feindliche Korps angreift, welches ſich daſelbſt verſammeln ſoll, überhaupt letzteres hindert zu Napoleon zu ſtoßen. Es iſt daher unerläßlich, ſogleich auf Bamberg zu rücken, und von dort aus, falls der Feind noch bei Würzburg ſtünde, gegen dieſe Stadt vorzugehen, oder aber, im entgegengeſetzten Fall, ihm gegen Jena oder Erfurt zuvor zu kommen. Sollte dieß aber nicht mehr möglich ſeyn, ſo wird die auſtro-bayariſche Armee am linken Flügel der großen verbündeten Armee nach Umſtänden handeln.“

Dieſe ganze Inſtruktion iſt bloß und allein aus Schwarzenbergs Operationskanzlei hervorgegangen.

Schon um die Mitte September hatte es Radetzky für eine unabweisbare Pflicht erachtet, nicht nur gegen eine allzugroße Truppenanhäufung im Töplitzerthal ſeine warnende Stimme zu erheben, ſondern auch dem Oberfeldherrn mit eben ſo viel Sachkenntniß als wahrer Freimüthigkeit, ein Gemälde der augenblicklichen Lage zu entrollen. Die betreffende Denkſchrift, worin das perſönliche Verhältniß des Generalſtabschefs zum Fürſten vollkommen ausgeprägt erſcheint, hat ein hohes hiſtoriſches Intereſſe.

Radetzky lieferte hiezu bloß die Gedanken, und Langenau gab selben den erforderlichen Ausdruck. Ihr Inhalt, von dem nur sehr wenige Personen Kenntniß erhielten, ist folgender:

„Seine Majestät der Kaiser haben Euer Durchlaucht auf einen Posten gestellt, dessen hohe Wichtigkeit, das Wohl und die Ehre der Monarchie und der Armee, mit Ihrer eigenen in so genauer Verbindung steht, daß Ihnen, selbst in Ihrer persönlichen Handlungsweise, keine Wahl übrig bleibt.

„Sie sind dem Kaiser der Sie wählte, und der Nation, für deren Ehre Sie streiten, gleiche Rechenschaft schuldig. Jede Unterlassungssünde wird — wo nicht von der Gegenwart, doch gewiß von der Nachwelt — auf das Strengste gerichtet werden, und es ist unter diesen Umständen Euer Durchlaucht erste und größte Pflicht, dem Kaiser Wahrheit zu geben, und ihn über die unangenehmen Verhältnisse seiner Armee, so wie über die Mittel, ihnen abzuhelfen, in die genaueste Kenntniß zu setzen.

„Ihre Pflicht gegen Vaterland und Armee fordert, daß Sie alle Mittel anwenden, um das durchzusetzen, was Sie für recht und gut erkennen. Die Pflicht gegen sich selbst und die Rettung Ihrer Ehre, macht es Ihnen zur unbedingten Nothwendigkeit, wenigstens schriftlich und mündlich dem Kaiser gesagt zu haben, was für die Armee zu thun ist. Nur dann erst können Euer Durchlaucht mit

ruhigem Gewiſſen den großen Ereigniſſen entgegengehen, wenn Sie ſich in dieſer Rückſicht keine Vorwürfe mehr zu machen haben.

„Indem Euer Durchlaucht mich vertrauensvoll zu Ihrem Chef vom Generalſtab verwenden, haben Sie mich in meiner kleinen Sphäre in ein ähnliches Verhältniß zu Ihrer Perſon geſetzt, in welchem Sie ſelbſt zu Seiner Majeſtät dem Kaiſer ſtehen. Unter dieſen Umſtänden halte ich es für meine unerläßliche Pflicht, Ihnen meine Anſichten über die Lage unſerer Armee mit jener Wahrheit aufzuſtellen, die ich meiner Ehre ſchuldig bin. Ich kenne keinen Wunſch als das Glück meines Vaterlandes, und trete weit lieber zurück in ein beſchränkteres Verhältniß, als ich länger in meiner gegenwärtigen Lage, zum Nachtheile der Armee und Euer Durchlaucht ſelbſt, gerechten und ungerechten Tadel über unſer Thun und Laſſen ertrage.

„Die geographiſche Lage der öſterreichichen Monarchie und die materiellen Kräfte, über die ſie, trotz alles bisherigen Unglücks, noch immer gebietet, gibt ihr jetzt die erſte Stelle in Europa, und ſtellt ſie dadurch als die Schiedsrichterin im großen Streit, zugleich aber auch, nah oder fern, als einen Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht auf. In dem Augenblick, als der Kaiſer den Krieg an Frankreich erklärte, hat er ſein Verhältniß zu Europa öffentlich ſelbſt erklärt, und dadurch auch ſeinen Unterthanen die Bahn gewieſen, der ſie folgen ſollen.

„Das erſte und einzige Erforderniß in dieſer Stellung iſt eine gute, d. h. wohlorganiſirte, verpflegte, und geführte Armee, die, wie es einer großen Monarchie geziemt, weder nach fremden Eingebungen, noch nach feindlichen Bewegungen allein die ihrigen richtet, ſondern nach einem eigenen großen allgemeinen Plan handelt, und alles Uebrige als Mittel zum großen Zweck betrachtet.

„Daß eine ſolche Armee nicht ſtets dageweſen, und nicht bereits da ſteht, iſt ſchlimm, daß man aber auch jetzt noch nicht Alles anwendet, um ſich auf die unvermeidliche Zukunft vorzubereiten, dieß iſt kaum glaublich und doch wahr. Es ſind nur zwei Fälle denkbar. Unſere Waffen ſind entweder glücklich oder unglücklich. Im letztern Fall kann nur die Armee den Staat retten, im Erſtern wird der Kaiſer Napoleon, wie er es ſchon jetzt zeigt, jeden Fuß breit Landes ſtreitig machen, und uns nur nach großen Opfern Deutſchland überlaſſen. Wenn dieſer große Zweck erreicht iſt, kann vielleicht der Kaiſer Napoleon Frieden machen, vielleicht aber auch nicht. Die Fortſetzung des Krieges wird und muß dann größtentheils auf Oeſterreich fallen. Für Rußland verliert er mit jedem Augenblick an Intereſſe, und Preußen kann die ungeheuren Anſtrengungen des erſten Feldzuges in gleichem Maaß nicht wiederholen. Der Feind kann uns dann vereint an der Donau und in Italien angreifen.

Unſere Alliirten können uns in dieſem Fall nur nützlich ſeyn, aber retten kann uns bloß die eigene Armee.

„Um uns aber zu überzeugen, ob dieſe Armee in jenem achtunggebietenden Zuſtand ſich befinde, der zur Erreichung unſerer Zwecke unbedingt nothwendig iſt, halte ich es für meine Pflicht, ſelbe mit denen ihrer Feinde, ſo wie ihrer Alliirten und mit unſerer eigenen Armee des Jahres 1809 zu vergleichen.

„Die franzöſiſche Armee hat vor allem andern den unberechenbaren Vortheil voraus, daß ſie durch einen Willen geleitet, und, trotz ihrer großen Zahl neuer Soldaten, mit Allem was eigentlich zum Kriegführen gehört, namentlich mit Artillerie, auf das Vollkommenſte verſehen iſt. Ihre ſchlechte Verpflegung iſt ihr größter Feind.

„Die alliirten Armeen müſſen dieſen großen Vortheil, ſchon ihrer Natur nach, ohne Ausnahme, auf ewig entbehren. Im gegenwärtigen Krieg wird derſelbe jedoch durch den Haß der Nationen, und ihrer Armeen gegen Frankreich und deſſen Anführer, ſo wie durch den Eifer aufgewogen, der jeden Einzelnen beſeelt.

„Das Material der ruſſiſchen und preußiſchen Armeen iſt vortrefflich. Obgleich dieſe Staaten, im Verhältniß zu Oeſterreich, faſt dreimal weniger Mittel haben, ſind ihre Soldaten dennoch auf das beſte und vortheilhafteſte gekleidet und bewaffnet, und, was die preußiſche Armee

betrifft, auf eine, im Verhältniß der Bevölkerung, trotz aller erlittenen Verluste, unglaubliche Weise kompletirt. Die Artillerie beider Armeen ist in hohem Grad vortrefflich und durchaus geeignet, wo nicht die feindliche zu übertreffen, doch wenigstens mit ihr gleichen Schritt zu halten.

„Im Jahr 1809 haben wir im Zeitraum von ein paar Monaten eine Armee von 300,000 Mann aufgestellt. Von allen Seiten mit Feinden umgeben, griff Alles zu den Waffen, und Keinem fiel es ein, für die Zukunft zu zittern. Jeder war bereit, Gut und Leben für den geliebten Kaiser, für den eigenen Herd zu opfern. Wenn unsere Waffen nicht glücklich gewesen sind, so war doch unser Kampf gegen Europa ehrenvoll, und hätten wir 1809 noch manche Provinz verloren, so würde doch nichts destoweniger jeder Oesterreicher, und mit ihm die Nachwelt, mit Stolz auf jene Tage von Aspern und Wagram zurückblicken.

„Ich übergehe die Ursache, wodurch unsere Armee so ganz vernachlässigt werden konnte. Allein ein Bild ihres dermaligen Zustandes muß ich hier entwerfen.

„Ein nicht geringer Theil der Generäle und Offiziere ist verstimmt und sieht mit nichts weniger als frohem Muth der Zukunft entgegen. Ernst und Strenge, sowie ein gewisses thätiges Zusammenhalten, fehlen fast gänzlich. Unsere Soldaten sind schlechter denn je bekleidet; die

Mäntel, ihr einziger Schutz für den Winter, in der traurigsten Verfassung; unsere Verpflegung, in einem der blühendsten Länder von Europa, höchst unordentlich. Unsere Artillerie — die einzige in der Welt, so von der Ueberzeugung ausgeht, daß Alles, was im siebenjährigen Krieg gut war, auch jetzt noch anwendbar seyn müsse — ist durchaus nicht im Stand, sich mit der feindlichen zu messen. Unsere Armee in Italien sieht sich durch einen erbärmlichen (sic) Feind gedrängt; die Armee im Donauthal steht unthätig; die Reservearme, welche im unglücklichsten Fall unsere einzige Hoffnung ist, existirt nicht.

„Dieß ist die Lage, in der sich unverkennbar eine Armee befindet, auf der allein die Sicherheit der Monarchie beruht. Ich berufe mich auf alle Generäle der Armee. Fragen Euer Durchlaucht wen Sie wollen, er kann und wird dieß Gemälde nicht übertrieben finden. Möglich, daß im Buch des Schicksals Napoleons Untergang bereits beschlossen ist, möglich, daß er sebst, durch die tolle Ausführung seiner tollen Pläne in sein Verderben renne, und dadurch alles hier Gesagte wenigstens zum Theil überflüssig mache. Militärisch wahrscheinlich ist aber nur Folgendes: Er wird die Zeit, so wir ihm lassen, benützen, um in Italien eine Armee zu bilden, die schon jetzt sich binnen Kurzem durch Neapolitaner verstärken kann. Jeder italienische Rekrut wird durch unsere schmachvolle Defensive nach und nach zum Soldaten, und in Bälde

einer Armee furchtlos entgegentreten, die, um Alles zu decken, nichts deckt. Dann aber wird Napoleon ſchnell jene Mittel ergreifen, welche allein die Könige des Rheinbundes zum Handeln bringen. Die durch einen franzöſiſchen Marſchall befehligte Armee des Generals Wrede wird vorwärts rücken und gemeinſchaftlich mit der Armee von Italien gegen Wien operiren. Die Zeit wird verſtreichen, der Aufſtand in Tirol unmöglich, die Bildung der Reſervearmee nicht vollendet und die Hauptarmee gezwungen ſeyn, ſelbſt geſchwächt, ſich durch Entſendungen noch mehr zu ſchwächen. Dann erſt wird der Kaiſer Napoleon die Offenſive ergreifen, den Krieg in alle unſere Länder ſpielen und uns danken, daß wir ihm Zeit ließen, ſeine Plane und Vorbereitungen auszuführen, und die unſern zu ſtören und zu vernichten.

„Dieß iſt unſer dermaliges Verhältniß. Erlauben Euer Durchlaucht zu den Mitteln überzugehen, welche, ſo wie die Lage der Dinge nun einmal iſt, nach meiner Ueberzeugung allein ans Ziel führen:

„1. Die innere Organiſation unſerer Armee geht vom Hofkriegsrath aus und kann, wenn nicht Alles umgeſtoßen wird, allein durch dieſen raſch und wirkſam betrieben werden.

„An ſeine Spitze gehört aber im gegenwärtigen Augenblick ein Mann, der durch Rang, Geburt und Charakter die Mittel und zugleich die Kräfte beſitzt, mit raſcher Thätigkeit die innere Organiſation und mit eiſernem Arm die

Armee zu dirigiren. Er muß die Liebe und Achtung der Armee haben; er muß selbe kennen, sie muß ihn lieben und fürchten; sie muß in ihm einen Mann erblicken, der sie auch im Frieden vertreten kann. Dieser Präsident muß in der Nähe des Kaisers, in der Nähe der Armee seyn, damit er selbst sieht, selbst hilft und selbst straft. Ein thätiger Vizepräsident muß um so mehr an seiner Seite stehen, als er selbst unter diesen Umständen nicht unausgesetzt zu präsidiren vermag.

„Nur dadurch können wir hoffen, Ernst, Wahrheit und Ordnung in das so wichtige Organisationsgeschäft zu bringen. Ob in Ungarn nicht Maßregeln ergriffen werden könnten, die auch dort besser zum Zweck führen, muß ich dem höheren Ermessen anheimgeben.

„2. Als Grundsatz ist anzunehmen, daß, sobald als möglich, unsere Armee, getrennt von allen übrigen, nur zwei Operationslinien erhalte, die eine an der Donau oder in Deutschland, die andere in Italien. Alle unsere Operationen müssen auf diese Basis berechnet seyn.

„3. Die italienische Armee müßte, sobald als möglich, verstärkt werden und einen General erhalten, der das Land kennt und im Stand ist, ungesäumt die Offensive zu ergreifen.

„4. Alles was mit dem bayerischen Hof geschehen kann, muß schnell geschehen. Der General, Fürst Reuß, muß mit Anfang Oktober, zugleich mit uns, in Bayern einrücken, gleichviel ob als Feind oder als Freund.

„5. Die Operationen der Hauptarmee müſſen ſo berechnet ſeyn, daß ſie uns bald mit der Armee des Fürſten Reuß zuſammenführen. [1]

„6. Die Reſervearmee für Böhmen muß, unter Leitung eines thätigen Generals, in Prag, jene für Oeſterreich bei Wien formirt, erſtere an die unmittelbaren Befehle Eurer Durchlaucht, letztere an die Armee in Italien gewieſen werden."

Ueber unſere eigenen Operationen bemerke ich nur folgendes:

„Alle Operationsvorſchläge, die wir ſeither gemacht, fanden, ſowie vom Handeln die Rede war, Widerſpruch. Jeder tadelte. Keiner machte einen beſſern Vorſchlag. Soll dieſer Zuſtand der Dinge ſo fortgehen, ſo iſt Euer Durchlaucht Ruf, ſowie der meinige, verloren. Euer Durchlaucht müſſen entweder unbedingt Herr der Armee, ihrer Eintheilung und Verwendung ſeyn, oder Jenen das Kommando überlaſſen, die dasjenige, was ſie tadeln und vorſchlagen, auch mit jenen Werkzeugen, die ſie ſich ſelbſt geſchaffen, ausführen mögen.

„Empfangen Euer Durchlaucht dieſe Zeilen eines Mannes, der es mit der Sache und mit Ihrer Perſon

[1] Welches die Motive waren, die Radetzky beſtimmt haben, ſeine zwei Monate früher im Operationsplan ausgeſprochenen Anſichten in dieſer Beziehung gänzlich zu ändern, würde zu erörtern hier viel zu weit führen.

ehrlich meint, mit gewohnter Güte. Machen Sie Gebrauch davon wie Sie wollen. Nur mögen solche jedenfalls das Zeugniß liefern, daß ich es mit meinem Herrn und mit meinem Vaterland aufrichtig meine."

Man wird an dieser körnigen, festen und rückhaltslosen Sprache genug haben, um Radetzky's Charakter und Begabung richtig zu erfassen.

Die Verbündeten hatten aus ihren Niederlagen einer früheren Zeit etwas gelernt. Der in Radetzky's Operationsentwurf vorgesehene Augenblick schien eingetreten. Der kühne Rechtsabmarsch Blüchers gegen Elster und die Hoffnung, dadurch auch den Kronprinzen nach sich zu ziehen, somit die schlesische und Nordarmee auf das linke Elbeufer zu bringen, führte auch die alliirte Hauptarmee in den letzten Tagen des September und Anfangs Oktober aus dem Kessel von Töplitz zum andernmal über das Erzgebirg nach Sachsen, und dießmal mit richtiger Einhaltung ihres Objektes, über Chemnitz und Altenburg auf Leipzig, wohin sich Napoleon von Dresden am 7. gleichfalls gewendet hatte, in der Absicht, Blücher oder den Kronprinzen von Schweden zu schlagen, sodann erst sich gegen Schwarzenberg zu kehren, der ihn von seiner Verbindung mit dem Rhein abzuschneiden oder doch zum Rückzug aus Deutschland zu zwingen trachtete.

Die Lage des französischen Kaisers verschlimmerte sich fast mit jeder Stunde. Seit der Wiedereröffnung der

Feindſeligkeiten wurden ihm mehrere Armeekorps ganz, verſchiedene andere zum Theil vernichtet, und dadurch nahe 120,000 Mann außer Gefecht geſetzt, auch ein unermeßliches Material abgenommen. Die anfängliche und ſo viel entſcheidende Ueberlegenheit der Franzoſen an Geſchütz beſtand nicht mehr. Doch wußten ſie dasjenige, was ihnen noch blieb, bewundernswürdig zu gebrauchen. Niemand verſtand dieß ſo wie Napoleon, und alle Andern konnten von ihm lernen.

Die Kräfte der Alliirten hatten ſich dagegen eher vermehrt als vermindert, denn Bennigſen brachte friſche 50,000 Mann, die öſterreichiſche Donauarmee trat in Thätigkeit und bildete mit dem neubeigetretenen Bayern ein Heer von 60,000 Mann. Von allen Seiten wurde die franzöſiſche Armee in Sachſen eingeengt, geneckt, durch weit überlegene Maſſen umſtellt und durch zahlreiche und unternehmende Parteigänger gedrängt. Die Fürſten des Rheinbundes warteten nur auf eine gute Gelegenheit, dem Beiſpiel Bayerns zu folgen. Der Nimbus von Napoleons Größe und Unbeſiegbarkeit begann zu erbleichen und wurde nur noch von dem unglücklichen König von Sachſen für ungeſchmälert angeſehen.

Aber gegen die Ueberzahl ſtand noch immer das Talent, kämpfte der an Mitteln unerſchöpfliche Geiſt eines Feldherrn, der jedem ſeines Gleichen imponirte und mit der Kraft der Verzweiflung handelte.

Wir bewahren aus den Tagen, so der Leipziger Schlacht vorausgingen, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von Radetzky's Hand als theuere Reliquie. Er ist aus Altenburg datirt, an Langenau gerichtet, und lautet:

„Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß der Feind seine Hauptmacht zwischen Wurzen und Leipzig zusammenzieht. Wahrscheinlich dürfte er uns morgen selbst angreifen wollen. Nach aufgefangenen Briefen rückt Marmont auf Leipzig und ist der Kaiser am 14. in Taucha eingetroffen. Nur ein kleines französisches Korps überschritt die Elbe, wahrscheinlich in der Absicht, um hiedurch die Nordarmee zu bewegen, diesen Fluß zurück zu passiren. Der Kronprinz hat aber die Elbe nicht passirt (ist nicht hinter selbe zurückgegangen), General Blücher wird genau die ihm gestern zugesendete Disposition befolgen und den Kronprinzen zur Mitwirkung bestimmen. Entwerfen Sie daher die allgemeine Disposition zum Angriff auf morgen und zur schleunigen Sammlung unserer Truppen auf heute, wenn er uns heute schon angreifen sollte. Bennigsen mit 26,000 Mann und Bubna werden den 16. in Kolditz eintreffen."

Sieben Wochen nach dem Kulmer Sieg kam es somit auf den Feldern von Leipzig zu jener Schlacht, die eine welthistorische Bedeutendheit erlangte und denkwürdig bleiben wird für alle Zeiten, denn von ihr datirt sich Deutsch-

lands Befreiung vom „Erbfeind," wie unſere Väter in ihrer ſchlichten Ausdrucksweiſe die Franzoſen zu nennen pflegten, die man vordem in den deutſchen Gauen mit den Türken auf gleiche Linie ſtellte.

Manche Einzelnheiten dieſer Völkerſchlacht harren noch immer einer vollſtändigen Aufklärung. So begreift man nur ſchwer, weßhalb der franzöſiſche Kaiſer nicht ſchon in der Nacht vom 16. auf den 17. ſeinen Rückzug antrat. Denn daß er mit ſeinen 170,000 den 300,000 alliirten Streitern in die Länge nicht zu widerſtehen vermöge, lag auf der Hand, und mochte ihm eben ſo klar geweſen ſeyn, als uns. Der Sieg wurde übrigens nicht ſo leicht, als der verletzte Nationalſtolz franzöſiſcher Schriftſteller, mit Hinweiſung auf die große Ueberlegenheit der Verbündeten, die Welt glauben machen will. Napoleon hatte eine ungemein treffliche Zentralſtellung, und das durch die Parthe, Elſter und Pleiſſe in mehrere Abſchnitte getrennte Schlachtfeld bot dem noch immer über große Maſſen verfügenden und dieſelben richtig gebrauchenden Vertheidiger weſentliche Vortheile. Eben deßhalb war ſeine Lage durchaus nicht verzweifelt, namentlich am erſten Schlachttag, wo die Verbündeten faktiſch noch nicht vereinigt waren. Nach Marmont wäre die Sache erklärt. Allein wir können ſeinen Angaben nicht vollen Glauben ſchenken, nachdem deſſen „Denkwürdigkeiten" ſo Manches enthalten, was nicht ſtichhaltig iſt. Man wird dabei

unwillkührlich an die Worte jenes griechischen Weisen erinnert, die er an den eiteln Pisistratus richtete, als letzterer mit einem durchlöcherten Mantel bekleidet vor ihn hintrat.

Am 16. hatten die kaum dem Knabenalter entwachsenen französischen Soldaten sich mit bewundernswerther Tapferkeit geschlagen, die französische Artillerie aber auf allen Punkten des weiten Schlachtfeldes eine entschiedene Ueberlegenheit behauptet bis zum Abend, Motive genug für jene, die, von einem „erträglichen Frieden" träumend, sich nur schwer herbeiließen, der Höhle des Leuen allzunahe zu kommen. Aber die Erfolge des Feindes auf den Höhen von Wachau gingen durch Blüchers Bewegung verloren, seit diese die einzige Rückzugslinie der französischen Armee nahe bedrohte. Am 18. kämpfte Napoleon nur noch für einen gesicherten Rückzug. Jetzt freilich bot er dem Kaiser von Oesterreich an, die Weichsel- und Oder-Festungen nebst Danzig zu räumen, hinter den Rhein zurückzugehen und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Wenn ein solches Anerbieten nicht erheuchelt war, so schien wenigstens der Augenblick dazu übel gewählt. Man kannte hinreichend des Gegners Schwäche. [1]

Der Kampf am 18. war blutig. Ansehnliche Theile der Rheinbundskontingente gingen während der Schlacht

[1] Um mehr Front einzunehmen, wurde am 18. die französische Infanterie bloß auf zwei Glieder gestellt. Wir meinen, Napoleon hätte solches längst thun sollen.

zu den Alliirten über. Die herrliche und großartige Tapferkeit sämmtlicher verbündeter Truppen und ihrer Führer, ihr edler gegenseitiger Wetteifer und das ernste Daraufloßgehen des Feldherrn, der das Ganze leitete, fordern zur Bewunderung und Nachahmung auf. Blücher, der edle unermüdliche Heldengreis, war der Erste, welcher den Rückzug der Franzosen entdeckte und um Mitternacht vom 18. auf den 19. nach Rötha meldete. [1]

In den so gediegenen Memoiren des preußischen Generals der Infanterie von Reiche wird behauptet: der König von Sachsen habe am 19. vergeblich versucht, sich mit den Monarchen von Rußland und Preußen zu besprechen. Oberst Aster scheint dieß zu bestätigen. In den Vormerkungen des verstorbenen k. k. österreichischen Feldmarschalllieutenants Baron Bianchi beim 19. Oktober 1813 heißt es wörtlich: „Wir zogen durch die Stadt. Im Vorbeikommen an dem Hause, welches der König von Sachsen bewohnte, sah ich diesen Monarchen in Gesellschaft des Kaisers Alexander und Königs Friedrich Wilhelm im Garten auf- und niedergehen, welchen bloß eine Staketenwand von der Straße trennte." Wer hat hier Recht?

Radetzky verlor bei Leipzig wiederum zwei Pferde

[1] Für das Studium der Schlacht bei Leipzig ist Asters Werk das empfehlenswertheste. Er durfte auch das k. k. Kriegsarchiv benützen. Einzelnes ist ihm jedoch entgangen.

unter dem Leib und erhielt zwei Prellschüsse am linken Oberschenkel. Die amtliche Relation nennt ihn unter jenen Generälen, „welche sich durch ihr einsichtsvolles Benehmen durch ihre unermüdete Thätigkeit und ausgezeichnete Tapferkeit vorzügliche Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes erwarben."

Noch auf dem Schlachtfelde selbst verlieh ihm sein gnädiger Kaiser das Großkreuz des Leopoldordens.

In dem betreffenden Diplom heißt es: „Für seine mehrjährigen, so ruhmvoll als getreuen und ersprießlich geleisteten Militärdienste, insbesondere aber in Berücksichtigung der ausnehmenden Verdienste als Generalquartiermeister[1] der verbündeten Armeen bei der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig."

Der russische Kaiser schmückte die Brust des österreichischen Generalstabschefs mit dem Militär-Sankt-Georgsorden dritter Klasse.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg ergriff auch diese Gelegenheit wieder, um einem der hochverdientesten Generale, in der ihm so besonders eigenen Weise, ein Zeichen seiner Werthschätzung zu geben. Der Kaiser

[1] Dieser Ausdruck ist nicht korrekt, denn Generalquartiermeister war der Generalmajor Baron Langenau, Radetzky aber Chef des Generalstabes. Man hatte in dieser Beziehung den in der russischen und preußischen Armee bestehenden Gebrauch, und zwar zum erstenmal, auch in Oesterreich eingeführt.

Franz hatte dem Fürsten für seinen durch Wolzogen so herabgesetzten Leipziger Sieg das Großkreuz des Militär-Marien-Thereſien-Ordens huldreichſt zu verleihen geruht, und damit einen Akt der Gerechtigkeit begangen, welchen die gesammte Armee mit lautem Jubel begrüßte. Denn gewiß verdiente Niemand dieſe höchſte militäriſche Auszeichnung mehr als der Fürſt, als Erhalter der großen Allianz und oberſter Führer aller Heere. Der Feldmarſchall, ſchon ſeit 1805 im Beſitze des Kommandeurkreuzes, nahm daſſelbe im Beiſeyn vieler Generale vom Halſe und übergab es an Radetzky mit den Worten: „Dieſes Kreuz hat der große Loudon getragen und ich kann es an keinen Würdigeren abtreten.“ Und Radetzky hat es getragen, bis ihm ſeines Kaiſers Huld nach dem unvergleichlichen Sieg bei Cuſtozza das Großkreuz gab.

Wir berühren nunmehr einen bereits in verſchiedenen Schriften mehrfach beſprochenen Gegenſtand, nämlich die „nach dem Leipziger Sieg nicht raſch genug betriebene Verfolgung.“

Selbſt in den allerneueſten Schriften über den Befreiungskrieg ſtößt man noch hin und wieder auf Klagen und Anſchuldigungen gegen den Fürſten. Manche ſind in ihren einſeitigen und dünkelvollen Behauptungen ſo weit gegangen, um, wie Beitzke, zu begehren, „man hätte den Oberfeldherrn vor ein Kriegsgericht ſtellen ſollen.“ Dieß beweist leider nur, daß ſelbſt die hochgeſtellteſte

Persönlichkeit und der makelloseste Charakter den hämischen Anfechtungen nicht entgeht, und auch der tapferste und erfahrenste Feldherr hievon keine Ausnahme macht. In den Arsenalen solcher Autoren liegen die Pfeile schamloser Verleumdung jederzeit schußbereit. Zu ihnen reden wir auch nicht, denn nach einem trivialen aber sehr treffenden Sprüchwort ist es unmöglich, einen Mohren weiß zu waschen. Wir haben es hier lediglich mit dem verständigen Theil des lesenden Publikums zu thun.

Die Kritik ist leicht und schwer, wie man eben will. Sie ist leicht, wenn man ohne eigentliches Verständniß vom wahren Wesen des Krieges, ohne genaue Kenntniß aller Thatsachen, ohne richtiges Eingehen in den Charakter der handelnden Personen und in die leitenden Motive sich ein Urtheil anmaßt. Die Kritik ist schwer und erheischt die größte Vorsicht, wenn man zu Männern sprechen soll, die ohne Uebereilung, ohne Vorurtheil jede Kriegshandlung prüfen, jedes Faktum ruhig abwägen und niemals nach dem bloßen Erfolg urtheilen. Die Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung festzustellen, ist überaus schwierig. Derjenige, welcher die Operationen nur mit Zirkel und Lineal auf der Karte verfolgt, wird neunundneunzigmal unter hundert in den gröbsten Irrthum verfallen. Wie Gneisenau sehr richtig sagt: „Sehr oft verbürgt nur die Abweichung von der Regel das Gelingen einer Unternehmung.“

Wir gedenken die in Rede ſtehende Frage aus dem rein objektiven Geſichtspunkt aufzufaſſen und bloß dasjenige anzuführen, was wir in Radetzky's eigenen Vormerkungen darüber gefunden oder aus ſeinem Mund vernommen haben. Dabei wollen wir übrigens keineswegs entſchuldigen, daß man Anfangs nur das ſchwache Korps Gyulai auf die Rückzugslinie des Feindes ſtellte. Denn dieſes vermochte denſelben begreiflicher Weiſe bei Naumburg (Defilee von Köſen) nicht aufzuhalten, und wurde, wie man vorausſehen konnte, geſprengt durch 80,000 Franzoſen, die um jeden Preis durchbrechen mußten. Wenn zwölf Tage ſpäter Wrede, in derſelben Lage, mit einem doppelt ſo ſtarken Korps als Gyulai, den bis Hanau noch bedeutend geſchwächten Feind nicht aufhalten konnte, ſo iſt Gyulai gewiß mehr als entſchuldigt. Anders mußte ſich freilich die Sache ſtellen, wenn York mit ſeinem Korps, ſtatt auf Halle zu gehen, nach Weißenfels gerückt wäre. Barklay war noch am 19. zur Verfolgung der Franzoſen auf Pegau dirigirt worden, und die Streifkorps unter Platoff und Thielmann, ſowie die leichte Kavallerie unter Waſſiltſchikoff umſchwärmten die feindlichen Kolonnen. Die im erſten Augenblick zur Verfolgung aufgebotenen alliirten Streitkräfte waren alſo keineswegs ſo unbedeutend, als man etwa glauben möchte, denn ſie zählten zuſammen ungefähr 36,000 Mann Infanterie und 12,000 Pferde. Leider verſtrich der 19. mit

der Wegnahme von Leipzig und der Gefangennehmung der Trümmer von vier französischen Armeekorps, welche Napoleon in gleicher Weise opferte, wie das Korps Vandamme bei Kulm. Dadurch war es fast unmöglich, an jenem Tag noch etwas Weiteres zu veranlassen, um der Verfolgung erhöhten Nachdruck zu geben, und dadurch eben wurde es auch dem Kaiser Napoleon möglich, sich bei Erfurt wieder zu sammeln und zu ordnen.

Niemand fühlte und begriff mehr das ganze Gewicht des Augenblicks, als Fürst Schwarzenberg, niemand ermaß wohl so wie er die ungeheuren Resultate, welche eine strategische Verfolgung, d. h. eine Verfolgung mit gesammter Macht, so weit die Kräfte reichen, haben mußte.

Schwarzenberg begriff vollkommen, daß damit der ganze Krieg zu Ende gewesen wäre, denn er wußte genau, wie viel Streiter und Geschütze der französische Kaiser noch in Händen behielt. Er verstand zu rechnen. Auch der physische und moralische Zustand der Franzosen war kein Geheimniß. Eben deßhalb hatte er schon am frühen Morgen des 19. den Grundsatz aufgestellt: man möge einen bestimmten Entschluß über die weitere Verfolgung fassen, und jeder Armee ihre Rolle zuweisen.

Aber bei dem besten Willen für die kräftige Verfolgung mit gesammter Macht, mußte doch auch anderseits die Rücksicht auf die eigene Armee schwer ins Gewicht

fallen. Die Hauptarmee hatte in letzter Zeit sehr starke Märsche gemacht, und sich zwei Tage geschlagen. Man bedurfte wenigstens 48 Stunden, um sich zu erholen, zu ordnen, und mit neuem Schießbedarf zu versehen. Napoleon hatte seinen Rückzug eigentlich schon am 18. Mittags begonnen, somit einen Vorsprung von wenigstens anderthalb Tagen, der nicht mehr abzugewinnen war.

Daß der Feldmarschall Schwarzenberg alle möglichen Chancen erwog, geht aus folgendem Schreiben Radetzky's an Langenau (ohne Datum) hervor. „Wir sitzen hier im Käfig und wissen nicht, was der Feind thut. Ich beschwöre Sie, alles aufzubieten mit Ihrer Energie, daß Gyulai eiligst rekognoszire, ob Naumburg besetzt ist? in welcher Stärke? und ob es nicht möglich wäre, solches zu forciren, auch eine oder mehrere Brücken über die Saale zu etabliren u. s. w. Pontoniere sind in Pegau. Die Pionniere dependiren von Ihnen. Machen Sie also alles, was Sie als das Zweckmäßigste zu thun für gut finden. Machen Sie nur, daß wir nicht stocken und über die Saale kommen. Wir schlafen hier, kommen aber in Zeiten nach Pegau. Schicken Sie mir entgegen, was Sie veranlaßt haben, und was Sie in Folge dessen glauben, was wir morgen thun können. Die Zeit ist kostbar."

Der preußische General Kneseb ek hatte vorgeschlagen, mit etwa 20,000 Pferden nebst leichter Artillerie dem

Feind raſch zu folgen. Hiebei aber kam zu bedenken, daß dieſe Reitermaſſe in Bälde hätte auf Terrainabſchnitte ſtoßen müſſen, wo ihre Wirkſamkeit Null war. Dieß machte auch der Oberfeldherr dagegen geltend. Nur wenn man mit allen Waffen die ſtrategiſche Verfolgung durchzuführen vermöge, wollte er ſelbe zugeben. Er hielt es für ſeine Pflicht in der Berathung am 19. darauf hinzuweiſen, daß man bis Erfurt fünf Gewaltmärſche benöthige und die meiſten Kolonnen ein rauhes Waldgebirg durchziehen müßten, wo die gänzlich erſchöpfte Artilleriebeſpannung jedenfalls zurückbleiben werde, die Verpflegsſchwierigkeiten aber ihren Gipfelpunkt erreichen müßten, indem der Feind bei ſeinem Zurückweichen den ohnehin völlig ausgeſaugten Landſtrich vollends aufgezehrt und ruinirt haben dürfte. In der Umgebung der Monarchen erhoben ſich gleichfalls mancherlei Bedenken. Man beſorgte, daß ſich Napoleon plötzlich umwenden und auf die ſchleſiſche Armee werfen möchte, falls dieſe ihre beſondere Straße ziehe. Es wurde alſo beſchloſſen, vorerſt beiſammen zu bleiben. Umſonſt erhob Radetzky ſeine Stimme gegen die Bewegungen einer ſolchen Truppenmaſſe auf einer einzigen Linie.

Die Friedenspartei im Hoflager und Hauptquartier beſchäftigte ſich ſchon in dieſen Tagen gar ſehr mit dem Beitritt aller Fürſten des Rheinbundes zur großen Allianz und berechnete, daß dieſer dadurch neue 100,000 Mann

gewonnen würden. Das Beispiel Bayerns munterte zu weitern Versuchen auf, obschon es auch anderseits eine Fraktion gab, die von der Ansicht ausging: die Schlacht bei Leipzig müsse alle diese deutschen Staaten ohnehin zu einem solchen Schritt drängen, man solle daher mit denen, welche im Bund mit Napoleon bis an die äußerste Grenze beharrten, keine Verbindlichkeit eingehen. Der Kampf könne auch ohne sie ausgetragen werden. [1]

In den Berathungen zu Leipzig gab Radetzky sein Urtheil dahin ab: „die Hauptarmee rasch an den Rhein zu führen, und dort die Bayern und Oesterreicher unter Wrede an sich zu ziehen."

Man erwog alle möglichen Fälle nochmals und kam zu dem Beschluß: „Der Kronprinz von Schweden solle gegen die Niederelbe und Holland operiren. Die Hauptarmee über Erfurt und Fulda auf Frankfurt marschiren."

Dem General der Kavallerie Grafen Wrede, der schon zwei Tage nach dem Abschluß des Rieder Vertrages den Abmarsch seiner Armee begonnen hatte, ging die Instruktion zu, mit seinen 55,000 Mann Infanterie, 5000 Reitern, 96 Geschützen und 70 Pontons, in Eilmärschen auf Würzburg zu rücken und diesen Punkt wo möglich

[1] Als der Minister Metternich die Konvention mit Bayern abgeschlossen hatte, bemerkte Jemand gegen ihn: „Sie haben mit einem Federzug zwanzig Schlachten gewonnen, und mehr als jeder Andere das Großkreuz des Theresienordens verdient."

wegzunehmen, ſodann in Flanken und Rücken des Feindes kräftig zu handeln. Dadurch hoffte man die letzten Früchte des Leipziger Sieges zu ernten.

Wrede war unbeſtritten einer der hervorragendſten Feldherrn ſeiner Zeit, tapfer bis zur Verwegenheit, feurig, energiſch, von raſcher Auffaſſung, unermüdlich, feſt, entſchieden, von hoher Begabung und Kriegserfahrung und voll großer Ideen. Er war es auch, der ſeinem König ſchon Anfangs September die Nothwendigkeit zeigte, die beim franzöſiſchen zwölften Armeekorps eingetheilte bayriſche Diviſion Raglovich ins Vaterland zurück zu rufen. Bayern dankt ihm ſehr viel und vielleicht zumeiſt den glänzenden Rang und Kriegsruhm, welchen es heut zu Tag in Europa behauptet. Allein nichts deſto weniger blieb die ihm zugewieſene Aufgabe, namentlich bei den täglich wechſelnden Ereigniſſen und Meinungen des Hauptquartiers gewiſſermaßen unlösbar.

Ueber das Zuſammenbleiben der Haupt- und ſchleſiſchen Armee waren, und dieß mit vollem Recht, auch Blücher und Gneiſenau höchſt ungehalten.

Die Motive hiezu mochten anderer Natur ſeyn, als jene Schwarzenbergs und Radetzky's. Wir ſchließen ſolches aus der Wahrnehmung, daß der alte Preußenheld im ganzen Lauf dieſes Krieges ſichtbar dahin ſtrebte, ſobald wie möglich aus dem Kreiſe der Hoflager und Diplomaten zu kommen, von welch letzteren er in

ſeinem kriegeriſchen Eifer behauptete: „daß ſie Alles verdürben.“

Da der Vormarſch auf einer einzigen Straße jedenfalls die Armee dem Hunger überliefert haben würde, ſo bildete man mehrere große Seitenkolonnen. Allein wie Schwarzenberg ganz richtig vorherſagte, mußte ſchon zwiſchen Erfurt und Weimar angehalten, und die zurückgebliebene Artillerie erwartet werden. Die zumeiſt aus Koſaken und Baſchkiren beſtehenden Vortruppen hatten ſich zwar an die franzöſiſche Nachhut geheftet, und thaten ihr auch möglichſt Abbruch. Die durch Gefechte, Niederlagen und Entbehrungen völlig herunter gekommenen Soldaten Napoleons ſchüttelten in unglaublich kurzer Zeit, allen Zwang, alle Mannszucht ab. Die mangelnde Verpflegung gab den erſten Anſtoß. Der Soldat ſtellt, gleich jedem andern Menſchen, ſeinen Lebensunterhalt in vorderſte Linie. Der kriegeriſche Aufſchwung war dahin; Abſpannung und Ekel traten bei Vielen an deſſen Stelle. Wer aus Reih und Glied trat, warf ſeine Waffen weg, und griff zum Stock. Und dieß war gewiß ein gutes Fünftheil jener, ſo der Leipziger Niederlage entrannen. In Haufen von 8 bis 10 wendeten ſie ſich von der Straße ab, bettelten in den Dörfern um ein Stück Brod und bivouakirten in der Nacht, wo es ihnen beliebte, um die erſtarrten Glieder am einſamen Wachfeuer zu erwärmen. Hunderte, ja Tauſende dieſer ſogenannten „Fricoteurs“ trafen die

alliirten leichten Truppen wie sie in den Straßengräben lagen und mit aufgehobenen Händen baten, sie gefangen zu nehmen, um dem Hungertod zu entgehen.

Während die große alliirte Armee ihr Hauptobjekt Frankfurt zu erreichen strebte, fiel bekanntlich die Schlacht bei Hanau (29., 30., 31. Oktober) vor, die trotz aller Tapferkeit und Hingebung der Tru,,en und ihrer Führer nur einen halben Erfolg brachte, auch nicht wohl mehr bringen konnte, aber nichts desto weniger durchaus nicht untergeschätzt werden darf. Wer das kleine Schriftchen „Rückerinnerungen an die Jahre 1813 und 1814" vom damaligen bayrischen Major im Generalstab Freiherrn von Völderndorf und noch besser das neueste Werk: „Feldzug von 1813" vom königlich bayrischen Oberlieutenant J. Heilmann, München 1857, gelesen hat, ist, bis auf einige kleine Nebenumstände, in voller Kenntniß dieser schönen Kriegsthat, und wir dürfen uns daher wie billig kurz fassen. Daß Wrede mit seinen 30,000 Mann Infanterie, 3500 Reitern und 46 Geschützen dem französischen Kaiser den Weg nicht verlegen konnte, der mit 60,000 Mann Infanterie, etwa 12,000 schweren Reitern und 180 Kanonen bei Hanau durchbrechen wollte und mußte, ist klar; eben so wenig wie die Division Rechberg in Frankfurt mehr vermochte als die Mainbrücke zu sichern. [1]

[1] Unter Wrede dienten damals zwei Rechberge, ein Brüderpaar, der eine als Generallieutenant und Kommandant einer Infanterie-

Als Wrede an der Kinzigbrücke jenen gefährlichen Schuß in den Unterleib erhielt, wovon er noch ſpäter die Kugel mit herumtrug, gab er in einem Augenblick, wo er, nach dem erſten Ausſpruch der Aerzte, zu ſterben vermeinte, ein unverkennbares Merkmal jener beſondern Zuneigung für den Fürſten Schwarzenberg. Als nämlich der öſterreichiſche Militärbevollmächtigte an ſein Bett trat, nahm er ihn bei der Hand und ſprach:

„Sagen Sie dem Fürſten, wie hoch ich ihn verehre, wie ſehr ich der guten Sache mit Leib und Leben zugethan war, und wie ſchwer es mir wird, zu ſterben, ohne mehr dafür thun zu können. Ich danke dem Oberfeldherrn herzlichſt für das mir bewieſene Zutrauen.“

diviſion, der andere als Generalmajor und Chef des Generalſtabes; beide einem uralt ſchwäbiſchen Geſchlecht entſproſſen, deſſen Wiege ſich auf jenem Höhenzug erhebt, der zwiſchen Bils und Rems hinabzieht zum Neckar. Joſef, der ältere Bruder, war Maltheſer Komthur, ein Soldat von großer Erfahrung und gründlichen Kenntniſſen, auch viel gereist. Man mußte ihn näher kennen, um ihn nach Verdienſt zu würdigen. In der Regel ſchweigſam, zerſtreut, kalt und wenig zugänglich, hatte Alles was er ſprach und that einen originellen an brittiſche Bizarrerie erinnernden Anſtrich. Der jüngere Bruder Anton war ein ritterlicher und hochſinniger Charakter, ſanft und ausnehmend tapfer. Er hatte die Erziehung des Prinzen Karl von Bayern geleitet, der bei allen Gelegenheiten den ſeltenſten Muth an den Tag legte, und, mit dem Thereſienkreuz geſchmückt, bis zum bayriſchen Feldmarſchall aufgeſtiegen, ſeinem einſtigen Lehrer fortwährend das wohlwollendſte Andenken bewahrt.

Platoff mit ſeinen Koſaken traf erſt ein, als die Schlacht vorüber war. Die Streifkorps unter Czernitſcheff, Orlow-Deniſow und Mensdorff kamen für den eigentlichen Kampf kaum in Betracht. Der Letztere war auf dem ganzen Marſch von der Saale bis zum Main gewiſſermaßen als die äußerſte Spitze der Franzoſen vor Napoleon hergezogen, ohne zu ahnen wer ihm folge. Wir finden in einem nicht ins große Publikum gedrungenen autographirten Tagebuch aus jener Zeit [1] die Behauptung: „der genannte Oberſt habe mehrmals am Morgen jenen Ort verlaſſen, in welchem Napoleon am Abend eintraf.“

In Hanau kamen am 29. und 30. ſchauderhafte Szenen vor. Erſt am 31. Abends ſenkte ſich die Stille des Grabes auf die unglückliche Stadt, deren halbverzweifelte Bewohner nur langſam zurückkehrten. Höher als einen Sieg durfte man aber die moraliſche Wirkung dieſer Schlacht anſehen; denn fortan war das Selbſtvertrauen des Feindes für immer dahin, und er erreichte Mainz nur in halber Auflöſung.

Man hat Wrede getadelt, daß er ſich nicht am Wertheimer Paß, bei Gelnhauſen oder Höchſt aufſtellte, ſtatt zu Seiten der Frankfurter Straße bei Hanau mit der Kinzig im Rücken. Völderndorf hat getrachtet darauf

[1] Vom damaligen Flügeladjutanten Wredes, nunmehrigen königl. bayriſchen General der Kavallerie Fürſten Thurn und Taxis.

zu antworten.[1] Wir ſtimmen ſeinen Gründen in ſo fern bei, als es ſcheinen will, daß, da Wrede drei Tage in Würzburg verlor, er nicht mehr Zeit fand, noch vor dem Feind den Punkt Gelnhauſen zu erreichen, ſomit ſeine Aufſtellung am 30. unter den obwaltenden Verhältniſſen jedenfalls die beſte blieb. Anderſeits müſſen auch die politiſchen Rückſichten und Wrede's ritterlicher Sinn, der jedes Zurückweichen vor der Gefahr verſchmähte, als gewichtige Faktoren angeſehen werden; wenn man dieſen ſogenannten ſtrategiſchen Fehler einer Berechnung unterziehen will.

Die ſchleſiſche Armee, auf welche Wrede mit Beſtimmtheit zählte, hatte ſich, wie man weiß, rechts auf Wetzlar gezogen und die leichte Diviſion Bubna traf erſt einige Tage ſpäter ein. Dieſe Truppenkörper waren aber die vorderſten, über welche der Feldmarſchall Schwarzenberg zu verfügen vermochte. Eine andere Hilfeleiſtung für Wrede von der Hauptarmee war unter den oben angedeuteten Umſtänden unzuläſſig. Wrede glaubte Anfangs, die Hauptkolonne des Feindes gehe über Wetzlar, und hoffte mit Beſtimmtheit, daß Blücher den Franzoſen „auf den Haken" bleiben würde, wie er verſprochen hatte. Alle Truppen ohne Ausnahme hatten bis dahin doppelte Märſche gemacht. Zwar befahl Schwarzenberg auf die

[1] Ganz vorzüglich iſt es Wolzogen, Seite 238, welcher Wrede angreift, und bei dieſer Gelegenheit auch dem Fürſten Schwarzenberg wieder einen Hieb zu verſetzen trachtet.

erſte Nachricht von den Hanauer Ereigniſſen des 29. die augenblickliche und beſchleunigte Fortſetzung des Marſches, allein die Spitzen der Kolonnen erreichten am 1. November erſt Fulda, jene der ſchleſiſchen Armee Saalmünſter.[1] Unbegreiflich genug hatte die Vorhut Blüchers ſeit Vacha den Feind dergeſtalt aus den Augen verloren, daß ein als Parlamentär an den Kommandanten der franzöſiſchen Arrieregarde geſendeter preußiſcher Offizier 14 Wegſtunden zurücklegte, bevor er den erſten feindlichen Poſten erreichte.[2] Die Hauptarmee hatte zu der Strecke von Weimar bis Frankfurt zehn Tage gebraucht.

Am 6. November zog der Kaiſer Franz unter lautem Jubel in jener Stadt ein, wo er am 14. Juli 1792 zum Reichsoberhaupt gekrönt worden war.

Nach Frankfurt eilte auch der 75jährige regierende Herzog Friedrich Auguſt von Naſſau-Uſingen, um ſeinem Kaiſer und ehemaligen Kriegsherrn die ſchuldige Ehr-

[1] In den „Erinnerungen" des Generallieutenants Grafen Henkl iſt Seite 238 eine Schilderung von dem Zuſtand der franzöſiſchen Armee gegeben, die nachgeleſen zu werden verdient.

[2] Wohl hatte der alte Ifegrim York nicht ganz unrecht, wenn er ſchon nach der Katzbacher Schlacht in hellem Unmuth ausrief: „Ich habe keine Huſaren mehr!" Indeſſen möchte auch die am 25. Oktober erfolgte Auflöſung der bisher vom Oberſt Grafen Henkl befehligten Avantgarde ſtörend eingewirkt haben. Auch macht Henkl Seite 237 ſeiner „Erinnerungen" beim 26. Oktober den Beiſatz: „Hiermit hatte für uns (d. h. wohl die ſchleſiſche Armee) die Kampagne ein Ende."

furcht zu bezeugen. Der Beherrscher Oesterreichs nahm ihn freundlich auf, denn der Herzog hatte fast ein halbes Jahrhundert dem Kaiserhaus durch alle Grade hinauf gedient und sich schon in der Schlacht bei Hochkirch im siebenjährigen Krieg das Theresienkreuz erworben. Mit Wunden bedeckt, Inhaber des 5. k. k. Küraſſierregiments und seit 1790 österreichischer Feldmarschall, übernahm er, als zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts der ältere Bruder ohne Descendenz starb, die Regierung, ward dadurch später ein Glied des Rheinbundes, und als solches genöthigt, seine in Oesterreich bekleideten Würden niederzulegen. Er blieb aber nichts desto weniger ein hoher Verehrer des Kaiserhauses. Der Kaiser erfüllte bald seinen heißesten Wunsch und verlieh ihm das 22. Infanterieregiment. Der fürstliche Greis fühlte sich mitten unter seinen ehemaligen Kampfgenossen überaus wohl und erinnerte sich noch gern an jene Zeit, wo er einfacher Rittmeister gewesen war. Er starb 78 Jahre alt 1816 zu Biberich.

Der französische Kaiser sah das rechte Rheinufer nicht mehr. Die deutschen Länder, in denen bisher nur sein Befehl gegolten, athmeten wieder frei auf. Seit der Kündigung des Waffenstillstandes hatte Napoleon über 200,000 Soldaten eingebüßt. Der Rheinbund war gesprengt, seine strategische Freiheit für immer dahin. Kaum der achte Theil jener Truppen, die im März den Rhein überschritten, kehrte Anfangs November nach Mainz zurück.

Und in welchem Zuſtand? Darüber empfehlen wir Marmonts „Denkwürdigkeiten.“ Was Napoleon in den drei erſten Monaten des folgenden Jahres auch noch unternahm, um das Verhängniß abzuwenden, war nur der Kampf des Löwen um ſeine Höhle. Mancher Sprung gegen einzelne ſeiner Feinde glückte, und wir finden noch manchmal Gelegenheit, ihn zu bewundern, wie in den Tagen, wo er ſeine Feldherrnlaufbahn eröffnete und mit wenig Mitteln ſo Großes leiſtete, bloß weil ſein Geiſt, ſein Blick ſo weit überlegen waren. Wenn aber Napoleon nach der Schlacht bei Arcis jene abenteuerliche Bewegung auch nicht unternommen hätte, ſo würde er dennoch unter den Mauern von Paris ein zweites Leipzig gefunden haben.

Mit der Beendigung des Feldzuges 1813 entſtand nothwendig die Frage: „Was weiter zu geſchehen habe?“

Darüber wurde zu Frankfurt lebhaft verhandelt, und dieſe Frage gewann ein um ſo größeres Intereſſe, als die Friedensmänner behaupteten, „ein Theil der Bedingungen des Traktates von Töplitz (9. September) ſey erfüllt; Deutſchland vom Feind befreit. Man ſolle ſich damit begnügen.“

Wir müſſen dabei einen Augenblick verweilen, indem Radetzky in die betreffenden Verhandlungen entſcheidend eingriff.

Schon unterm 27. Oktober aus Mühlberg, ſodann

am 31. aus Hünenfeld hatte er zwei Denkſchriften eingereicht, worin, ganz im Sinne Scharnhorſts und Gneiſenau's, der Satz aufgeſtellt war: jetzt oder nie. In Frankfurt ſprach er daher gleich in den erſten Tagen unaufhörlich für die Fortſetzung der kräftigſten Offenſive und trat ſchon damals mit einem Entwurf für den Rheinübergang hervor.

Man begreift, daß hierin die Meinungen ziemlich auseinandergehen und die Debatten einen Grad von Wärme erhalten mußten, der ſogar beſorgen ließ, das bisherige gute Einvernehmen dürfte abermals eine betrübende Störung erleiden. Ein Theil der Rathgeber an der Seite ihrer Monarchen, und zwar die Friedfertigen, die Unermüdlichen und alle jene, die den Krieg ſatt hatten, beharrte nämlich fortwährend darauf: „mit dem Rhein habe man Alles erreicht, was man urſprünglich gewünſcht, die Franzoſen ſeyen aus Deutſchland vertrieben. Das Weitere müſſe man den diplomatiſchen Verhandlungen anheimgeben. Die Heere ſollten am rechten Stromufer die Winterquartiere beziehen.“ Der Herzog von Vicenza fand ein vortreffliches Fahrwaſſer.

Was die Ruſſen wollten, iſt nie ſo recht klar geworden, doch ſcheint es, daß man ſich dort im Ganzen ebenfalls dahin neigte: „den Krieg durch geſchickte Verhandlungen zu beenden.[1]“ Es iſt dieß auch ſehr begreiflich;

[1] Man leſe Bernhardi's Denkwürdigkeiten, 2. Band, Seite 366.

denn zwiſchen Rußland und Frankreich lagen gar vieler Herren Länder und eine zweite Invaſion der Franzoſen nach Rußland ſtand gewiß nicht mehr zu beſorgen.

Die Preußen, welche ſeit dem Anfang des Jahres vielleicht mehr als alle andern die Kriegslaſt getragen, auch in ihren Ergänzungen und Nachſchüben weſentliche Anſtände gefunden hatten, wünſchten vor Allem die noch vom Feind beſetzten Feſtungen an der Oder und Elbe zu unterwerfen, alſo einen Feſtungskrieg.

Sollte dieß aber nicht angenommen werden, ſo begehrten ſie ein Vordringen mit vereinter Macht in den Niederlanden. Die Friedenspartei ſchien zu triumphiren. Schon war der im großen Hauptquartier als Gefangener ſich aufhaltende Baron Saint-Aignan mit Friedensvorſchlägen an Napoleon entlaſſen worden. Man bot dem franzöſiſchen Kaiſer die Rheingrenze bis zum Meer. Dieſer ſchlug, freilich bloß zum Schein, in einer ſehr verſpäteten Antwort einen Kongreß in Mannheim vor. Aber Fürſt Metternich und alle jene, die ihn verſtanden, wußten gar wohl, daß man dem franzöſiſchen Kaiſer keinen Antrag dieſer Art gemacht haben würde, falls man nicht im Voraus von deſſen Ablehnung überzeugt geweſen wäre.

Am 24. November fand eine Berathung zwiſchen Stein, Wolkonsky, Wolzogen, Radetzky und Gneiſenau ſtatt, worin das Vertheidigungsſyſtem von

Deutſchland verhandelt wurde.[1] Zum Heil der guten Sache drang noch in der eilften Stunde der Rath jener durch, zu denen Fürſt Metternich, Schwarzenberg, Blücher, Gneiſenau, Radetzky und überhaupt alle einſichtsvollen Männer zählten: „nur auf franzöſiſchem Gebiet und wo möglich erſt in Paris den Frieden zu verhandeln.“ Am Ende erkannte auch der Befangenſte, daß Napoleon den Frieden nicht ernſtlich wünſche, ſeiner Stellung nach nicht wünſchen könne.

Man nahm jetzt die Beſprechungen abermals auf, und daran betheiligten ſich auch bisweilen die Monarchen ſelbſt.

In einer am 19. November vorgelegten Denkſchrift hatte Radetzky das unſelige Vorhaben bekämpft, ſich jetzt in Unterhandlungen einzulaſſen. Er drang im Gegentheil auf den ungeſäumten Rheinübergang und zeigte die Nothwendigkeit, ſich der Schweiz und Hollands als Flügelſtützpunkte zu verſichern. Nach ſeiner Berechnung „hatte Napoleon höchſtens 60,000 Mann hinter den Rhein gebracht, was kaum hinreichte, die Kadres für künftige Errichtungen zu bilden. Die Aufſtellung einer neuen franzöſiſchen Armee werde nicht mehr ſo leicht erfolgen als im Frühjahr 1813, denn jetzt fehle ihr der Stamm tüchtiger

[1] Man leſe darüber Plotho „der Krieg in Deutſchland 1813 und 1814.“ II. Band, Beilage 29; und Damitz „Geſchichte des Feldzuges 1814.“ I. Band, Seite 18 und 535, welche eigentlich aus der Feder des hochverdienten Grolmann gefloſſen iſt.

Abrichter, die auf den Schlachtfeldern in Sachſen und Schleſien gefallen ſeyen. Je raſcher man daher vorgehe, deſto leichter ſey das Werk. Napoleon müſſe ſeine Feſtungen dotiren, und bedürfe bei aller Anſtrengung wenigſtens zwei Monate, wo nicht mehr, um wieder ganz ſchlagfertig dazuſtehen. Man ſolle um des Himmels willen dieſe Zeit nicht ungenützt verſtreichen laſſen. Je mehr man mit dem Rheinübergang zögere, deſto größere Vortheile wende man dem Feind zu, der an keinen Winterfeldzug denke. Auch werde man durch eine Winterpoſtirung die ohnehin erſchöpften deutſchen Länder vollends zu Grunde richten, die man doch retten wolle. Jenſeits des Rheins finde man die Subſiſtenz; Frankreich ſelbſt müſſe die alliirten Heere ernähren."

Dieſer Anſicht des erfahrenen Generalſtabschefs trat auch der Miniſter Stein bei. Zwiſchen beiden Männern fand zugleich eine weitere Verſtändigung über die ſo zarte Frage der gegenſeitigen Einigkeit ſtatt, und man fand, daß nur eine energiſche Offenſive dem möglichen Bruch der Allianz vorbeugen, überhaupt jede Störung des guten Einvernehmens zu beſeitigen vermöge. Unter dem Vorſitz S. M. des Kaiſers Franz wurde nun eine Konferenz der Monarchen und ihrer erſten Generäle und Staatsmänner abgehalten, worin Radetzky ſeine Vorſchläge nochmals mit Geiſt und Gründlichkeit verfocht, und alle dagegen erhobene Bedenken ſiegreich niederſchlug. Die Friedens-

partei mußte das Feld räumen. Der leider bis dahin verzögerte Entſchluß „die Offenſive gegen Frankreich ſogleich zu eröffnen“ ward nunmehr gefaßt. Hätte er einige Wochen früher zur Geltung gebracht werden können, ſo würde das Reſultat ein überraſchendes geweſen, man würde des ganzen Winterfeldzuges überhoben worden ſeyn.

Am 1. Dezember erfloß die Erklärung der Verbündeten, wornach die Sache Frankreichs von jener ſeines Kaiſers getrennt wurde.

Daß Radetzky von der einzig richtigen Anſicht ausging, beſtätigt auch der Herzog von Raguſa im ſechsten Band, und es bleibt für die Zeitgenoſſen lehrreich, die betreffende Stelle nachzuleſen.

Am 7. Dezember legte Radetzky ſeinen Operationsplan für den Winterfeldzug vor, und ließ demſelben fünf Tage ſpäter den „Detailentwurf für den Rheinübergang“ folgen, der bekanntlich im erſten Augenblick bloß mit 200,000 Alliirten unternommen und deßhalb durch Clauſewitz ſcharf getadelt worden iſt. Daß dieß noch im Dezember geſchah, iſt das unbeſtrittene Verdienſt des Verewigten, iſt ſein Glanz und ſein Ruhm und Metternich, Schwarzenberg u. A. haben ihn dabei wacker unterſtützt. [1]

[1] Bei dieſer Gelegenheit leſe man in Prokeſch's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg,“

Vor der Hand gingen freilich die Frankfurter Beſchlüſſe nur bis zum Plateau von Langres. Das Uebrige ſollten Zeit und Umſtände beſtimmen. Damit machte man der Friedenspartei eine im Grund ungefährliche Konzeſſion. Man ließ ihr den nöthigen Spielraum für ihre beliebten „Unterhandlungen," indem die Feindſeligkeiten nebenbei ihren Fortgang haben ſollten. Ein halber Erfolg war immer beſſer als gar keiner. Die Kriegspartei dachte „kommt Zeit kommt Rath." Ohnehin ſcheute ſich damals noch Jeder vor der ſo verwickelten Frage: „Was mit Napoleon geſchehen ſolle, falls das Waffenglück ſich gegen ihn kehren würde."

Nur einige wenige erleuchtete Geiſter ahneten den Ausgang dieſes Rieſenkampfes und zu dieſen zählte auch Radetzky. Der hauptſächlich wegen der ausſtehenden Rückantwort aus London bis dahin verzögerte Rheinübergang fand in der zweiten Hälfte des Dezember und in den erſten Tagen des Januar 1814 ſtatt. Man hatte bis dahin in Frankfurt die Zeit benützt, um die Modalitäten für die Mitwirkung der Fürſten des aufgelösten Rheinbundes am Befreiungskrieg feſtzuſetzen.

Die Hauptarmee zog den Quellen der Seine und Marne, die ſchleſiſche Armee der Moſel zu.

Es war in den erſten Tagen des neuen Jahres als

Seite 225, die Unterredung zwiſchen dem Fürſten und dem Feldzeugmeiſter Duka.

zu Kolmar ein Waghals des k. k. Uhlanenregiments Schwarzenberg die breite Steintreppe des Rathhauſes bis zum erſten Stock hinaufritt und mit ſeiner Lanze an die Thür des Saales pochte, wo die Väter der Stadt eben eine Sitzung hielten. Als die Pforten ſich öffneten ritt der Uhlane mitten in die Verſammlung, welche beſtürzt auseinander ſtob. Nach abgemachtem Geſchäft wendete er ruhig, ritt die Treppe wieder hinab und ſprengte ſodann in ſauſendem Galopp über das hart gefrorene Steinpflaſter davon.

Es dürfte hier am Platze ſeyn, das apokryphe Schreiben Gneiſenaus vom 15. Januar aus S. Avold an Radetzky anzuführen, welches als ein Eigenthum der Zeitgeſchichte eben ſo ſehr Zeugniß gibt von dem praktiſchen Verſtand des Schreibers als von dem beſonderen Vertrauen, welches der Empfänger bei den fremden Heeren genoß. Denn wenn ein Gneiſenau auf Jemandes Einſicht und Erfahrung einen Accent legt, wie das hier geſchieht, ſo iſt damit wohl Alles geſagt.

Der Brief iſt unſers Wiſſens bisher nicht bekannt geworden und lautete: „Nancy iſt unſer! Der Feind iſt des Widerſtandes unfähig. Sein Vertheidigungsſyſtem iſt wurmſtichig geworden. Die Einwohner haben unſere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufſtand in Maſſe, Landſturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat ihn dem betrogenen Volk verhaßt

gemacht, ſo wie früher ſein Glück ſelbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anſtrengungen in Paris anlangen. Eine ſolche Schlacht wird weder blutig noch gefährlich ſeyn.

„Als treue Waffengefährten ſind wir bereit zu Allem, was der Herr Fürſt wünſchen wird, mitzuwirken. Rechnen Sie auf Alles was in unſern Kräften ſteht. Sie, liebe Excellenz, kennen die Geſetze der Kriegskunſt beſſer als ich, und wiſſen ſowohl als ich, daß es häufig Vortheil bringt, davon abzuweichen, oder vielmehr die Abweichung zur eigentlichen Regel zu erheben. Der Fall ſcheint mir jetzt eingetreten. Wir haben am Rhein Truppen ſtehen, deren Zahl zuſammengenommen eine furchtbare Armee ausmachen würde. Und zu welchem Zweck? Um Straßburg und Mainz zu beobachten. Wir haben nach Paris vierzehn Märſche, es reichen achtzehn Tage hin, dieſe Märſche zu vollenden, eine Schlacht zu liefern und einen Waffenſtillſtand vorzuſchreiben.

„Um des Sieges ganz gewiß zu ſeyn, warum ſollten wir nicht Alles, was wir am Rhein haben, konzentriſch auf Paris nachrücken laſſen! der höchſte Nachtheil, ſo daraus entſtehen könnte, wäre, daß die Garniſonen der genannten beiden Plätze Exkurſionen in das benachbarte Land (immer nicht ſehr weit) machten. Dieſen würde der Landſturm ſteuern und ſie erſchweren. Zur Sicherheit der nachrückenden Truppendetachements könnte man die

nördlich des Main marſchirenden in Kaſſel, jene ſüdlich dieſes Fluſſes in Ulm vereinigen, und in ſtärkeren Abtheilungen dem Rhein zumarſchiren laſſen.

Der Munitionsvorräthe wegen Armeen im Rücken aufzuſtellen ſcheint mir Truppenverſchwendung.[1] Wenige hundert Wagen führen die für eine zweite und dritte Schlacht nöthige Munition mit ſich, wie ſich aus einer leichten Berechnung ergibt. Dieſe muß die Armee ſogleich mit ſich führen. Dafür kann man aus unſerm ungeheuern Troß eine Menge Wägen ausſcheiden. Ob die Armee, welche der etwa bis Melun vorgerückten Hauptarmee Flanken und Rücken decken ſoll, in Chalons ſur Marne ſtehe oder am Oberrhein, iſt an und für ſich gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber in unſerem beſondern Fall, wo es auf eine einzige Schlacht ankommt, um uns zu vollſtändigen Siegern zu machen und uns in den Stand zu ſetzen einen Frieden vorzuſchreiben, wie wir ihn bedürfen, ſteht dieſe Deckungsarmee beſſer in Chalons als am Rhein, da wir ſolche dann zur Schlacht heranziehen können, und den Verluſt derſelben dadurch unmöglich zu machen vermögen.

„Euer Excellenz erleuchteter Einſicht und langer Kriegserfahrung unterwerfe ich dieſe meine Ideen. Mancher ſchulgerechte Kriegskünſtler, der den Krieg mit regelmäßigen Belagerungen vom Rhein ab ſyſtematiſch in das

[1] Man leſe, was Clauſewitz über den Rheinübergang bemerkt.

Innere von Frankreich hineinführen möchte, und dadurch den Krieg verlängern, deſſen Wechſelfälle vermehren und uns erſchöpfen würde, müßte über meine Verwegenheit das Verdammungsurtheil ſprechen und meine Idee eine exzentriſche nennen. Solche Urtheile würden meine Ueberzeugung nicht ändern. Wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Feldmarſchalllieutenant, meine Behauptung mit Gründen widerlegt, die aus einer höhern Anſicht der Dinge geſchöpft ſind, ſo will ich meine Meinung aufgeben. Ein vorübergehender Nachtheil, und zwar ein verhältnißmäßig kleiner, muß einem dauernden Vortheil untergeordnet werden. Jener iſt die Preisgebung einiger Quadratmeilen, dieſer aber iſt die Vorſchreibung eines Friedens, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne bedarf.

„Laſſen Sie uns daher, Herr Feldmarſchalllieutenant! vorſchreiten und uns nachziehen, was wir vermögen. Bei Moret, zwiſchen Montereau und Nemours, liegt ein Punkt, von wo aus man Paris auf unblutigem Weg zur Unterwerfung bringen kann, falls der blutige nicht früher bereits dieſe Hauptſtadt unterworfen hätte. Dieſer Punkt liegt unterhalb dem Einfluß der Yonne, Aube, des Armançon, des Kanals von Briaire und Orleans mit der Seine, welche die Erzeugniſſe der fruchtbaren Anländer nach Paris bringen und dieſe Stadt nähren.“

Wir folgen den Kriegsereigniſſen nicht im Detail,

denn dieſelben ſind in dem neueſten Werke des k. k. öſterreichiſchen Majors Thielen: „Der Feldzug der verbündeten Heere von Europa 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehl des k. k. Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg," umfaſſend und aktenmäßig, mit Benützung alles bisher darüber Erſchienenen, dargeſtellt, weßhalb wir den Leſer mit voller Beruhigung auf dieſe vortreffliche Arbeit verweiſen, welche in den weiteſten Kreiſen gekannt zu ſeyn verdient.

Am 29. Januar wurde Blücher in dem damals einer Gräfin Lomenie angehörigen Schloß zu Brienne, das, von hohen Mauern umgeben, etwa tauſend Schritte von der Stadt auf einem Hügel ſich erhebt, durch den franzöſiſchen General Chateau mit zwei Bataillonen überfallen, als er ſich eben zur Abendtafel ſetzen wollte, und entging nebſt Gneiſenau mit genauer Noth der Gefangenſchaft. Der ruſſiſche Oberſtlieutenant Graf Rochechouart und der wachhabende Hauptmann von Heidler fielen in Erfüllung ihrer Pflicht.

Es iſt ſchwer zu erklären, weßhalb Napoleon am 30. und 31. ſeine Angriffe auf die ſchleſiſche Armee nicht fortſetzte, welche damals durch die Hauptarmee nicht unterſtützt werden konnte, oder im Gegentheil nicht ſeinen Rückzug antrat, bevor deren Vereinigung erfolgt war.

Die Schlacht bei Brienne (1. Februar) war die erſte auf franzöſiſchem Boden. Fürſt Schwarzenberg trat in der hochherzigſten Weiſe an Blücher deren Leitung,

ſomit die Ehre und den Ruhm eines Sieges ab, welcher den franzöſiſchen Kaiſer hinter die Aube warf.

Radetzky's Wirken an dieſem Tage erkannte der ruſſiſche Kaiſer noch auf dem Schlachtfeld durch die Verleihung des Alexander-Newski-Ordens.

Einige ſanguiniſche Stimmen haben behauptet: „falls der Sieg bei Brienne gehörig benützt worden wäre, würde er der Gnadenſtoß für Napoleon geweſen ſeyn.“ Eine ſolche Auffaſſung mag heut zu Tage begründet ſeyn. Man vergeſſe dabei nur nicht das Wichtigſte: die Lage des Augenblicks. Schon am 2. Februar um neun Uhr Morgens war im Brienner Schloß, auf den Betrieb des Fürſten Schwarzenberg, eine Berathung über die weitern Maßnahmen gehalten worden. Eine zahlreiche Partei brachte die große Winterſtrenge, den hohen Krankenſtand und den täglich wachſenden Mangel an Subſiſtenz zur Sprache und drang deßhalb auf ein Zurückgehen hinter die Aube, um ſich ſeinen Magazinen und Verſtärkungen zu nähern.

Bei dieſer Gelegenheit wurde, und zwar nicht ohne allen Grund, geltend gemacht, daß der bereits okkupirte Theil von Frankreich nichts mehr für den Unterhalt der Heere zu liefern vermöge. Wahr iſt es allerdings, daß die von ihren eigenen Truppen bereits ausgeſogene, ohnehin arm und ſchlecht bebaute Champagne, weder Schlachtvieh noch Fourage zu geben vermochte. Die Einwohner ſchlichen

bleich und abgezehrt umher, oder verkrochen ſich in die Wälder und Moräſte. Die Muthigeren, d. h. jene ſo der Hunger am meiſten ſtachelte, wagten ſich bis in die Nähe der Bivouaks, wo der ſtets mitleidige Soldat ſeinen letzten Biſſen mit ihnen theilte. Es ſcheint unbegreiflich, wie die Verbündeten eine ſolche Maſſe von Menſchen und Pferden zwei Monate hindurch zu erhalten im Stande waren, denn auch hinter der Aube ſah es nicht beſſer aus. Das Elend reichte bis zum Rhein. Nebſtbei lieferte der durch die Dekrete und Emiſſäre Napoleons ſo wie durch die Hungersnoth herbeigeführte Aufſtand einzelner Diſtrikte, im Rücken der Armee, gar manchen Grund zu ernſten Beſorgniſſen und die Furchtſamſten im Rath hätten es deßhalb gerne geſehen, wenn man lieber bis hinter den Rhein zurückgegangen wäre. Dieſen Klagen, Befürchtungen und Umtrieben iſt der Beſchluß zuzuſchreiben, wodurch die Hauptarmee ſich wieder vom ſchleſiſchen Heer trennte, was gewiß Niemand lieber war, als dem alten Blücher und ſeiner Umgebung, obſchon gerade dadurch der Grund zu den Februarunfällen gelegt wurde. Der Oberbefehlshaber und jene ſo zu ihm ſtanden, hatten dieſe Trennung anfangs widerrathen, mußten aber am Ende geſchehen laſſen, was nicht zu ändern war.

Man ging ſogar noch einen Schritt weiter und ſchlug dem Kaiſer Napoleon einen Miniſterkongreß vor, welcher das Friedenswerk in Chatillon-für-Seine verhandeln

ſollte, wobei aber leicht vorauszuſehen war, daß nichts ausgemacht werden würde, indem die Verbündeten die Grenze Frankreichs vom Jahr 1792 zur Baſis nahmen, während Napoleon nur von deſſen natürlicher, ſomit von der Rheingrenze etwas wiſſen wollte. Der Herzog von Vicenza trachtete bloß die Anfangs Februar ſo ſiegreichen Waffen der Alliirten durch einen Waffenſtillſtand aufzuhalten. Als ſpäter ſein Gebieter einzelne nicht unwichtige Erfolge an der Seine und Marne errang, nahm die Sprache des franzöſiſchen Kabinets augenblicklich wieder einen höheren Ton an. Man begehrte, „bevor vom Frieden geſprochen werde, ſolle die verbündete Armee hinter den Rhein zurückgehen.“ Dieß war denn doch gar zu viel. Die Verhandlungen in Chatillon endeten um die Mitte März ohne das mindeſte Reſultat und in gleicher Weiſe wie die Beſprechungen zu Luſigny. Fürſt Metternich hatte die erſteren aus dem Hoflager ſeines Kaiſers, Bar-ſur-Aube, geleitet.

Aber die ſchon von allem Anfang her erkannte Nutzloſigkeit aller Friedensberathungen hatte, auf Anregung des öſterreichiſchen Miniſters des Auswärtigen, wenigſtens ein Ergebniß herbeigeführt, das, als eine große politiſche Maßregel, den Sturz des franzöſiſchen Kaiſers beſchleunigen mußte. Wir meinen den am 1. März zu Chaumont zwiſchen Metternich, Neſſelrode, Hardenberg und Caſtlereagh abgeſchloſſenen Quadrupeltraktat, der auf

20 Jahre beſtimmt, in offenſiver und defenſiver Beziehung ſolche Stipulationen in ſich faßte, welche die Ruhe von Europa herbeiführen und verſichern mußten.

Napoleon verſtand es vollkommen, als Feldherr, klug und kräftig zu handeln. Dieß bewieſen am beſten ſeine Operationen im Februar. Seine Thätigkeit, ſeine Gewaltmärſche in ſchlechter Jahreszeit und meiſt auf ſchlechten Wegen, wo das Geſchütz oft zurückbleiben mußte, der Mangel an Subſiſtenz und eine ſo bedeutende Minderzahl an Kräften. Fürwahr! Wir müſſen ihn bewundern. Mit welch' großem Geſchick hat er nicht den Vortheil der innern Linien zu benützen gewußt. Seine damaligen Manöver bleiben denkwürdig für alle Zeiten und verdienen das tiefſte Studium. Es war wieder der General von 1796. Aber ſeine Politik war ſchwankend und ſchlecht, ſein ſtaatsmänniſcher Geiſt hielt mit jenem des Heerführers nicht die gleiche Linie. Wir verweiſen hier nur auf die Memoiren des Königs Joſef (X. Bd.) und andere franzöſiſche Denkſchriften, welche tiefe Blicke in das Innere eines Mannes verſtatten, dem Menſchen und Menſchenwerth gar nichts galten.

Die abermalige Bedrohung der ſchleſiſchen Armee durch einen überlegenen Gegner führte zu der Schlacht bei Bar-ſür-Aube, welche Wrede beantragte. Fürſt Schwarzenberg beſchloß die Offenſive wieder zu ergreifen und den Marſchall Oudinot zu vernichten, der

in einer fehlerhaften Position vor ihm stand. Dem Feldmarschall Schwarzenberg brachte der Kampf am 27. Februar, nach 14 Feldzügen, die erste Wunde, einen Streifschuß am Oberarm, welchen er jedoch in den ersten Stunden verschwieg und sich allenthalben zeigte, wo das Gefecht am heftigsten war.

Die eroberte Stadt wurde verdientermaßen der Plünderung preisgegeben, denn ihre Bewohner hatten am Kampf gegen die Alliirten Theil genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß ein höherer österreichischer Offizier in eine Apotheke trat, dort alle Phiolen, Büchsen, Schachteln und dergl. zum Theil zerschlagen, zum Theil ausgeschüttet und verstreut fand, und am Fußboden zwei bereits verschiedene Russen erblickte, neben denen sich noch fünf andere in Todeszuckungen wanden. Der Apotheker stand daneben, rang die Hände und verwünschte sein Geschick, weil man ihn sicher einer absichtlichen Vergiftung anklagen würde. Es kostete Mühe, ihn zu beruhigen. Die Unglücklichen hatten nämlich verschiedene Opiate verschlungen, und verschiedene Flaschen mit Scheidewasser und Weingeist geleert, in der Meinung, den besten Branntwein zu trinken. Einige Stunden später hatten auch die übrigen fünfe ausgerungen.

Die amtliche Relation über den 27. Februar drückt sich in Bezug auf den Generalstabschef der verbündeten Heere wie folgt aus: „Der Feldmarschalllieutenant Graf

Radetzky hat an diesem Tag neue Beweise seines richtigen Umblicks und militärischen Genies gegeben."

Der König von Bayern verlieh ihm das Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens.

Für die Ereignisse von Arcis müssen wir auf etliche Augenblicke die ungetheilteste Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen.

Man hatte sich im großen Hauptquartier entschlossen, eine Schlacht zu liefern. Der Plan hiezu war gemacht, die betreffenden Weisungen erflossen. Mit Mühe nur erlangte man vom russischen Kaiser die Bewilligung seine Garden beiziehen zu dürfen, was er Anfangs entschieden verweigerte, auch keineswegs ohne mancherlei Verwirrung und Verzögerungen zu Stande gekommen war. Da ergriff den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, noch in Folge der am 27. empfangenen Blessur und ihrer bei den fortwährenden physischen und geistigen Anstrengungen völlig vernachlässigten Pflege, ein bedenkliches Wundfieber. Der Stabsarzt Dr. Sax verlangte für den Patienten eine dreitägige Ruhe und gänzliche Entfernung von allen Geschäften. Der Ausspruch des Aeskulap blieb, selbst in einem so hochwichtigen Augenblick, entscheidend. Am 19. war der Fürst wieder so weit genesen, um ein Pferd besteigen zu können.

Die Schlacht bei Arcis am 20. und 21. März ist in ihren einzelnen Momenten bereits vielfach und zum Theil

mit großer Sachkenntniß geſchildert worden. Ueber die Schlacht ſelbſt bleibt uns alſo nichts mehr zu ſagen. Deſto mehr aber müſſen wir in jene Beſchlüſſe eingehen, welche dieſer ſchöne Sieg hervorrief und die Napoleons Geſchick beſiegelten.

Es iſt bekannt, daß der franzöſiſche Kaiſer am 21. Vormittags, als er die weit überlegene verbündete Armee vor ſich fand, auf eine frühere Idee zurückkam, nämlich: „auf den Marſch an die Marne — Umgehung des rechten Flügels der Hauptarmee — und Marſch auf deren Verbindungen," ein Entſchluß, den er auch ſogleich ins Werk ſetzte, und der ihn zehn Tage ſpäter die Krone koſtete.

Der Oberfeldherr hatte am 21. gegen Mittag, nicht ohne Staunen, durch ſein treffliches Fernrohr die feindliche Rückzugsbewegung in der Richtung auf Vitry wahrgenommen, und ſich damals gar kein Urtheil erlaubt. Man begriff nicht recht, weßhalb Napoleon die Straße nach Paris aufgebe und ſich einer gänzlich verheerten Gegend zuwende. Hierüber ſich nähere Aufklärung zu verſchaffen, bevor irgend etwas Weiteres veranlaßt werde, gebot die Vorſicht.

Schwarzenberg berief alle Korpskommandanten auf die Höhe von Mesnil, beſprach ſich mit ihnen und ordnete gegen 1 Uhr Mittags den alſogleichen Abmarſch Wredes auf das rechte Aubeufer nach Dommartin an,

indeß der Kronprinz von Württemberg die noch von Oudinot beſetzte Stadt angreifen ſollte.

Von der Höhe zwiſchen Arcis und Mesnil-la-Comteſſe wurden ferner die ruſſiſchen Garden zum augenblicklichen Abmarſch auf das rechte Aubeufer beordert. Der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg hatte über letztere erſt vor kurzem völlig freie Verfügung erhalten. Denn einem in der ruſſiſchen Armee beſtehenden alten Brauch gemäß, ſtanden Garden und Reſerven bis dahin unter dem Czaar allein. Am Spätabend wurden noch alle Einleitungen auf dem Schlachtfeld ſelbſt getroffen, um die Armee am folgenden Tag hinter dem Puisbach zu verſammeln. Der k. k. Oberſt Romer, Kommandant des Pionnierkorps, erhielt den Befehl, bei Ramerüp eine Laufbrücke über die Aube ſchlagen zu laſſen.

Der Fürſt erwog noch am Abend des 21. auf dem Schlachtfeld ſelbſt mit ſeinem Chef des Generalſtabes den Fall, „daß Napoleon eine Bewegung in den Rücken der Alliirten verſuche und, wenn ſich dieß ſo verhalte, ob es nicht am beſten ſey, ihn ziehen zu laſſen und gerade auf Paris zu marſchiren, ſomit Baſis und Rücken Preis zu geben.“ Radetzky ſtimmte dieſer Anſicht bei. Man machte jedoch im damaligen Augenblick Niemand eine weitere Mittheilung hievon. Im Lauf der Nacht gingen die Meldungen der Vortruppen ein, welche die Vermuthung des Oberfeldherrn zu beſtätigen ſchienen. Napoleon

zog wirklich gegen Vitry. Dorthin sah man am frühen Morgen des 22. alle französischen Kolonnen sich bewegen.

Die Hauptarmee trat unverweilt die gleiche Bewegung an. Von Arcis nach Vitry zählt man sechs deutsche Meilen auf schlechter Seitenstraße. Unterwegs stieß man auf verbrannte Fuhrwerke und zerstreut umherliegende Munition, was deutlich den Zustand bezeichnete, in welchem sich die feindliche Armee befinden mußte. Die Kosaken machten sich das Vergnügen, die noch gefüllten Karren in die Luft zu sprengen, wobei es oft nicht ohne Verwundungen ablief.

Der gänzlich aufgeweichte Lehmboden, die große Entfernung, sowie die durch mangelhafte Verpflegung und starke Märsche herbeigeführte Ermattung der Soldaten, waren Ursache, daß man Vitry nicht so rasch erreichen konnte, als solches zu wünschen gewesen wäre.

Am 22. gegen Abend beobachtete der Fürst durch sein Fernrohr gerade den Marsch verschiedener feindlicher Kolonnen in der Richtung gegen Vitry, als ihn der Generallieutenant Baron Diebitsch erreichte und ihm jenes Schreiben Napoleons an seine Gemahlin übergab, welches der hanseatische Lieutenant Redlich vom Streifkorps Tettenborns zwischen Cosle und Sommepuis am Nachmittag zugleich mit einem Brief des Marschall Lefebvre an seine Gemahlin einem französischen Kourier abgenommen hatte, und wodurch Schwarzenbergs und Radetzkys

Vermuthungen über den abenteuerlichen Plan des französischen Kaisers ihre volle Bestätigung fanden.

Der Fürst eilte sogleich ins Hoflager nach Pougy, um die Monarchen Rußlands und Preußens für seine Ansicht zu gewinnen, nämlich: „so rasch als möglich konzentrisch auf Paris loszugehen.“ Am 23. Nachmittags drei Uhr hielt man in Alexanders Wohnung eine Berathung, woran sich, außer den beiden Monarchen und dem Oberfeldherrn, auch Barklay, Radetzky und verschiedene andere Generale betheiligten. Allein Schwarzenbergs Vorschlag drang damals noch nicht durch. Man wollte bloß dem Feind nachgehen und in dessen Flanken und Rücken operiren. Es war somit bloß von einer Bewegung auf Chalons die Rede, um sich mit Blücher zu vereinigen, der aber am 23. bereits in Rheims und Epernay stand.

Die Monarchen und der Oberfeldherr verließen noch an demselben Abend Pougy, um der Armee zu folgen. Um Mitternacht erreichten sie Dampierre, in dessen gothischem mit vier mächtigen Eckthürmen versehenem Schloß eine kurze Rast gehalten wurde. Hier empfing man eine Meldung Blüchers, aus welcher der traurige Zustand des französischen Heeres vollständig zu ersehen war. Mit Tagesanbruch am 24. traf man in Sommepuis, wo Schwarzenberg in den ersten Vormittagsstunden in Beiseyn des Fürsten Wolkonsky, bei dem russischen

Kaiſer ſeinen früheren Antrag abermals erneuerte. Das Für und Wider ward lebhaft beſprochen, aber noch immer kein endgültiger Beſchluß gefaßt. Der Fürſt eilte ſeinen Truppen auf Vitry nach, der ruſſiſche Kaiſer blieb mit ſeinen Rathgebern noch eine Weile zurück, ſchien jedoch geneigt, dem Oberfeldherrn beizupflichten.

Ungefähr eine Stunde außerhalb Sommepuis holte Alexander den Fürſten wieder ein. Beide ritten Anfangs ſchweigend nebeneinander, allein Radetzky, der den Monarchen beobachtete, und ſeit ſo langer Zeit alle ſeine Wünſche in dem Operationsobjekt Paris konzentrirte, glaubte nicht ohne innere Befriedigung wahrzunehmen, daß man am Ziel ſtehe.

Der Kaiſer Alexander begehrte plötzlich eine nochmalige Beſprechung. Man ſtieg ab. Kaum eine halbe Stunde herwärts Vitry erhebt ſich rechts vom Weg eine ſanfte Höhe. Es war etwa eilf Uhr Vormittags, als die Monarchen, gefolgt von Schwarzenberg, Barklay, Radetzky, Diebitſch, Kneſebek und einigen Andern dort hinauf ſtiegen und einen Kreis bildeten. Der Oberfeldherr nahm das Wort und erklärte, „daß wenn man Winzingerode und Tettenborn mit 10,000 Pferden und 48 Kanonen dem franzöſiſchen Kaiſer folgen laſſe, um dieſen glauben zu machen, die geſammte alliirte Armee ſey ihm an der Ferſe, er ſich verpflichte, dem Feind drei Märſche abzugewinnen, und falls Blücher längs der

Marne vorgehe, am 30. mit dem größten Theil der Streitkräfte auf den Höhen von Belleville und Montmartre zu ſtehen und den letzten entſcheidenden Schlag zu führen, falls etwa Napoleon über Troyes und Fontainebleau zur Rettung ſeiner Hauptſtadt herbeieilen würde."

Jetzt erſt entſchied ſich der Kriegsrath einhellig für den Antrag und noch auf dem dadurch welthiſtoriſch gewordenen Hügel wurden die erſten Verfügungen zur Ausführung dieſes Planes erlaſſen. [1]

Der alles entſcheidende Entſchluß zum unaufgehaltenen Marſch nach Paris iſt ſomit das alleinige Verdienſt des Fürſten Schwarzenberg und ſeines Chefs vom Generalſtab. Napoleons Fechterkünſte waren verbraucht. Als verwegener Spieler ſetzte er Alles auf eine Karte und verlor.

Am 25. wurden Marmont und Mortier bei Fère-Champenoiſe geſchlagen und die Diviſion Pacthod vernichtet. Dieſes Gefecht zeigt abermals was eine kaltblütige und tapfere Infanterie ſelbſt gegen eine ihr weit überlegene, durch Artillerie beſtens unterſtützte Reiterei vermag.

Der engliſche Oberſt Campbell hatte das Gefecht als Volontär mitgemacht, wurde im Getümmel für einen

[1] Wir bitten die Seite 270 in Wolzogens Memoiren nachzuleſen, wo von dem „abermals unſchlüſſigen Schwarzenberg" die Rede iſt und dem Kaiſer Alexander das ganze Verdienſt zugeſprochen wird. So ſchreiben Manche Geſchichte!

französischen Offizier gehalten und erhielt von den Kosaken sieben Pikenstiche, wovon einer durch den Rücken bis an die Lunge drang. Der tapfere Oberst lag mit etwa fünfzehn andern Offizieren in einem Zimmer des Dorfes und jammerte in leisen nur halbverständlichen Worten über sein Unglück: „Ich war ein Narr — sagte er — was hatte ich dabei zu thun. Ach es ist schmerzlich von den eigenen Kampfgenossen so zugerichtet zu werden."

Er genas jedoch und wenn wir nicht irren, war er einer der Kommissäre, welche Napoleon auf Elba geleiteten.

Es ist unglaublich, was die Menschennatur auszuhalten vermag. Schreiber dieses erinnert sich noch recht lebhaft, daß, als er drei Tage später über die Wahlstatt kam, man auf einen französischen Soldaten stieß, dem die Pike dicht hinter dem Ohr tief in den Kopf gedrungen war. Fast ganz entkleidet lag der Unglückliche seit drei Nächten auf der feuchten Erde in sehr naßkalter Jahreszeit ohne alle Hilfe. Die Umstände verstatteten leider keinen andern Beistand, als den Sterbenden ins nahe Dorf zu schaffen und einigen Landleuten zu übergeben, die sich schüchtern ihrer niedergebrannten Wohnungen wieder genähert hatten.

Die Vorrückung gegen Paris ging nicht ohne einigen Zeitaufwand vor sich. Ganz besonders brachten die russischen Bagagetrains große Störungen. Um das Defilee

von Meilleray zu durchziehen, hatte dieſes Fuhrweſen volle 48 Stunden nöthig.

Um eilf Uhr Vormittags am 31. März hielten die Monarchen von Rußland und Preußen ihren Einzug in Paris. Der Oeſterreicher hatte hier Gelegenheit zu Vergleichungen. Zweimal (1805 und 1809) betrat Napoleon die alte Kaiſerſtadt an der Donau als Sieger, aber nie bewegte ſich eine Hand, nie öffnete ſich ein Mund zum Willkomm. Es herrſchte jedesmal ein bedeutungsvolles Schweigen, wo nicht eine an Verachtung ſtreifende Haltung der Bevölkerung. Den Haß im Herzen, die Verwünſchungen auf der Lippe bei Alt und Jung, bei Arm und Reich, dieß war des Siegers Empfang zu Wien.

Napoleon kam für die Rettung ſeiner Hauptſtadt zu ſpät. Vier Stunden von Paris, auf der Anhöhe bei Invigny, gewahrte er deutlich die lange Linie der verbündeten Lagerfeuer jenſeits der Seine, und erhielt in demſelben Augenblick den Kourier des Generallieutenants Belliard mit der Meldung von den Vorfällen am 30. und 31. Er kehrte nach Fontainebleau zurück, wo er nacheinander ſeine Abſetzung, die Kapitulation von Eſſonne und die Wiedereinſetzung der Bourbons erfuhr. Schon am 12. April erreichte der Graf von Artois Paris.

Der entthronte Kaiſer überlebte, trotz des von ihm ſo oft verſicherten Gegentheiles, ſeinen Fall und fand nicht den Muth nach dem Rath ſeines Bruders Joſeph: „zur

rechten Stunde unterzugehen, wie der letzte Kaiser von Byzanz.“ Was er beim Abſchied in Fontainebleau ſeinen Garden ſagte, kann als bloße Tirade betrachtet werden.

Wer hätte nach wiederhergeſtelltem Weltfrieden und dem allgemeinen Jubel über die Befreiung ſich damals auch nur träumen laſſen, daß nicht volle fünf Decennien ſpäter, deutſche Männer auf die vom Neffen des großen Verbannten geſtiftete und auf Deutſchlands tiefſte Erniedrigung weiſende Helenamedaille Anſprüche machen, und ſich ſelbe an die Bruſt heften würden!

Noch unterm 9. April hatte Radetzky in Saint-Cloud einen Operationsentwurf für den Fall verfaßt, daß der Vicekönig ſich nicht unterwerfen würde, was übrigens durch die am 18. April in Mantua abgeſchloſſene Convention ſeine Erledigung fand.

Bald nach dem Einzug in Paris hatte ſich der König von Preußen veranlaßt geſehen, einer großen Zahl von öſterreichiſchen Offizieren Ordensdekorationen zu verleihen. Darunter befand ſich auch Radetzky mit dem rothen Adlerorden erſter Klaſſe, und zwar, wie es in dem betreffenden Dekret heißt: „als Beweis der Zufriedenheit für ausgezeichnetes Betragen in dem eben beendeten Krieg.“

Von dem ruſſiſchen Kaiſer dürfen wir einen Zug beſonderer huldreicher Aufmerkſamkeit gegen den hochverdienten Generalſtabschef der verbündeten Heere nicht verſchweigen,

indem er zeigt, wie sehr es dieser Monarch verstand jene Personen auszuzeichnen, denen er wohl wollte.

Während der acht Monate vom August 1813 bis Ende März 1814 gewahrte man an allen Marschtagen einen hochgewachsenen Gardekosaken auf einem kleinen Pferd daher sprengen. An seinem Halse hing die silberne Feldflasche Alexanders. Er suchte Radetzky, dieser mochte sich nun an der Tete oder Queue einer Kolonne oder mitten im heftigsten Kugelregen befinden, parirte und salutirte. Dann nahm er die Feldflasche ab und reichte sie dem General mit den Worten: „der gute Czaar Alexander schickt Euer Excellenz ein Schnäpschen.“ Radetzky that einen Zug, gab die Flasche zurück und der Kosak flog mit Windesschnelle davon. Der Verewigte gedachte nie ohne dankbare Rührung dieser kaiserlichen Herablassung.

Bei der Räumung Frankreichs durch die Alliirten kehrte Radetzky auf seinen früheren Anstellungsposten nach Wien zurück.

Der am 1. November eröffnete Kongreß nahm seine amtliche Thätigkeit vielfältig in Anspruch, denn in so weit dessen Verhandlungen das militärische Gebiet berührten, wie Grenzbestimmungen, Truppendislokationen und Märsche, konnte, wie begreiflich, der Chef des Generalstabs nicht beseitigt bleiben. Die wenigen freien Stunden füllte er mit dem freundschaftlichsten Umgang so vieler hochgestellter

Persönlichkeiten aus, die am Kongreß versammelt waren. Der Austausch von Ansichten und Erlebnissen mit so ausgezeichneten Feldherren und Staatsmännern bildete bis in die spätesten Jahre seines Lebens für ihn eine genußreiche Rückerinnerung, und er gab bisweilen im vertrauten Kreise einzelne Anekdoten aus jener Zeit zum besten, die er mit einer ihm eigenen humoristischen Färbung vorzutragen wußte. Noch im Herbst genoß er die Ehre, vor den Souverainen auf der Simmeringer Haide mit etlichen Kavallerieregimentern sich produciren zu dürfen, wobei die schönen und trefflich geschulten Truppen, so wie ihr erfahrener Führer den vollen Beifall, die lauteste Bewunderung ernteten.

Noch während des Kongresses war es, wo Radetzky, stets bedacht, der vaterländischen Armee nützlich zu werden, den König von Dänemark bewog, den dazumal in Wien anwesenden Kapitän Schumacher mit dem kenntnißreichen Major Augustin des österreichischen Generalquartiermeisterstabes in Verbindung zu setzen. Der erstere hatte sich gute Kenntnisse und Erfahrungen in Erzeugung der zu jener Zeit kaum erst bekannten kongrevschen Raketen erworben. In die betreffenden Verhandlungen griff auch Generalmajor Baron Langenau thätig ein. Major Augustin unternahm bald nachher in Begleitung zweier k. k. Artillerieoffiziere eine Reise nach Dänemark, um die Erzeugung dieser Kriegswaffe praktisch

kennen zu lernen, die er, wie allgemein bekannt, in Oesterreich zu einer Vollkommenheit brachte, welche als Muster für alle andern Staaten galt.

Der Verbannte von Elba landete wieder an der französischen Küste. Der noch ungebrochene Zauber seines Namens reichte hin, um den größten Theil der französischen Armee nebst ihren Generalen zum Abfall von Ludwig XVIII. zu bewegen und unter die alten Adler zu schaaren, an welche sich zwar so viele schwere Unfälle, aber auch so viele glorreiche Erinnerungen knüpften. Der verrathene und verlassene König suchte Schutz in Gent.

Die am Abend des 5. März nach Wien gelangte Nachricht von diesem Ereigniß fiel, eben so unerwartet als ungelegen, mitten in den Kongreß, machte aber auch dem bisherigen Zwiespalt ein Ende. Nach der von den Mächten am 13. erlassenen Proklamation oder Achtserklärung gegen Napoleon fand schon am 15. bei dem Hofkriegspräsidenten Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg eine Vorbesprechung für den neuen Feldzug statt, wobei sich der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, Wellington, Wolkonsky, Knesebek, Wrede, Radetzky und Langenau einfanden. Letzterer ward zum Protokollführer bestimmt. Man stellte vor Allem die Präliminarien fest. Bekanntlich gingen diese darauf hinaus, daß die vier gegen Napoleon agirenden Heere zusammen 948,000 Mann betragen sollen. Es hat übrigens kaum ein Drittel

hievon den Boden von Frankreich wirklich betreten und nur 200,000 Mann fochten bei Waterloo.

Das nähere Eingehen in die Details der Ausrüstung und Aufstellung erwies die Unmöglichkeit, die Oberrheinarmee vor halbem Juni die Offensive ergreifen zu lassen. Es war dieß eine natürliche Folge jener Sicherheit, der man sich überlassen zu dürfen glaubte, seit man Napoleon in Elba wußte. Uebrigens wurde keine Zeit verloren, um die Truppenmärsche zu ordnen und die Kolonnen auf gleiche Höhe zu bringen, so wie auch die Ordre de bataille und die Dislokation am Oberrhein selbst definitiv festzustellen.

Am 1. April erflossen aus Wien die Befehle zum Aufbruch an die einzelnen Regimenter und Korps.

In den ersten Tagen dieses Monats legte Radetzky einen Entwurf vor: „wie der Rheinübergang und die Einschließung von Straßburg, Landau und Mainz zu bewirken wäre," und ließ am 24. eine zweite Denkschrift folgen, worin der Krieg sowohl gegen Frankreich allein als auch gegen Murat besprochen wurde. Am 28. übergab sodann auch der Generallieutenant von dem Knesebek seinen Operationsplan.

Am 4. Mai ging Radetzky nach Italien ab, um mit dem dortigen kommandirenden General der Kavallerie Baron Frimont das Nähere für den Krieg in den Alpen und am Po festzustellen.

Ein raſches Vorgehen gegen Murat wurde unerläßlich. Mittlerweile ſollten 70,000 Mann am Ticino geſammelt werden, um im eventuellen Fall über den Bernhards- und Simplonberg nach Frankreich zu rücken und der alliirten Oberrheinarmee die Hand zu bieten. Später ward der allgemeine Operationsplan abgeändert.

Es ſollten nun 150,000 Mann aus Italien den Punkt Genf gewinnen, dadurch die franzöſiſche Alpenarmee umgehen und zum Verlaſſen des Iſernthales zwingen. Von dieſem Heer hatten 15,000 Oeſterreicher über den Mont-Cenis hinabzuſteigen, und eine zweite Kolonne (5000 Mann) am Var die Eingänge aus Südfrankreich nach Piemont zu beobachten. Von dieſem Vorhaben ſetzte man das Turiner Kabinet in Kenntniß, ſtieß jedoch daſelbſt auf mancherlei Bedenken. Auch über Aufſtellung und Stärke des piemonteſiſchen Kontingentes ſelbſt erhielt man erſt dann einen verläßlichen Nachweis, als der ſardiniſche Bevollmächtigte, Generallieutenant Graf Saint Marſan, in Wien anlangte, um eine Militärkonvention abzuſchließen. Die Ankunft dieſes Miniſters war in Turin unter allerlei Vorwänden verzögert worden, und ein aufmerkſamer Beobachter konnte ſchon um jene Zeit die politiſche Tendenz eines Hofes vorherſagen, welchen nur allein öſterreichiſche Bajonette in ſeine völlig verloren geweſenen Rechte wieder eingeſetzt hatten.

Die nähern Beſtimmungen über das Vordringen in

Frankreich ſelbſt bildeten den Gegenſtand von Verhandlungen, an welchen, unter dem Vorſitz des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg, die Generale Barklay, Wolkonsky, Diebitſch, Kneſebek, Radetzky und Langenau ſich betheiligten. Die Antipathien des abgewichenen Jahres ſchienen ſich auch dießmal wieder erneuern zu wollen, und der Fürſt mußte ſeine ganze Geduld und ſeinen bewährten Takt abermals aufbieten, um höchſt unangenehme Kolliſionen zu verhüten.[1] Es genügte, daß

[1] Hier nur ein Beiſpiel. Der in Barklays Hauptquartier kommandirte k. k. Generalmajor Baron Mecsery ſchreibt aus Pont-a-Mouſſon vom 6. Juli 1815 an Radetzky: „Der ruſſiſche Generallieutenant von Diebitſch hat mich vor einigen Tagen vertraulich angegangen, E. H. die Bemerkung gelegentlich mitzutheilen, daß Befehle unmittelbar an den Feldmarſchall Fürſten Wrede in Bezug auf Bewegungen der bei ihm zugetheilten ruſſiſchen Kavallerie des Generals Lambert ergingen, welche erſt ſpäter der en Chef kommandirende Feldmarſchall Graf Barklay erfahren müßte. Wie wohl nach deſſen Verſicherung der Feldmarſchall Graf Barklay ſich darüber noch nicht geäußert haben ſoll, ſo könnte es, ſeinem Erachten gemäß, in der Folge ihm doch empfindlich fallen, um ſo mehr, da es leicht ſeyn dürfte, daß dieſe ruſſiſchen Abtheilungen die Vollziehung der unmittelbaren Befehle mit Schwierigkeiten befolgen, und dadurch zu Beſchwerden Anlaß geben könnten. Da ich den Generallieutenant von Diebitſch als das Organ des kommandirenden Feldmarſchalls nehmen muß, ſo kann ich nicht unterlaſſen, von dieſem E. H. in die gefällige Kenntniß zu ſetzen u. ſ. w.“ Wahrlich! Man kann die Empfindlichkeit nicht weiter treiben. Alle Befehle, die an Wrede erlaſſen wurden, daher auch die bei ihm zugetheilten Ruſſen betrafen, ſollten auch an Barklay mitgetheilt werden. Ein höchſt einfacher Geſchäftsgang!

Schwarzenberg irgend einen Vorſchlag machte, um ſich ſogleich durch Barklay und Andere widerſprochen zu ſehen.

Radetzky war auch für dieſen Feldzug wieder vom Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg zum Chef ſeines Generalſtabes auserſehen worden und begleitete ſeinen Feldherrn, der noch in Heilbronn mit Wellington und Barklay die letzten Verabredungen traf, ins Hauptquartier nach Heidelberg. Hier erhielt er ein Schreiben ſeines alten Freundes und Waffengenoſſen, des als württembergiſcher Generallieutenant und Chef des Generalſtabes ihm in die Ewigkeit längſt vorangegangenen Barons Varnbüler von Hemmingen, der gleichfalls beim Kongreß in Wien geweſen war. Wir glauben dieſen aus Ludwigsburg vom 30. Mai datirten Brief vollinhaltlich mittheilen zu ſollen, weil ſich darin nicht bloß die beſondere Verehrung des Schreibers für Radetzky abſpiegelt, ſondern auch die militäriſchen Anſichten eines hochverdienten Veteranen niedergelegt ſind, der eben ſo ſehr durch gründliche Kenntniſſe und lange Kriegserfahrung, als durch den edelſten Charakter ſeinen Freunden und Bekannten unvergeßlich bleibt und als ein warmer Verehrer der öſterreichiſchen Armee hinüber gegangen iſt.

Varnbüler ſchreibt: „Euer Excellenz wollen erlauben, daß ich meine innigſte Freude über Dero Ankunft bei der Armee bezeuge, eine Freude, welche in der That

allgemein und ungeheuchelt ist und von einigen Zweiflern uns nicht gegönnt worden war, indem behauptet wurde, daß Euer Excellenz in Italien verbleiben würden. Vor wenig Tagen bin ich aus Wien angekommen und werde mich in kurzer Zeit zur Armee verfügen, indem General Neuffer schon im Hauptquartier ist.

„Wahrscheinlich werden die Operationen bald eröffnet werden, und ich sollte denken, daß Napoleon ziemlich stark seyn wird. Da er die Städte mit Nationalgarden besetzt, so bleiben ihm für das Feld gewiß 300,000 Mann. Von diesen wird er vielleicht fünf defensive Armeen, jede von 30—40,000 Mann, formiren, wovon die eine die Zugänge von Chambery, die andere die vielen Stellungen und Defileen von Pont-sur-Saone bis Basel, die dritte die Linien von Weißenburg, die vierte die Saar und Mosel, die fünfte endlich die Maas zu vertheidigen bestimmt ist.

„Diese fünf Armeen werden nun freilich keine Hauptschlachten abwarten, sondern sich vertheidigend von Stellung zu Stellung zurückgehen, wozu ihnen das Terrain zwischen den Alpen und der Rhone, dann jenes zwischen Basel und der obern Saone, sowie endlich die Vogesen nebst den vortrefflichen Stellungen von Sierk bis Metz u. s. w. ganz außerordentliche Begünstigung geben. Da nach dieser Anordnung dem Kaiser Napoleon noch eine große Armee von 120—150,000 Mann übrig bleibt, so kann er mit

derſelben die Navette machen, ſich mit einer der fünf Armeen vereinigen und dann mit 180,000 Mann über denjenigen herfallen, der ihm gerade zuwider iſt.

„Um dieß am ſchicklichſten auszuführen, wird er uns wohl müſſen eine Strecke Landes preisgeben, damit wir durch Berennung der feſten Plätze uns ſchwächen und er die levée en masse benützen könne, ſowie auch, damit die Sehne des Bogens möglichſt verkürzt werde, auf welcher er die Navette macht.

„Auf der rechten Seite unſerer Angriffslinie iſt man viel beſſer daran, als wir es ſind. Wellington und Blücher haben den großen Vortheil der Waſſerkommunikationen, die feſten Punkte und vortrefflichen Replies Namur, Gent, Maſtricht, Antwerpen. An der Moſel hat man die guten Replies auf Sierk und den Poſten von Pellingen, endlich auf die Stellungen von Mainz. Wir unſererſeits haben gar nichts; denn die elenden Werke, welche die Bayern vor Mannheim und Germersheim angefangen haben, zähle ich für nichts. Unſere Tetes-de-pont müſſen zur Noth die ganze Armee faſſen können.

„So viel ich in Wien gehört, wird Blücher mit Wellington im allergenaueſten Einverſtändniß operiren, was mich ſehr beruhigt. Ich wünſche von Herzen, daß das Gleiche zwiſchen uns und Barklay ſtattfinden möchte, und freue mich, daß Diebitſch, der Euer Excellenz ſehr ergeben iſt, die Operationen leitet.

„So viel Mühe ich mir gebe, eine andere Meinung anzunehmen, will mich doch die Unruhe nicht verlaſſen, über die Operationen auf der Linie von Langres. Ich bitte Euer Excellenz, es mir nicht als Zudringlichkeit oder Einbildung auszulegen und zu vergeben, wenn ich dieß nochmals berühre. Wir iſoliren uns und die Ruſſen, die uns wohl auch verlaſſen und ſich gegen Blücher wenden können und werden. Wir verwickeln uns mit unſerer großen Armee in Defileen; wir können unſere Kräfte nicht mehr entwickeln; wir müſſen eine Menge Truppen auf der Linie zurücklaſſen, verlieren viel Zeit und haben gar kein gehöriges Repli.

„Von der Moſel bis Feneſtrange bei Pfalzburg haben wir nicht weniger als zehn Kolonnenſtraßen, die nur auf eine Breite von 24 Stunden auseinander liegen. Wenn die Ruſſen die Baſis von St. Goar bis Oppenheim nehmen, und mithin auf den fünf Linien: von St. Goar über Trier, von Bacharach über Saarburg, von Bingen über Merzig, von Mainz über Siersberg und von Oppenheim auf Saarlouis operiren, ſo bleibt für uns die Baſis von Worms bis Fortlouis, wo wir auf fünf Linien: von Worms auf Saarbrück, von Mannheim auf Saargemünd, von Speier auf Saaralbe, von Germersheim auf Saarwerden und von Fortlouis auf Feneſtrange operiren können. Wir ſind alsdann an der Saar in einer zweiten Baſis aufmarſchirt, die wir mit Tetes-de-pont verſehen,

und können im ſchlimmſten Fall in drei Märſchen auf dem Schlachtfeld konzentrirt und mit den Ruſſen vereinigt ſeyn. Es verſtünde ſich, daß ein Korps die Invaſion gegen Pont-ſur-Saone unternehmen würde, welches ſich daſelbſt verſchanzen könnte.

„Nichts wäre mehr zu wünſchen, als daß die Feinde durch allerhand Kunſtgriffe verleitet werden könnten, ſich ganz in den Linien von Weißenburg und Lauterburg zu konzentriren. Es ſollte dann kein Mann mehr davon kommen. Da ich nicht glaube, daß die im Elſaß befindlichen Truppen Stand halten werden, ſo wird es wohl möglich ſeyn, daß wir mittelſt außerordentlich forcirter Märſche mit dem Sprung des Tigers über ſie herfallen, und früher nicht die mindeſte Anſtalt zur Eröffnung der Operationen blicken laſſen. Ein glänzender Vortheil im Beginn wird den Feind demoraliſiren und unſer Moraliſches heben.

„Ich habe die Ehre Euer Excellenz ein paar alte Aktenſtücke zu überſenden, wovon das eine angibt, wie die feindliche Aufſtellung in den Linien von Weißenburg ſtatt finden wird. Die Diſpoſition iſt von dem k. k. General Neu, welcher damals Generalquartiermeiſter war. Ich befand mich zu der Zeit bei der Armee, und zwar bei Waldeck. Aus dem höchſt intereſſanten „tableau historique des guerres de la révolution francaise etc. habe ich ſehr nützliche Notizen in Beziehung auf das Terrain

im Elsaß gesammelt, welche ich Euer Excellenz übersenden werde. Ich bin so frei die Verschanzung des Postens von Pellingen zu empfehlen, der höchst wichtig ist, und den die k. k. Truppen 1793 mit außerordentlicher Standhaftigkeit vertheidigt haben.

„Man ist im Land mit der ganz vortrefflichen Manns-zucht der k. k. Truppen höchst zufrieden, und findet sie schön, von guter Haltung, und vom besten Geist beseelt. Wir freuen uns auf die Eröffnung der Operationen. Dürfte ich mich wohl unterstehen Euer Excellenz inständigst und flehendlichst zu bitten, dem Prinzen ein paar Batterien und ein Husarenregiment zu geben, falls die Operationen früher anfangen als das seinige eintrifft. Da wir nur 2000 Pferde haben, und die Infanterie des Armeekorps an 30,000 Feuergewehren beträgt, so würde das Mißverhältniß groß seyn. Ich hoffe das Glück zu haben, Euer Excellenz bald die mündliche Versicherung meiner unbegränzten Verehrung und Anhänglichkeit ertheilen zu können."

Nachschrift. „Warum haben Euer Excellenz den König nicht besucht? Es würde ihn sehr gefreut haben, denn Er hält sehr Vieles auf Sie."

Die herrlichen Siege Wellingtons und Blüchers in den Niederlanden überhoben die Feldmarschälle Schwarzenberg und Barklay von der Eröffnung der Offensive nach einem größern Maßstab. Die Schlacht bei

Waterloo entschied über den Feldzug und über den Usurpator, der, nach hunderttägiger Herrschaft, nach St. Helena ins Exil wanderte.

Nach einem Feldzug von neunzehn Tagen fiel Paris, zum zweitenmal binnen Jahresfrist, in die Gewalt der Verbündeten. Von Napoleons 130,000 trefflichen Soldaten mit 350 Geschützen zogen nur etwa 50,000 Mann nebst 70 Kanonen aus den Barrieren der Hauptstadt hinter die Loire.

Das einzige Treffen, welches die Hauptarmee zu liefern hatte, war jenes, das der Kronprinz von Würtemberg unter den Kanonen von Straßburg gegen den Generallieutenant Grafen Rapp, den wackern Vertheidiger von Danzig und ein würdiges Gegenstück des ihm zur Seite stehenden Präfekten Jean de Brie, Rastätter Andenkens, an der Suffel und Ill, am 28. Juni bestand, und worin die unter seine Befehle gestellten Truppen sich mit Ruhm bedeckten.

S. M. der Kaiser Franz erkannte unterm 22. Juni aus Heidelberg die großen Verdienste Radetzkys durch die Verleihung der wirklichen Geheimerathswürde mit dem Rang vom 22. Oktober 1813 als dem Tag, wo er für Leipzig das Großkreuz des Leopoldordens erwarb.

Der russische Kaiser verlieh ihm den Ehrendegen der Tapferkeit, und der Großherzog von Baden das Großkreuz des Zähringer Löwenordens.

Am 20. November 1815 ward der zweite Pariſer Frieden unterzeichnet. Frankreich zahlte 280 Millionen Gulden an Kontribution, ſodann weitere 50 Millionen Gulden zum Bau neuer Feſtungen, die man als Schutz gegen eine franzöſiſche Invaſion errichten wollte und auch in der Folge wirklich errichtet hat. Es trat ferner auf ewige Zeiten die feſten Plätze Saarlouis an Preußen, Philippeville und Marienburg an die Niederlande ab, verpflichtete ſich, das geſchleifte Hüningen nie wieder herzuſtellen und erhielt die alten Grenzen von 1790. Kleinere Gebietsabtretungen an Belgien und Sardinien fanden gleichfalls ſtatt. Die Stipulation, wodurch 150,000 Verbündete das Land fünf Jahre beſetzt halten ſollten, wurde am Aachener Kongreß 1818 aufgehoben.

Am 5. April 1816 ließ der König von Frankreich dem Feldmarſchalllieutenant Radetzky nachträglich das Großkreuz des Militär-Sankt-Ludwig-Ordens, und 1817 auch der Prinz Regent von England das Großkreuz des hannoveriſchen Guelphen Ordens, in Anerkennung ſeiner Verdienſte während der letzten Feldzüge zuſtellen.

Vierte Periode.

Vom zweiten Pariſer Frieden bis zur Uebernahme des Kommandos in Italien.
(1815—1831).

Nach Beendigung des Feldzuges 1815 hatte Radetzky die Geſchäftsleitung des Generalquartiermeiſterſtabes in Wien wieder übernommen, jedoch bald erkannt, daß er nicht mehr am rechten Platz ſtehe. Allenthalben ſtieß er auf Hinderniſſe. Wohl mochte auch ſein raſches Weſen, ſeine ſtarre Energie, die den alten Schlendrian haßte, und ſeine, wenn auch zeitgemäßen, nichts deſto weniger tief ins Fleiſch ſchneidenden Neuerungen eine ſtarke Partei in keiner Weiſe befriedigen. Nach und nach ſchieden damals kenntnißreiche und erfahrene Generale aus Verhältniſſen und Lagen, welche für ſelbe ganz unhaltbar geworden waren, ſeit ſie einſahen und laut bekannten, daß das Veraltete ſich überlebt habe und ſie für das Beſte des Dienſtes nicht länger zu wirken vermochten. Denn nach

der Verbannung Napoleons auf Sankt Helena und bei einem voraussichtlich langen Frieden lieh man den von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an Thron und Armee erfüllten Männern, selbst einem Fürsten Schwarzenberg, nicht mehr jenes bereitwillige Ohr wie in der Stunde der Gefahr.

Radetzky verlor zusehends mehr Boden. Auch seine Gesundheit war durch die letzten, zum Theil so beschwerlichen, Feldzüge angegriffen. Unter solchen Verhältnissen bat er um die Uebersetzung zur Truppe und wurde am 24. Juni 1816 als Kavalleriedivisionär nach Oedenburg bestimmt, wo er noch aus den Jahren 1802 bis 1804 im besten Andenken stand.

Allein kaum zwei Jahre später erbat sich der damalige Kommandirende in Ungarn, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, den im Generalat rangsältesten Feldmarschalllieutenant Grafen Radetzky als adlatus nach Ofen, um bei seiner oftmaligen längeren Abwesenheit vom Sitze des Generalkommandos gehörig vertreten zu seyn. Mittelst allerhöchster Entschließung vom 12. Dezember 1818 wurde dieser Antrag genehmigt. In dem Schreiben, welches der Erzherzog Ferdinand dießfalls an Radetzky richtete, und ihm seine neue Anstellung bekannt gab, versicherte er: „daß es ihm besonders angenehm sey, sich ihn so nahe gestellt zu wissen.“ Indessen bot, verschiedener Ursachen halber, der Aufenthalt zu Ofen in

einer mehr als zehnjährigen Periode durchaus nichts Angenehmes, und noch in viel späterer Zeit weckte die bloße Erinnerung daran bei dem Verewigten eine ausgesprochene Verstimmung.

Im Jahre 1819 ward Radetzky nach Wien berufen, um vor dem dort anwesenden Kaiser Alexander, seinem erhabenen Gönner, einige größere Kavalleriemanöver auszuführen, bei welcher Gelegenheit er, unterm 4. Juni, den russischen Ehrendegen der Tapferkeit in Brillanten erhielt.

In welcher Weise Radetzky seinen langen Aufenthalt zu Ofen benützte, davon liefern seine handschriftlichen Aufzeichnungen das beste Zeugniß. Er betrieb nicht bloß die Militärwissenschaften in allen ihren Theilen und holte manches bis dahin Versäumte nach, sondern widmete sich mit Vorliebe der Hippologie, Technik, Oekonomie und dem Gartenbau. Allen neuen militärischen Einrichtungen und Verbesserungen des In- und Auslandes schenkte er eine ungetheilte Aufmerksamkeit. Diese Wißbegier verließ ihn selbst im höchsten Alter nicht. Er hielt die besten Zeitschriften, las viel und sammelte mit wahrem Bienenfleiß für die Zeit, wo ihm vollständige Muße werden würde, Alles zu ordnen und zu verarbeiten. Gar vieles wurde damals, wenn auch oft nur in Andeutungen, aufgezeichnet, was dereinst dem Heer und Staat nutzbringend werden sollte. Bei diesen Bestrebungen wurde er durch eine reich-

haltige Bücher- und Kartenſammlung, die er ſich nach und nach angeſchafft, trefflich unterſtützt; er beſaß ſogar verſchiedene unedirte kartographiſche Werke und Handſchriften, vom Türkenkrieg bis zum Schluß der Revolutionsfeldzüge. Der größte Theil davon ging beim Mailänder Aufſtand des Jahres 1848 verloren, und ihr Verluſt fiel ihm äußerſt ſchwer.

In die Zeit ſeiner Anſtellung zu Ofen fällt auch jener Scheinkampf, worin Radetzky im Beiſeyn S. M. des Kaiſers Franz den einen Truppentheil, der Erzherzog Ferdinand den andern befehligte, und Erſterer ſo geſchickt manövrirte, daß, als der Kaiſer am Schluß der Produktion mit gewohnter Herablaſſung und richtigem Blick ſeine Zufriedenheit laut ausgeſprochen hatte, er ſich zu dem Erzherzog Ferdinand wendete, und lächelnd bemerkte: „Mein lieber Vetter! Wenn es Ernſt geweſen wäre, würden Sie übel weggekommen ſeyn.“

Damals und ſelbſt noch in ſpäterer Zeit gehörte es zu den ſchönſten Träumen des Dahingeſchiedenen, den letzten Abſchnitt eines ſo wechſelvollen, an Erlebniſſen ſo reichen und der raſtloſeſten Thätigkeit gewidmeten Lebens, gleich ſo vielen großen Männern des Alterthums, in ſtiller Zurückgezogenheit unter geiſtreichen Beſchäftigungen, zu beſchließen. Aber eine weiſe Fügung, welche mit feſter Hand in die Geſchicke der Sterblichen greift, hatte es zum Wohl des Vaterlandes anders beſchloſſen, denn ſie wollte

jenen Mann dem Dienſt erhalten wiſſen, der in ſpäterer Zeit die Ehre des Staates und Heeres gegen ein empörtes Volk und einen wortbrüchigen Fürſten ſiegreich verfocht, und die ſchon verloren geglaubten Länder mit dem Blut ſeiner Tapfern wieder errang, ja ſelbſt den Thron und die Monarchie zu neuem Glanz zu erheben wußte.

Die Wünſche Radetzky's ſchienen ſich zwar einen Augenblick erfüllen zu wollen. Schon mit allerhöchſter Entſchließung vom 18. Februar 1829 war er nach zwanzigjähriger Dienſtzeit als Feldmarſchalllieutenant zum General der Kavallerie befördert, am 24. November deſſelben Jahres aber an die Stelle des in Ruheſtand verſetzten Feldmarſchalllieutenants Földeis zum Feſtungskommandanten in Ollmütz ernannt worden, ein Poſten, den noch wenige Jahre zuvor ſein alter Widerſacher aus den italieniſchen Kriegen, der gelehrte und würdige Feldzeugmeiſter Baron Zach bekleidet hatte. Ungefähr um dieſelbe Zeit erhielt er auch das Indigenat des Königreichs Ungarn.

Er trat ſein neues Amt in der feſten Ueberzeugung an, in den ſtillen Mauern von Ollmütz ſein Tuskulum zu finden, und, nachdem er bereits im vierundſechzigſten Lebensjahr ſtand, auch ſeine Tage hier zu beſchließen. Dieſe Anſtellung war ihm auch deßhalb lieb, weil er bei dem minder ausgedehnten Geſchäftskreis eines Feſtungskommandanten, mit Beſtimmtheit darauf zählen durfte,

endlich seine Ideen fast über alle Zweige des Kriegswesens, besonders über höhere Führung der drei Waffen, einzeln und vereinigt, sowie über Gefechtsleitung größerer Heertheile und über Staatenbefestigung in ein geordnetes Ganze zu bringen, da selbe bis dahin zumeist nur im Brouillon lagen, und wobei ihm seine eigene reiche Erfahrung, sein praktischer, stets nur auf das Nützliche abzweckender und mit dem Erreichbaren sich begnügender Verstand trefflich zu statten kamen. Er legte einen hübschen Garten an, pflegte mit seltener Thätigkeit die Militärwissenschaften, und erheiterte sich an den zeitweisen Truppenausrückungen und wochentlichen großen Wachtparaden, wobei er nie fehlte und selbe durch einzelne Belehrungen und Gespräche anziehend zu machen verstand.

Die Armee empfand schwer das Ausscheiden aus der Aktivität eines so hochgeachteten und allgemein beliebten Führers und meinte: die Friedensanstellung dürfte einem Mann von solcher Thätigkeit und so reifem Wissen wenig zusagen. Manche gingen in ihrer einseitigen Beurtheilung noch weiter und wollten darin eine Kabale erblicken. Andere wieder besorgten gar dessen demnächstige Versetzung in den Ruhestand.

Aber auch dießmal wieder sollte dem Helden kein Stillleben werden. Das Vaterland rief den zu Olmütz schon Halbvergessenen nach ganz kurzer Zeit wieder an die Spitze eines Heeres.

Nach dem Ausbruch der Julirevolution in Paris ſtellte Oeſterreich eine zahlreiche Armee in Italien auf, zu deren Kommandirenden der General der Kavallerie Baron Frimont ernannt wurde. Dieſer erbat ſich ſeinen langjährigen Waffenbruder Radetzky an die Seite, was der Kaiſer unterm 26. Februar 1831 auch genehmigte. Der General der Kavallerie Frimont war es alſo, der, in gewiſſer Beziehung, dem Feldmarſchall die Bahn zum unvergänglichen Ruhm brach, und dem der Dank des Vaterlandes für Radetzkys Wiederanſtellung gebührt. Frimont wußte, daß im ganzen Bereich des Heeres kein Zweiter zu finden ſey, der, ſo wie ſein neuer Stellvertreter, den Krieg am Krieg ſelbſt ſtudirt hatte. Und einem Krieg, einem ſchweren Krieg, worin ſich zwei entgegengeſetzte und ewig feindliche Prinzipien bekämpfen ſollten, ſah man damals entgegen.

Fünfte Periode.

Radetzkys Wirken in Italien (1831—1857).

Schon am 23. November 1831 wurde Frimont, nach dem Tode des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai, zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Seine Stelle in Italien erhielt Radetzky.

Wenn es wahr ist, daß die Geschicke der Staaten in der Hand des Höchsten ruhen, so darf man kühn behaupten, daß sich hier die Vorsehung deutlich ausgesprochen habe. Jedenfalls aber blieb solches eine jener glücklichen Eingebungen, welche nie verfehlen, große Erfolge zu sichern und das Loos von Ländern und Völkern fest zu stellen. Denn nur sein feiner Takt, seine Leutseligkeit und Energie vermochten es, wie wir bald sehen werden, mitten unter den politischen Stürmen, welche über einzelne Länder dahin brausten, und auch Italien nicht verschonten, die Ruhe im Lombardisch-Venezianischen wenigstens durch eine Reihe von Jahren ungetrübt zu erhalten.

Beim Antritt ſeines Generalates betrug die k. k. Kriegsmacht in Italien 104,500 Mann mit 5000 Pferden. Die beiden mobilen Armeekorps bildeten zuſammen 52 Bataillone, 30 Schwadronen und 12 Batterien; der Ueberreſt beſtand in unmobilen Truppen.

Vielleicht war nie ein Anderer ſo wie Radetzky von der Wahrheit durchdrungen, daß ein langer Friede das eigentliche Weſen des Kriegers mehr und mehr vergeſſen mache und der Einfluß der Exerzirplätze maßgebend werde.

Er war daher im Frühjahr 1831 kaum vierzehn Tage in Mailand, als er den Gedanken zu verwirklichen trachtete, die ſo ſchöne und vom beſten Geiſte beſeelte dortige Armee auf jenen Grad der Manövrirfähigkeit zu bringen, den ſolche haben mußte, ſollte man mit voller Beruhigung der Zukunft entgegenſehen. So lange Frimont noch in Italien war, der ſich den einſchlägigen Verſuchen nicht eben gewogen zeigte, und zu jenen Männern zählte, die von der Anſicht ausgingen: „die Armee ſey eben recht ſo wie ſie ſey,“ hatte die Sache ihre Schwierigkeiten. Frimont war ein alter Soldat, im Krieg aufgewachſen, von gewöhnlichen Kenntniſſen, überaus tapfer, rechtlich, einfach und ein Feind aller Neuerungen. Erſt als Radetzky nach deſſen Abreiſe freie Hand behielt, ſchritt er entſchieden ans Werk.

Anfangs freilich geſchah dieß mit einer gewiſſen Zu-

rückhaltung und der schuldigen Rücksicht auf die oberste Kriegsstelle. Später traten diese Bestrebungen deutlicher hervor.

Die nach Radetzkys Ideen entworfene und Anfangs noch ziemlich mangelhafte sogenannte „Manövririnstruktion" und die bald nachher gefolgte „Feldinstruktion" waren lediglich für die Truppen in Italien bemessen.

Durch die Manövririnstruktion erhielten Generäle und größere Truppentheile eine sichere Norm für alle taktischen Bewegungen in Brigaden, Divisionen und ganzen Korps, in so weit dieß auf völlig offenem Boden zulässig ist. Eine solche Vorschrift fehlte bis dahin ganz, denn das Exerzirreglement ging nur bis zum Regiment, und jede taktische Verwendung eines größeren Körpers unterlag besonderen Anordnungen, die, nach der Individualität und Einsicht des Kommandanten, oft wesentlich von einander abwichen. Jetzt erst wußte die Truppe, wie sie sich ein für allemal in der Brigade und Division aufzustellen und zu bewegen hatte. Denn dieß gab die eingeführte Normalstellung an die Hand. Dabei legte Radetzky ein besonderes Gewicht darauf, daß die Bataillone eines und desselben Regimentes nicht in einem, sondern in zwei Treffen standen. Er normirte die leichten Fußbrigaden auf 2 leichte Bataillone (Jäger oder Grenzer), 2 leichte Kavalleriedivisionen und 1 Kavallerie- oder Raketenbatterie. Die Linienbrigaden sollten in der Regel 4—5 Bataillone

mit 1 Fußbatterie enthalten, und in zwei oder drei Treffen stehen. Hatte die Brigade 4 Linien- und 1 leichtes Bataillon, so stand letzteres im dritten Treffen hinter der Mitte, bestritt aber, im Ernstgefecht vor die Front gezogen, die Avantgarde. Hochwichtig blieb es vorzüglich für die bei den Brigaden und Divisionen eingetheilten Batterien, bei jeder Bewegung ihren gewöhnlichen Aufstellungspunkt leicht zu finden, denn daß dieser Waffe, nach Terrain und Umständen, keine Fesseln angelegt werden dürfen und sie dort gebraucht werden müsse, wo sie am besten zu wirken vermag, ist selbstverständlich.

Nach der Manövririnstruktion für die Infanterie wurde auch jene für die Kavallerie ausgearbeitet und bei dieser Gelegenheit einige wesentliche Verbesserungen, besonders in den Auf- und Abmärschen, sowie die schrägen Linien- und Flankenattaken nach einer neuen Art eingeführt.

Die Feldinstruktion sollte den Soldaten für den Felddienst, namentlich für die entsprechende Verwendung im Plänklergefecht, geschickt machen. Denn darüber waren die reglementarischen Vorschriften zu jener Zeit ungemein dürftig und was sonst darüber bestand, ging zumeist weit über das Begriffsvermögen des Mannes und selbst des Unteroffiziers hinaus. Im Sommer geschah der Unterricht auf dem Terrain selbst, im Winter, mit sichtbarem Erfolg, im Zimmer auf plastischen Modellen, welche sich

die Truppen selbst anfertigten, und wobei oft wahre Kunstwerke zum Vorschein kamen. Nachdem eine derartige Unterweisung die gesammte Infanterie umfaßte, so verschwand die bisherige Nothwendigkeit, die eigentliche Last des Felddienstes auf die Schultern der Jäger und Grenztruppen allein wälzen zu müssen, was nicht immer zuläßig ist. Die Linieninfanterie wurde darin bald so vollkommen, wie die eigentlichen leichten Truppen, denn die Leute bezeigten dafür eben so viel Lust als Geschick.

Der Chef des Generalquartiermeisterstabes in Italien, Oberst v. Heß hatte, nach den Angaben seines Kommandirenden, die betreffenden Vorschriften ausgearbeitet, und dabei eben so viel Sachkenntniß als Geduld an den Tag gelegt. Denn einzelne taktische Bewegungen mußten oft fünf bis sechsmal abgeändert werden, bevor man sicher war, daß bei ihrer Ausführung auf dem Exerzirplatz kein Anstand mehr obwalten und der richtige Einklang erzielt werde. Alles, was die österreichische Armee in späterer Zeit an Exerzirvorschriften erhielt, gründet sich auf diese Ansichten und Einführungen Radetzky's.

Er wußte es durchzufechten, daß die bisherigen, kaum ein paar Wochen dauernden Herbstübungen, wenigstens für Italien auf den ganzen Sommer ausgedehnt werden durften. Man erlangte aber diese Bewilligung, welche er sich im Anfang selbst nahm, weder ohne Kampf noch Verdruß. Denn obwohl in der Lombardei und im Venezia-

niſchen es nicht an größeren, durch die Waſſerarmuth erzeugten unbebauten Terrainſtrecken mangelt, und namentlich die Haiden von Malpenſa, Lonate-Pozzuolo, Garbagnate, die Grovane und das Gelände um Aviano die günſtigſten Uebungsplätze boten, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß man einzelnen Schadenerſatz beanſpruchte und das Kriegsbudget durch Lager- und Quartierauslagen beeinträchtigt wurde.

Radetzky ließ ſich dieß übrigens in keiner Weiſe anfechten. Er begann Anfangs Mai die Truppen auf den verſchiedenen Lagerplätzen zu ſammeln und ſtellte vor halben Oktober die Uebungen nicht ein. Neben dem eigentlichen praktiſchen Unterricht, wobei die Truppen ſchon um 4 Uhr Morgens zur Stelle waren und vor 8 oder 9 Uhr nicht einrückten, hatte dieſe Anordnung noch den unberechenbaren Nutzen, Offiziere und Mannſchaft an ein lager- oder feldmäßiges Zuſammenleben zu gewöhnen und den Gemeingeiſt in der erfreulichſten Weiſe zu heben. Jeder unterzog ſich freudig den damit verbundenen Beſchwerlichkeiten. Wir erinnern uns, daß ein um Cantu in der Brianza verlegtes Jägerbataillon vier Stunden auf ſeinen Exerzirplatz zu marſchiren hatte, ſodann 2—3 Stunden exerzirte, nach der Uebung abkochte und am Abend wieder nach Hauſe rückte. Dieß geſchah freilich bloß zweimal in der Woche. Die Geſundheit und phyſiſche Entwicklung des Soldaten wurde in ſolcher Art auf die erfreulichſte

Weiſe befördert, obwohl manche Widerſacher auf den bedeutenden Krankenſtand zeigten, der übrigens, wie bekannt, keineswegs eine Folge der Anſtrengungen, ſondern des dem Fremden ungewohnten Klimas war.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte Radetzky der Vervollkommnung und richtigen Verwendung der Raketenbatterien. Selbe hielten den Sommer hindurch ihre Schießübungen bei Pordenone und auf der Haide von Garbagnate. Er fand ſich fleißig dabei ein. Bei einer ſolchen Uebung geſchah es, daß eine Rakete ihren Flug nach rückwärts nahm und dem Kommandirenden, der ſich nur einige Schritte hinter dem Geſtell im Geſpräch befand, mit der Blechhülſe die Lippe zerriß. Die Wunde vernarbte ſo vollſtändig, daß kaum eine leiſe Spur ſichtbar blieb.

Die Feldübungen ſchritten ſtufenweiſe vor. Man begann mit den kleinſten Abtheilungen, und gelangte ſo ſucceſſive bis zum ganzen Bataillon, zur Brigade, Diviſion und zum Korps. Keine Uebung fand ſtatt, wo nicht der Feind markirt worden wäre. Die 6 Kompagnien eines Bataillons ſtellten eine ganze Brigade oder Diviſion vor. Etwas Kavallerie und Artillerie wurde dazu gegeben und ein intelligenter Stabsoffizier befehligte den ſogenannten „Feind.“ Dadurch erhielt der Soldat eine praktiſche Anſchauung.

Am Schluß der jährlichen Lagerübungen vereinigten

sich auf 6—8 Tage oft 60,000 Mann zu großen Manövern, wobei jedesmal Freund und Feind dargestellt und eine strategische Idee zu Grund gelegt wurde.

In dieser Weise machten sich die Truppen mit jeder Art des Felddienstes völlig vertraut, den Generälen und Stabsoffizieren aber wurde Gelegenheit geboten, ihren Blick auf dem Terrain zu schärfen. Oft in jenen Tagen sah man Radetzky, in Begleitung seines Generalstabschefs, mit Blitzesschnelle vom Lago maggiore an die Ufer des Mincio und Chiese, oder nach Altavilla und Pordenone, ja selbst über den Po eilen, um irgend ein Lager zu überraschen. Es wurden sodann Stegreifmanöver ausgeführt, wozu er selbst erst an Ort und Stelle die Idee gab und welche um so lehrreicher blieben, als dabei keine Schablone angewendet werden konnte. So erreichte er das von ihm angestrebte große Ziel: ein Heer zu schaffen, auf welches der Monarch jederzeit mit Vertrauen blicken konnte. In dieser Richtung pflichtete man Napoleons Ansichten nicht bei, der, nach Jomini, behauptete: „er liebe die Friedensübungen nicht, weil sie den Soldaten falsche Begriffe beibrächten und ihn lehrten, stets der Ueberzahl zu weichen. Wer den Muth, als ersten Faktor, nicht beachte, vermöge nie ein wahres Kriegsbild zu geben.“ Dieser Ausspruch hat wirklich etwas für sich, kann jedoch nur bedingungsweise gelten, widrigens man das Prinzip aufstellen müßte, die Truppen im Frieden niemals für den Krieg vorzubereiten.

Der in Italien erzielte Erfolg war so augenscheinlich, daß die bewährtesten Stimmen des In- und Auslandes sich in dem Ausspruch vereinigten: „hier bleibe kaum noch etwas zu wünschen übrig.“ Seit jenen Tagen, wo der unvergeßliche Erzherzog Karl des Kaisers Heere zum Sieg geführt, hatte man solche Truppen nicht wieder gesehen. Der Geist jener Armee, die der Sieger von Aspern, von Stockach und Caldiero befehligte, schien auf diese Schaaren übergegangen zu seyn

Viele auswärtige Souveraine sendeten Generäle und Offiziere nach Italien, um diese Verbesserungen durch praktische Anschauung kennen zu lernen. Die Radetzkysche Manövririnstruktion brach sich Bahn bis in die fernsten Länder. Die öffentlichen Blätter nahmen in ihre Spalten die betreffenden Berichte einzelner fremder Offiziere auf. Es war unmöglich, diesen wichtigen Gegenstand in Wien länger unbeachtet zu lassen. Man mußte, falls sich seine allgemeine Nützlichkeit, woran damals noch Manche zweifelten, herausstellen würde, das Gute pflichtgemäß auf die gesammte k. k. Armee übertragen. Seine Majestät der Kaiser ordnete daher eine Kommission an, um die Manövririnstruktion zu prüfen und zu entscheiden: „Ob diese Neuerungen überhaupt nöthig seyen.“ Von 40 Gutachten sprachen sich am Ende 37 dafür und bloß 3 dagegen aus. Die Opposition hatte lange über den Grundsatz verhandelt: ob die Bataillone eines und desselben Regiments

nicht beſſer nach alter Art neben einander, ſtatt wie Radetzky wollte, hinter einander ſtünden. Man wollte ſich nicht erinnern, daß ſchon Suwarow etwas Aehnliches gethan, indem er nur ſeine erſte Linie entwickelte, die zweite aber in Kolonnen hielt. Am Ende entſchied man ſich für eine halbe Maßregel, und beſchloß, dem Befehlshaber, nach den jeweiligen Umſtänden, die eine oder andere der beiden Aufſtellungsarten anheim zu geben.

Radetzky, in deſſen Natur es lag, ſich nie vom Ziel abbringen zu laſſen und nur die Form zu modifiziren, den Zweck aber unverrückt feſtzuhalten, ließ ſich, im Gefühl ſeiner edlen Abſicht und des Beifalls kompetenter Richter, die Bemühungen der Gegenpartei wenig anfechten, ſteuerte unverwandt auf ſein großes Ziel los, und fand ſich durch die völlige Hingebung und das unbedingte Vertrauen ſeiner Untergebenen reich belohnt für alle Mühen und Plackereien. An dieſer hochherzigen Geſinnung zerſplitterten, wie an dem mächtigſten Schild, die Pfeile hämiſcher Tadelſucht. Indeſſen ſoll nicht unerwähnt bleiben, daß die von ihm eingeführten taktiſchen Verbeſſerungen ſich ſchwerlich einer ſo raſchen allſeitigen Verbreitung erfreut haben würden, wenn nicht der Generaladjutant des Kaiſers ſich der Sache mit Wärme angenommen hätte, denn der durch ganz Europa hallende Ruf von der Schönheit und Kriegstüchtigkeit der k. k. Truppen in

Italien genügte noch immer nicht, um manche Zweifler und Widersacher zu überzeugen.

Die kommandirenden Generäle in den übrigen Provinzen der Monarchie hatten die neue Manövrirart mehr oder weniger mit lebhafter Theilnahme begrüßt, und nach dem Muster von Italien gearbeitet. Die alten erfahrenen Generäle, ein Lederer, Bianchi, Klebelsberg, Langenau u. A. erklärten sich unbedingt dafür, was jedoch Andere wieder verneinten.

Im Herbst 1833 wurden drei Kavallerieregimenter unter Generalmajor Baron Mengen bei Turas in Mähren, im Beiseyn Seiner Majestät des Kaisers, nach den Radetzky'schen Vorschriften probeweise geübt; wobei der damalige Major Graf Nobili, der, wie Klebelsberg sagte, „mit seiner schönen Ruhe und taktvollem Benehmen ganz für Mengen passe" mit aller Thätigkeit erfolgreich eingriff, um die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen dieser Anleitung allgemein durchgreifen zu machen.

Mit der Manövririnstruktion für die Kavallerie hielt es nämlich noch weit schwerer wie mit jener der Infanterie. Selbst der als wissenschaftlicher und praktisch tüchtiger Kavallerist geachtete, ebenso geistreiche als ruhige, General Graf Clam-Martinitz, welcher dem Kommandirenden schon aus der Zeit her befreundet war, wo er in den Freiheitskriegen als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu vielfachen und

wichtigen Sendungen verwendet wurde und den Krieg gesehen hatte, nahm in sehr wesentlichen Fragen gegen Radetzky Partei.

Wir glauben dieß am Besten durch jenes Schreiben zu veranschaulichen, welches Graf Clam am 28. Juni 1833 an den Feldmarschall richtete. Wer für das Wesen der Reiterei kein Verständniß hat, der wolle diese Paar Seiten überschlagen. Dem Kavallerieoffizier aber hoffen wir einen Dienst damit zu erweisen. Dieses Schreiben lautete:

„Oft schon in früheren Zeiten durch Deine ebenso gütigen als vertrauensvolle Aeußerungen über die Manövrirkunst der Kavallerie beehrt, konnte ich mir eine desto lebhaftere Vorstellung von der Idee machen, welche Dich, zum Wohl der Armee und in stets reger Sorgfalt für ihren Kriegsruhm leitete.

„Mit dem größten Interesse, und mit der Aufmerksamkeit, die hier durch Dein auszeichnendes Vertrauen zur doppelten Pflicht wird, habe ich die Instruktion für die Kavallerie durchstudirt, und wünschte nur, daß mir das Glück zu Theil würde, Deine praktische Uebung mit ansehen zu können, denn ehe dieß nicht geschehen, würde es eine große Anmaßung seyn, eine Meinung aussprechen zu wollen, wenn ich auch noch so anerkenne, daß die Deutlichkeit der Darstellung, Niemand, der überhaupt Kenntnisse von dem behandelten Gegenstand hat, im Dunkeln

läßt. Da dieſe Sache vor das höchſte Forum gezogen und dem Urtheil ſo vieler hochverdienten und kriegserfahrenen Männer unterworfen iſt, ſo verſchwindet das Meinige auf jeden Fall im Hintergrund der Unbedeutendheit, und überdieß kann ich nur die Anſicht wiederholen, daß jedes Urtheil der praktiſchen Anſchauung vorbehalten bleiben muß.

„Eine Bemerkung aber erlaube ich mir Deinem weiſen Urtheil zu unterziehen und dieſe beſteht in Folgendem: Es ſcheint mir, man muß die Sache immer beim wahren Namen nennen, und ſo auch hier ſich nicht darüber täuſchen, daß von einigen ſehr weſentlichen Veränderungen in unſerem Kavallerieреglement die Rede iſt; und in Folge dieſer Erkenntniß müſſen diejenigen, welche — es ſey nun auf höheren Befehl, oder aus eigenem Antrieb — ein Urtheil fällen ſollen, meines Erachtens zwei Hauptfragen erörtern. Nämlich: 1) Sind die beabſichtigten Veränderungen des Kavallerieреglements als Verbeſſerungen deſſelben zu betrachten, und Allerhöchſten Orts zu ſanktioniren? 2) Sind die Manövrirvorſchriften für Brigaden und Diviſionen, dieſelben mögen nun in Folge der Entſcheidung ad 1) mit den veränderten, oder mit dem beibehaltenen Reglement ausgeführt werden, durch die allerhöchſte Sanktion zu einem Reglement für die Generäle zu machen?

„Wenn man dieſe beiden Fragen nicht trennt, ſo wird man nie zum Ziel kommen. Denn bloß mit dem allgemeinen Satz: „das Reglement iſt vortrefflich bis zum Bereich eines Regiments“ ſcheint mir nicht geholfen, ſobald es ſich um ſolche, in die erſten Grundlagen der Ausbildung und Abrichtung tief eingreifende Modifikationen handelt, als z. B. die Deploirung mit der Achtelſchwenkung — die Ziehung großer Körper durch eben dieſelbe — der Abmarſch mit Vieren u. dgl. ſind.[1]

„Daß alſo dieß Veränderungen ſind, muß man meines Erachtens ganz klar ſagen, und dann unbefangen unterſuchen: ob ſelbe das Reglement verbeſſern. Die Unterſuchung dieſer Vorfrage wird und muß nothwendig die ganze Sache ſimplifiziren, und die Aufgabe derjenigen erleichtern, welche ſeiner Zeit zu einer Beurtheilung berufen ſeyn werden, während ohne derſelben man immer von mangelhaften Prämiſſen ausgeht, oder gewiſſe Dinge, nur ſtillſchweigend angenommen, vorausſetzen muß.

„Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir, mein Glaubensbekenntniß dahin auszuſprechen, daß unſer Kavallerie-

[1] Wir erinnern hier auf die Kontroverſe des Feldmarſchalls Grafen Kalkreuth und Generallieutenants von Dolffs in Preußen 1799, beide gediegene Reiteroffiziere die ſich auch nicht einigen konnten. Kalkreuth war für den Abmarſch zu Vieren, während Dolffs jenem zu Dreien das Wort redete.

reglement der Vollkommenheit noch mehr genähert würde, wenn man a) eine Brechung der Front mit Drei oder Vier einführte (wovon ich nach meinem eigenen Ermessen die erste vorziehe, weil sie sich auch so gut zu Sechs, nämlich mit Drei aus jedem Glied macht) und diese Brechung auf die Aufmärsche aus der Masse anwendete; b) die unter Fürst Hohenzollern abgestellten Obliquen, durch die Staffelmärsche, wieder herstellte; c) bei den Ab- und Aufschwenkungen, während des Marsches, das Ausführungszeichen durch Trompeter einführte, wie Du dieß Zeichen so treffend benannt hast.

„Ich gestehe ganz offen, daß ich bis jetzt zu der Ueberzeugung vom Nutzen anderer Veränderungen noch nicht gelangt bin, besonders deßhalb, weil mir scheint, daß selbe die ausgearbeitetste Truppe doch immer auf längere Zeit in den Uebungszustand zurück versetzen, und ihr etwas an ihrer Zuversicht nehmen. Noch ein Glaubensbekenntniß, was ich ablegen will, ist dieß: ich bin nicht davon überzeugt, daß unser Reglement nicht auf die Bewegung größerer Massen als ein Regiment passen sollte, und glaube, daß die so unendlich oft gesehene und beklagte Unbeholfenheit und Verlegenheit, wo nicht lediglich, doch hauptsächlich, in dem Mangel der Uebung mit größeren Körpern liegt.

„Zum Beweise meines Glaubens stelle ich folgendes auf: Wenn ein General Deiner Art vier Kavallerie-

regimenter beiſammen hat, ſo fehlt das Reſultat nie, und wenn man dieſe vier Regimenter einem N. N. gibt, ſo weiß er nicht was er machen ſoll. Folglich iſt das Reglement für den guten General ein vortreffliches Werkzeug bei der Führung auch größerer Körper, und der ſchlechte General macht, daß das Reglement für ihn verloren iſt. Nehmen wir an, daß die Manövrirvorſchriften für große Körper noch ſo ſehr ausgearbeitet ſeyen, daß man aber immer nur Regimenterweiſe exerzirt, ſo werden die Generäle und Truppen eben ſo unbeholfen ſein beim Zuſammenziehen größerer Körper wie mit dem jetzigen Reglement. Folglich liegt die Abhilfe in der Uebung, und es ſcheint mir, daß wir nicht ſowohl wegen des Reglementsmangel, als trotz des vortrefflichen Reglements, deßhalb im Großen meiſt unbeholfen ſind, weil wir uns nur im Kleinen üben, und wenn wir bei dieſer Methode beharren, ſo werden wir mit jeder noch ſo vortrefflichen Vorſchrift im Großen doch immer unbeholfen bleiben.

„Du ſiehſt — ſchließt Graf Clam mit liebenswürdiger Beſcheidenheit — mein verehrteſter und gnädiger Gönner, daß mein Glaubensbekenntniß mich viel weiter führte, als ich Anfangs wollte, und es bleibt mir daher nichts übrig als die Hoffnung und die ganz gehorſamſte Bitte auszuſprechen, daß Du meine höchſt überflüſſigen Bemerkungen mit Nachſicht leſen, und als unwillkührliche

Aeußerungen meines Intereſſe an dem Gegenſtand betrachten mögeſt, den Du aus viel höheren Standpunkten und, geſtützt auf den Ruhm und die Erinnerungen eigener Thaten, mit Sicherheit beherrſcheſt, während ich gerade nur ſo viel davon weiß und erlebt habe, um mir zu ſagen, wie viel mein Wiſſen und meine Erfahrung mir abgehen läßt."

Faſt um dieſelbe Zeit ſchrieb ihm ſein alter Waffengefährte aus den Befreiungskriegen, der damalige Kommandirende in Galizien Feldmarſchalllieutenant Baron Langenau, gewiß ein höchſt kompetenter Beurtheiler: „Ich habe meinen ſchuldigen und aufrichtigen Dank für die mir überſendeten höchſt intereſſanten und lehrreichen Diſpoſitionen deßhalb um einige Zeit verſchoben, um Dir auch meinerſeits etwas darbieten zu können, was mir der Mittheilung nicht unwerth ſcheint. Wir haben nämlich den Dir bekannten Rittmeiſter Parrot nach Polen geſendet, um ſo gut als möglich den Feldübungen der ruſſiſchen Armee beizuwohnen, und ich ſende Dir in der Beilage ſeinen recht intereſſanten Bericht mit dazu gehörigen Planen, in Abſchrift. Du wirſt Dich daraus überzeugen, daß auch die Ruſſen, wenigſtens was die Maſſenaufſtellungen betrifft, in Deinem Sinn arbeiten.

„In Wien wird mittlerweile tüchtig über das geſtritten was Du bereits in Italien ſehr praktiſch in

Ausführung brachteſt. Der Himmel gebe ſolchem Streit ein gedeihliches Reſultat. Meinerſeits werde ich fortfahren Dir mitzutheilen, was Dich aus unſern rauhen Gefilden intereſſiren möchte. Vergiß auch Du mich nicht in Deinem ſchönen Himmel. Wie du ganz richtig bemerkteſt, ſtehen wir ſämmtlich auf einem Vulkan, nur daß wir dabei etwas mehr frieren müſſen als Du."

Hieher gehört ferner noch ein Schreiben des zu jener Zeit am k. k. Hof akkreditirten großherzoglich baden'ſchen Geſandten Generallieutenant Freiherrn von Tettenborn, den der Verſtorbene ganz beſonders liebte und achtete, weil er in ihm den Typus eines findigen, unermüdeten und unvergleichlich tapfern Führers erkannte. Gerne und oft erinnerte er an das thatenreiche Leben dieſes Generals, der als k. k. Rittmeiſter die Avantgarde des Erzherzogs Ferdinand beim Durchbruch von Ulm nach Böhmen 1805 führte, ſpäter in ruſſiſchen Dienſten am 18. März 1813 mit ſeinen Koſaken Hamburg eroberte, unter dem edlen Generallieutenant Grafen Wallmoden mit ſeltener Auszeichnung an der Göhrde die franzöſiſche Diviſion Pecheux aufreiben half (16. September), im Oktober Bremen überfiel und 1814 in Frankreich mit einem leichten Reiterkorps die wichtigſten Dienſte leiſtete.

Tettenborn ſchrieb aus Wien unterm 13. November 1833:

„Tief gerührt von Deiner Güte ergreife ich die Feder,

um Dir für Deine Aufmerkſamkeit zu danken, die mir ſtets unvergeßlich ſeyn wird. Sehr ſchmeichelhaft war es mir, daß Du bei Deinen vielen Geſchäften eines alten Anhängers und Verehrers nicht vergeſſen haſt, der von ganzer Seele Dir ergeben iſt und Deine großen Eigenſchaften gewiß zu ſchätzen weiß. Es war mir längſt bekannt, daß Deine Armee den höchſten Grad militäriſcher Vollkommenheit erreicht hat, und ich freue mich, daß bei allen fremden Offizieren, die Deine Truppen geſehen, hierüber nur eine Stimme iſt.

„Deine neuen Vorſchriften, um ſowohl der Infanterie als Kavallerie mehr Beweglichkeit zu geben, haben längſt meine ganze Aufmerkſamkeit erregt, und ich geſtehe offen, der ganzen Oppoſition zum Trotz, daß ich Sie vortrefflich finde. Der Kaiſer hat ſich, ſo wie ſeine nächſten Umgebungen, von der Nützlichkeit der Sache überzeugt und ich zweifle keinen Augenblick, daß Alles angenommen wird. Die Oppoſition hat keine Kraft, wird daher gewiß aus dem Feld geſchlagen werden. Die alten Faulpelze wollen nicht, daß man ſie aus ihrem behaglichen Schlaf wecken ſoll.“

Neben den militäriſchen Beſchäftigungen unterließ es Radetzky zu keiner Zeit einen ausgebreiteten Briefwechſel mit vielen ihm befreundeten und hochgeſtellten Männern nicht bloß des In-, ſondern auch des Auslandes zu unterhalten. Dieſe Korreſpondenz drehte ſich zumeiſt um die

Ereigniſſe und Bedürfniſſe der Zeit, und erhielt ihn über alle politiſchen Begebenheiten, auch jenſeits der Grenzen unſeres Vaterlandes, auf dem Laufenden.

Innig vertraut war er mit dem vormaligen badenſchen Miniſter Baron Berſtett, der früher in der k. k. Kavallerie gedient hatte, und bis an ſeinen Tod dem Kaiſerhaus die wärmſte Verehrung bewahrte. Aus deſſen vertrauten Mittheilungen führen wir bloß ein Schreiben aus Karlsruhe vom 12. Auguſt 1832 an, weil es nicht bloß den edlen Charakter Berſtetts zur verdienten Anſchauung bringt, ſondern auch einen Maßſtab für die Beurtheilung der damaligen politiſchen Zuſtände des ſüdweſtlichen Deutſchlands liefert, wie ihn nur ein freimüthiger und tüchtiger Staatsmann zu geben vermag.

„Vergebens, mein theurer alter Freund, würde ich verſuchen, Dir die wohlthuenden Gefühle zu beſchreiben, welche Deine freundſchaftlichen Zeilen vom 23. vorigen Monats in meinem altöſterreichiſchen Herzen rege gemacht haben. In den verhexten Zeitverhältniſſen, die uns das Schickſal zu erleben verurtheilt, ſind ſolche Beweiſe ächter und dauerhafter Freundſchaft der heilſamſte Balſam für ein durch dieſelben vielfach verwundetes Gemüth, beſonders wenn mit ihnen auch noch Worte des Troſtes verbunden ſind, die uns einen hoffnungsvollen Blick in eine heitere Zukunft vergönnen.

„Du weißt daß Kränklichkeit, mehr aber noch Ekel

und Ueberdruß der leidigen Politik des Tages, mich vor anderthalb Jahren bewogen, mich von allen Staatsgeſchäften zurückzuziehen, und zwar mit dem unerſchütterlichen Vorſatz, nie mehr daran Theil zu nehmen, wenn nicht ganz unerwartete Verhältniſſe eintreten, die mir die Hoffnung geben, der guten Sache auf einem, meinen politiſchen Grundſätzen entſprechenden Weg, auch ferner nützlich ſeyn zu können. In dieſem Falle allein könnte ich mich vielleicht entſchließen, jede Rückſicht auf meine zerrüttete Geſundheit und auf die dreiundſechzig Jahre, die meine Schultern beſchweren, bei Seite zu ſetzen und mit einer letzten Anſtrengung mich noch einmal in das Geſchirr zu werfen, bis der im Koth tief verſunkene Wagen wieder in das rechte Geleis gebracht, oder ich ermattet zu Boden fiele.

„Du haſt demnach nicht ganz unrecht, immer noch auf mich zu zählen, wenn je der rechte Augenblick kommen ſollte. Gott gebe nur jetzt, da der bisher ſo geduldige Bundestag endlich einmal das „bis dahin und nicht weiter“ ausgeſprochen hat, daß man nicht, wie ſchon ſo oft geſchehen, auf halbem Weg ſtehen bleibe; denn viel, ja unendlich viel bleibt noch zu thun übrig, wenn das weit verbreitete Uebel mit der Wurzel ſoll ausgerottet werden. Indeſſen iſt die Arbeit dennoch bei weitem nicht ſo ſchwer, noch ſo gefahrvoll, als man es ſich in den großen Kabineten vorzuſtellen ſcheint.

„Ich komme ſo eben von einer Reiſe in unſer Oberland bis Baſel, und namentlich von dem ſo verſchrieenen Freiburg zurück, auf welcher ich, gegen alles Erwarten, die tröſtende Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Geiſt und die Stimmung unſeres Volkes, trotz aller Verführungsverſuche unſerer jakobiniſchen Profeſſoren in dieſem Augenblick noch gar nichts zu wünſchen übrig läßt, und daß es bloß darauf ankommt, ein Paar Dutzend jener Profeſſoren, ſowie einiger Advokaten und ſchlechten Beamten, mit Energie auf den Leib zu ſteigen und die Wüthendſten derſelben zwiſchen vier Mauern zu verſorgen, um die Revolution, womit uns dieſe Herren drohen und einzuſchüchtern ſuchen, mit einem einzigen Schlag zu lähmen und auf lange Zeit unmöglich zu machen. Der Bürger in den Städten, ſowie der wohlhabende Bauer auf dem Lande ſind bereits des liberalen Treibens dieſer Jakobinerrotte herzlich müde. Sie ſehnen ſich nach Ruhe und nach einem kräftigen Regierungsſyſtem, welches ihnen Sicherheit für ihr Eigenthum gewährt, und es bedarf ſicher nur eines Winkes, um letztere zu vermögen, alle jene Revolutionsprediger und Unruheſtifter mit dem Dreſchflegel todt zu ſchlagen, oder wenigſtens aus dem Land zu jagen. Ich ſchreibe Dir alles dieſes, mein lieber Freund, weil ich vermuthe, daß demnächſt Verhältniſſe eintreten dürften, bei welchen Dir dieſe ganz verläßlichen Notizen von Wichtigkeit ſeyn und zur Richtſchnur dienen könnten.

„So viel ich bisher in Erfahrung bringen konnte, herrscht in allen benachbarten Bundesstaaten, mehr oder weniger, so ziemlich der nämliche Geist wie bei uns. Allenthalben ist es einer Handvoll ehrgeiziger Intriganten, Professoren und liederlicher Advokaten gelungen, durch die Freiheit der Presse und durch Deklamationen auf den öffentlichen ständischen Tribunen eine gewisse Unruhe und Aufregung, jedoch nur unter den niedrigsten Volksklassen, hervorzurufen, um die Regierungen durch aufrührerische Drohreden und Schriften, auch tumultarische Volksfeste — wie das Hambacher und andere mehr — einzuschüchtern und theilweise zu lähmen. Allein der Geist der Empörung ist noch keineswegs in die begüterte oder sonst nur etwas wohlhabende Volksklasse gedrungen, so, daß jedes Gouvernement, welches nur mit einiger Energie einzuschreiten den Muth hat, des vollkommensten Sieges über die an Zahl geringe revolutionäre Faktion versichert seyn darf.

„Also nur vorwärts mit Zuversicht, und ohne Zaudern auf der Bahn des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung. Die so fürchterlich beschriebene Befreiungsarmee unserer Professoren und Studenten, sammt dem Lumpengesindel, auf welches sie zählen, wird nicht ins Feld rücken, dafür stehe ich Dir, sobald sie sich einmal wird überzeugt haben, daß mit dem Deklamiren und Schreien, selbst mit aufrührerischen Zeitungsartikeln, nichts mehr auszurichten

ſeyn wird. Glaube mir! Ich kenne genau dieſe feigen Schufte, ſowie die ruhigen Geſinnungen und den beſonnenen Geiſt unſeres braven Volkes.

„Schon haben die Beſchlüſſe des bisher ſo ſehr verſpotteten und leider auch in der That nicht ſehr furchtbaren Bundestages über alle Erwartung gewirkt. Die allerfrechſten Schreier und Chefs de partie laſſen bereits die Ohren hängen, blaſen Chamade und ſchleichen einher wie geprügelte Hunde, als ob ſie es nicht geweſen wären. Es iſt erbärmlich, daß ſo elende feige Geſellen auch nur einen Augenblick den Regierungen und Gewalthabern zu imponiren im Stande waren. Mich haben ſie, Gott ſey's gedankt, nie weder getäuſcht noch entmuthigt. Sie wußten es aber auch, und verſchonten mich deßhalb auf eine wirklich auffallende Weiſe.“

Die Bedürfniſſe der Zeit mit hellem Blick erfaſſend, hatte der Feldmarſchall ſchon in den erſten Monaten ſeines Wirkens in Italien die Befeſtigung von Verona angeregt. Er wünſchte aber keineswegs einen bloßen Placede-Moment, ſondern eine wirkliche Feſtung und großartigen Manövrirpunkt. Anfangs ſtieß er auf mancherlei Schwierigkeiten, und viel Dinte wurde verſchrieben, bevor die Sache nur einigermaßen ins Geleiſe kam. Mit richtigem Takt hatte er den Koſtenpunkt auf ein Minimum geſtellt, in der Ueberzeugung, das Weitere werde ſich finden. Dadurch aber geſchah es, daß vor der Hand von einem

verſchanzten Lager auf dem weſtlichen Rideau, von der Etſch über Chievo, Crocebianca, San Maſſimo, Santa Lucia und Tomba keine Rede ſeyn konnte, und man ſich im Bedarfsfall mit Erdwerken behelfen mußte. Erſt unſerem jungen Monarchen danken wir jene großartigen und ſoliden Forts, welche ſich nunmehr dort erheben, und aus Verona das geſchaffen, was es ſeyn ſoll: einen Waffenplatz erſten Ranges, der uns vollſtändig zum Meiſter der obern Etſch macht und in ſeiner großartigen Ausdehnung ein zahlreiches Heer nebſt allen Kriegsbedürfniſſen aufzunehmen vermag, auch bei ſeiner geringen Entfernung vom Mincio und den Feſtungen Peschiera und Mantua eine doppelte ſtrategiſche Wichtigkeit beſitzt.

Wäre ſchon im Jahre 1848 der Rideau in jetziger Weiſe befeſtigt geweſen, wofür der Feldmarſchall Jahre lang ſollizitirte, ſo möchte es ſchwerlich zu einer Schlacht bei Santa Lucia gekommen ſeyn, und man hätte ſich nicht der Gefahr ausgeſetzt, durch deren möglichen Verluſt, ſo wie die Dinge damals ſtanden, auch den Untergang der Monarchie herbeizuführen. Der Feldmarſchall kann eben deßhalb als einer jener Männer betrachtet werden, denen der Himmel die unſchätzbare Gabe verlieh, weit in die Zukunft zu blicken. Gar vieles was er ſchon in den dreißiger Jahren mit allem Eifer anſtrebte und erzielte, hat ſeinen Nutzen erſt im Jahr 1848 bewährt.

Seine ſtaatsmänniſche Befähigung erwies ſich aus

dem korrekten Vorgehen gegen die gesammten italienischen Höfe, von denen die einsichtsvollen und gut denkenden in ihm und seiner Armee ihre festeste Stütze erkannten. Sein richtiger Takt, und sein rücksichtsvolles Benehmen, das übrigens dem Vortheile des Kaiserstaates nicht das Mindeste vergab, waren Ursache, daß in Rom, Florenz, Lucca, Modena und Parma sein Rath jederzeit volle Geltung fand. Wenn er zeitweise einen dieser Höfe besuchte, hatte er sich stets der besten Aufnahme zu erfreuen. Ganz vorzüglich war solches bei der Frau Erzherzogin Maria Louise der Fall, welcher er, wo nicht öfter im Jahr, so doch unfehlbar am 12. December, zum Geburtsfest, seine Aufwartung machte. Mit Sardinien hatte der Wiener Hof schon im Jahr 1831 ein Offensiv- und Defensivbündniß geschlossen, welches 1848 in so schmählicher Weise durch Karl Albert gebrochen wurde. Dem König war die Ehre widerfahren unterm 9. December 1831 von Seiner Majestät dem Kaiser zum Inhaber des k. k. fünften Husarenregiments ernannt zu werden, das bis dahin den Namen des Feldmarschalls führte und ihn auch führen wird auf ewige Zeiten. Bei dieser Gelegenheit erhielt Radetzky am 10. Februar 1832 das Großkreuz des Sankt Mauriz- und Lazarusordens, dem erst 1838 der Anunziadeorden folgte. Da, bei allem scheinbar gutem Einvernehmen, dem Feldmarschall die bei vielen Gelegenheiten in Turin hervortretende übergroße Empfind-

lichkeit nicht unbekannt war, ſo ſtrebte er vorzugsweiſe dahin, jenen Hof bei gutem Willen zu erhalten. Er trat dort mit großer Behutſamkeit auf, erwies ſich auch gegen die zeitweiſe nach Mailand kommenden, oder die Waffenübungen, oft in ziemlicher Zahl beſuchenden, ſardiniſchen Offiziere ebenſo gaſtfrei als aufmerkſam. Ein Lamarmora ſaß als einfacher Artilleriekapitän gar oft an des Feldmarſchalls Tiſch, neben ihm ein Bava, ein Sonnaz und Andere, die alle im Jahr 1848 gegen uns gefochten und zum Theil noch heute einem Heere grollen, das ſie ſtets mit unverſtellter Zuvorkommenheit aufnahm, und ihnen aus unſeren Militäreinrichtungen nicht das mindeſte Geheimniß machen zu ſollen glaubte, denn ſie waren ja unſere freundlichen Nachbarn und Verbündete.

Unterm 12. December 1833 hatte auch Ihro Majeſtät die Herzogin von Parma den Marſchall mit dem Senatorgroßkreuz des Konſtantin- und Georgsordens geſchmückt.

Auf einem Poſten, den die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit doppelt ſchwierig machten, wirkte Radetzky nach allen Richtungen in einer Weiſe, welche ihm die allgemeine Bewunderung und Liebe, ja ſogar das Vertrauen jener erwarben, die zu den Gegnern der Regierung zählten. Allſeitig pries man ſein würdevolles Benehmen, ſeinen Edelmuth, ſeine Herablaſſung, ſeine Milde. Anderſeits erwarb er ſich durch unausgeſetzte Sorgfalt für alle

Bedürfniſſe des Soldaten, die Liebe und das Vertrauen deſſelben, wie vielleicht kaum ein Feldherr vor ihm in Oeſterreich, den Erzherzog Karl etwa ausgenommen. Die Armee zollte ihm eine faſt abgöttiſche Verehrung, und bewies ihm die rührendſte kindliche Anhänglichkeit. Streng, aber in hohem Grade gerecht und billig, einfach, ohne allen Prunk, mäßig, beſorgt und für jedermann zugänglich war er das Urbild eines Feldherrn, und erinnerte unwillkürlich an jene Heroen, von denen wir in den alten Heldenbüchern leſen.

Mit ſtets regem Eifer allen adminiſtrativen Verbeſſerungen zugewendet, hatte der Marſchall ſeit vielen Jahren geſammelt und nachgedacht.

So entſtanden ſeine Vorſchläge für eine vereinfachte Kriegsverwaltung. Man darf bedauern, daß dieſe lichtvollen Gedanken und Anträge in ſeinem Schreibepulte verſchloſſen geblieben ſind. Wer ſo wie wir dieſe Arbeit kennt, wird zugeben, daß die darin aufgeſtellten Modalitäten und ziffermäßig nachgewieſenen Berechnungen nicht nur eine große Vereinfachung, ſondern auch eine weſentliche Erſparniß im Militärhaushalt erzielen mußten. Einen Augenblick ſchien Radetzky geneigt, damit hervorzutreten, als ſich ihm plötzlich wieder die Ueberzeugung aufdrang, ſolches ſey weder klug noch zeitgemäß, und würde nur die Zahl ſeiner Widerſacher vermehren.

Um der Wahrheit gerecht zu werden, muß man

allerdings zugeben, daß es ihm nicht selten begegnete, in seinem feurigen Wollen über das Ziel hinauszuschießen und bei aller Biederkeit und Offenheit bisweilen diejenigen zu verletzen, welche am Althergebrachten hiengen und in dem Bestehenden das Vorzüglichste erkannten. Ein Hauptgegenstand, den er nie aus den Augen verlor, war die Krankenpflege. Seine „armen Soldaten" wollte er im Spital auf das Beste gehalten wissen. Er wurde daher nicht müde, sich Spitals- und Montursgegenstände für Italien zu erbitten, und zwar oft in sehr großartigem Umfang. Man war mit seinem unaufhörlichen Begehren beim Hofkriegsrath äußerst unzufrieden und meinte: „die italienische Armee koste gar zu viel." Allerdings konnten die Lagereinrichtungen, die Einführung der großen Standzelte, und theilweise Versuche bei der Artillerie, beim Verpflegswesen u. dergl. nicht ohne Auslagen bestritten werden. Der damalige Hofkriegsrathspräsident General der Kavallerie Graf Hardegg, sein alter Freund und Waffenbruder, glaubte es im Interesse des Dienstes und der Freundschaft selbst ihm auf zarte Weise begreiflich machen zu sollen, daß er denn doch gar zu viel begehre. Er schrieb ihm:

„Ich glaube Dir bemerken zu müssen, daß nach meiner Meinung man sich vor der Hand nur bestreben sollte, das Erreichbare zu erlangen. Der Hoffnung, daß die ärztliche Kunst und Wissenschaft in Bälde einen so raschen

Fortgang nehmen werde, kann ich mich nicht hingeben. Sie werden immer nach ihren Methoden pfuschen, kuriren und dogmatisiren. Wenn wir unserseits es nur dahin bringen, daß die armen Kranken reinlich gehalten werden, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen, und Ordnung in den Spitälern herrscht. In Bezug auf die Bekleidung der Armee ist Niemand mehr als ich von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß der Soldat neben gehöriger Nahrung auch seiner Bestimmung gemäß gekleidet seyn müsse. Ich bin auch vollkommen überzeugt, daß dieser Zweck erreicht werden könnte, ohne den Staat mit einer Mehrauslage zu belasten. Aber leider ist das Sprichwort ein faktisches Hinderniß: „mundus vult decipi, ergo decipiatur.“ Ich habe Verdruß genug gehabt, indem ich mich dieser so eingebürgerten Thatsache in den Weg gestellt. Ein ganzes Heer von Menschen aus allen Klassen opponirt sich. Viele wollen nicht einsehen, daß zweimal zwei vier ist, und nur Wenige sehen nicht ein, wenn die Andern den wahren Talisman besitzen und sie glauben machen, was sie wollen.“

Da Radetzky sich durch solche Winke von der eingeschlagenen Bahn nicht abbringen ließ, so entstand eine merkbare Verstimmung zwischen Beiden, die jedoch bei ihrem Biedersinn weder von allzu langer Dauer, noch für das Wohl des Mannes nachtheilig seyn konnte.

Ganz besonders waren es die Gesundheitsverhältnisse

der in Italien so verschrieenen Festungen Mantua und Legnago, welche ihn fortwährend beschäftigten. Es wurde über Mantua ein umfangreiches Elaborat ausgearbeitet, dessen historischer Theil die genauesten Nachweise über Alles gab, was zur Verbesserung der dortigen Malaria, welcher schon Tausende von österreichischen Soldaten zum Opfer fielen, bis dahin geschehen war.[1]

Unverwandt folgte der Feldmarschall auch den nie ganz ruhenden Umtrieben der Propaganda in Italien, und stand mit dem in Ferrara durch Mörderhand gefallenen, so rechtlich denkenden Baron Barätelli deßhalb in stetem Verkehr.

Trotz aller scheinbaren Ruhe waren die Zustände in der Halbinsel schon ziemlich unterwühlt, vorzugsweise in den kleineren Staaten, wo die Wühler und Hetzer freieren Spielraum hatten. Den schlagendsten Beweis, mit welcher cynischen Frechheit selbe bisweilen auftraten, liefert ein heut zu Tag vielleicht schon vergessenes, damals aber großes Aufsehen erregendes „Sendschreiben" des Parmesaners Peter Giordano an den Präsidenten Vincenz Mistrali.

[1] Ein Jahr später schrieb der Marschall dem Verfasser: „Sie kennen Mantua und seine ganzen Krankheitsverhältnisse aus Ueberzeugung, während Dr. Schlosser, ein theoretischer Schmierer, uns alle Jahr durch seine Berichte Stoff giebt, der Hofstelle antworten zu müssen. Nehmen Sie mir es daher nicht übel, wenn ich auf Ihre gewohnte Nachsicht, sowie auf Ihre Kenntnisse vertrauend, Sie bitte die Anlage zu prüfen, und mir Ihre Meinung für den Hofkriegsrath zu sagen."

Wir können daſſelbe nur in der Urſprache wiedergeben, weil es durch eine Uebertragung alle Pointen verlieren müßte.

„Scrissi una volta all' eccellentissima presidenza vostra gravemente per cosa grave, che importava molto all' umanità ed alla ragione. Fú inutile perché voi non curaste, che l'ottimo volere della buona padrona non fosse scelleratamente tradito dall' impudentissima audacia di mentire di fra Tacchino e fra Cocconi. (Anſpielung auf Tacchi und den Präſidenten des Innern Cocchi.) Forse verrà giorno che la padrona sappia e punisca.

„Ora leggermente vi scrivo per cosa, quanto a me lievissima che importa solamente all' onor vostro e della padrona. E piccola cosa in se, pure é una delle mille e mille che si vede, con quanta bestiale insolenza lo sbiraccio di Bergamo (der damalige parmeſaniſche Polizeidirektor Sartorio, ein von den Mazziniſten wie begreiflich aufs Aeußerſte gehaßter Beamter) e quello stolidamente furioso buonaccione di Capernico, giumenti stranamente imbizzarriti dalla troppa e non isperata profenda, tirino a precipizio l' avvilito carro della ducale potenza, sul quale voi sedete, non felice cocchiere. Hanno decretato e decretarono, che per tutta l'ampiezza dell' impero, non sarà lecito vendere, nè comperare, donare, nè prestare, leggere, nè farsi

leggere, avere nè desiderare una mia chiacchiera (se la vedeste cosa gelata, insipida, innocentissima) circa lo spasimo intágliato del Toschi, stampata notabene non a Capolago, ni a Lugano, in Milano, sotto le ali dell' aquilone augustissimo. Ciò e mentre a me, quand' anche fosse odio vano al mio nome, e ridicola vendetta d'aver rifiutato le stolide loro circommissioni. Ciò mi pare quasi niente anche al Toschi se ben potesse parer grave, e non degna ingiuria a quell' eccellente e rispettabil' uomo. Il calcio dei cinici puó molestare un Toschi ma non offenderlo. Ma scandalo é (dubito se piu odioso o ridicolo) aver anche qui ingannata la padrona e condotta a dare il suo nome, l'augusta figlia, a tale irreverenza verso l'augusto babbo. Stolidissima insolenza! A Parma rovesciare ciò che Milano approva.

„L'universo mondo stoltizzante non crede piu i principi cosa sovraumana, ma bensi estraumana.

„Quanti si dicevano dei terrori avevamo per esempio alla corte omerica. Fú veduto l'arciduca Plutone discordare dall' imperatore Giove, il re Nettuno tempestare a dispetto dell fratello, Giunone regina rissare col marito, ma non si udi mai, che Minerva, Diana Venere, insultassero al senno del padre.

„Certo la padrona può credere noi degni di

sopportare un Cocchi, un Sartorio, ma non púo credere, nè crede, nè presume che noi crediamo, che questi animalacci abbiano piu cervello dei censori milanesi. Certo, che Ella non può volere, nè vuole beffarsi della saviezza paterna, quando Ella sa e sa il mondo, che senza i fulmini del padre non regnerebbe mezz'ora.

„Guardate dunque se non si convenga di mettere un morso, e dare di buone frustate ai due furenti asinoni, se non attro, perchè la gente conosca pur qualche differenza tra il cocchiere e le bestie, e non debba credere che voi li abbiate e per colleghi di potenza, e per simili di natura a voi.

„Guardate ancora se non tocchi il vero interesse della padrona, ed il vostro debito di leale servitore (cieco già non siete) che le facciate finalmente conoscere per quanto odio e disprezzo pubblico strascinino costoro indegnissimamente un nome gia tanto amato e riverito. Fate voi! Ma non sarebbe forse bene che pensaste di provedere un poco al vostro nome? Poiche vedete, che la potenza é fuggevole, i ministri sono sministrati, i duchi ponno essere sducati; io me ne rido, sapendo che, se anche fossi impiecato, non sarò sgiordanato. Voi dovete sapere quello che i cinici boriosi nè sanno, nè possono intendere, che io sono di quelli che neppure la morte

fa tacere, io sono di quelli che sgridano e puniscono anche dopo morte. Piacenza 4. giugno 1833 anno terzo del pessimo fra tanti cattivi governi che Parma e Piacenza sopportarono.“

Man konnte ſich unmöglich die Augen verſchließen über ſolche kecke Kundgebungen der Umſturzpartei. Die von Medici zu Modena in populärer Sprache höchſt gediegen verfaßten „Dialoghetti“ waren nicht im Stande, das wuchernde Unkraut auszurotten. Dieſe waren mehr auf das Landvolk berechnet, und der Geiſt des Ungehorſams lag in den höheren Schichten der Bevölkerung. Der Feldmarſchall verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit. Die aus Schönhals gewandter Feder gefloſſenen zeitweiſen Berichte nach Wien über die italieniſchen Zuſtände waren ebenſo treffend als gründlich. Der Hofkriegspräſident antwortete einmal vertraulich: „Dein letztes ſehr intereſſantes Schreiben hat mich in die volle Kenntniß des Sachbeſtandes in Italien geſetzt, was mir zur nützlichen Wiſſenſchaft dient und wofür ich Dir ſehr dankbar bin. Obſchon ich weiß, daß Seine Durchlaucht der Fürſt Metternich über dieſe Verhältniſſe ſtets in Kenntniß iſt, ſo ermangle ich doch nicht, demſelben die Mittheilung von Allem, was Du mir ſchreibſt, zu machen. Du haſt eine ſehr wichtige Stellung und eine ſehr delikate Aufgabe, zu deren Löſung Deine geniale Perſönlichkeit als Beruhigung für die gute Sache dienen kann. Daß wir

in einem sehr bewegten Zeitpunkt leben, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Jedoch Beharrlichkeit und fester Sinn für unsere gute Sache ist um so mehr die Pflicht. Die Demagogen sind zwar unermüdlich und erfinderisch in ihren lasterhaften Anschlägen, die aber in der letzten Zeit Gottlob so ziemlich mißlangen."

In diesen wenigen Worten spricht sich des ritterlichen und pflichttreuen Grafen Hardegg ganzer Charakter aus.

Die Unruhe, welche allenthalben auf der Halbinsel bemerkbar war, erhielt neue Nahrung, als die Franzosen Ankona besetzten. Es verbreiteten sich bald Gerüchte von Räumung der Legationen durch die k. k. Truppen, und weckten in Mailand um so größere Besorgnisse, als man dort weit eher denn anderwärts einsah, daß eine solche Maßregel das Signal zu neuen Aufständen geben mußte. Da erhielt der Kommandirende nachstehendes Schreiben des Fürsten Staatskanzlers.

„Euer Excellenz wird der k. k. Botschafter Graf Lützow das gegenwärtige Schreiben zu übergeben die Ehre haben. Nachdem er seinen Urlaub hier beendet, habe ich es für zweckdienlich erachtet, ihn eigens über Mailand reisen zu lassen, damit er sich mit Ihnen besprechen könne. Da er in die Lage der Evakuationsfrage vollkommen eingeweiht ist, so glaube ich, daß Niemand Euer Excellenz mehr Beruhigung über diesen wichtigen Gegenstand würde bieten können, als Graf Lützow selbst. In

jedem Fall bitte ich Sie, keinem auf dieſe Sache ſich beziehenden Gerücht jemals den entfernteſten Glauben zu ſchenken, in ſo lange Sie keine Nachricht von hier aus haben. Denn nur hier liegt der Schlüſſel. Das, was nicht hier beſtimmt wird, wird es anderswo nicht werden.“ So durfte nur ein Staatsmann ſprechen, der die Politik des Kaiſerhofes ſeit 1815 zu einem Einfluß gebracht hatte, den ihm Niemand in Europa ſtreitig machen konnte.

Als der Befehlshaber des franzöſiſchen Okkupationskorps in Ankona, der ſpäter durch ſeinen Diffamationsprozeß ſo bekannt gewordene General Deſpan de Cubieres, in Begleitung des Eskadronchefs vom Generalſtab Marquis Caraman und einigen andern Offizieren uneingeladen den großen Waffenübungen bei Valeggio im Herbſt 1834 beiwohnte und mit der dem Feldmarſchall angebornen Urbanität aufgenommen worden war, bemerkte Fürſt Metternich: „Es kommen mir von allen Seiten Nachrichten zu, welche in dem Lob der letzten Manöver bei Verona einſtimmig ſind. Beſonders beloben ſich die fremden Offiziere der ihnen gewordenen Aufnahme. Der General Cubieres insbeſondere hat ſich derſelben auf eine Art gerühmt, welche zu der Vermuthung Stoff geben könnte, daß er die entgegengeſetzte Aufnahme befürchtete. In dieſem Fall läßt es ſich nur ſchwer erklären, wie und warum er das Unternehmen gewagt hatte.“

Im Juni 1834 war der bisherige Generalstabschef Oberst Heß zum General befördert und für eine Brigade in Mähren bestimmt. Dadurch verlor Radetzky, wie er zu sagen pflegte, „seine rechte Hand.“ Zu dessen Nachfolger hatte er kein rechtes Herz. Denn nur Heß verstand ihn ganz, war ihm unbedingt ergeben und beurtheilte Menschen und Dinge von einem gleichen Standpunkt. Ein vierjähriges Beisammensein, der mündliche Austausch über so viele Ansichten, Entwürfe und Zeitbegebenheiten, die bisher im stundenlangen Auf- und Abgehen nach allen Seiten beleuchtet wurden, bildeten für Radetzky ein wahres Bedürfniß. Wenn je hier die Intrigue ihre Hand im Spiel hatte, woran wir ungern glauben, so erreichte selbe dießmal vollständig ihren Zweck. Der Schlag traf beide Männer schwer. Der Briefwechsel konnte den persönlichen Umgang nie ersetzen; denn wie vermochte solcher einem so feurigen Charakter zu genügen, der zehnmal des Tages etwas zu fragen hatte, und bei seinem Reichthum an großartigen Ideen und heilsamen Maßregeln bis dahin gewohnt gewesen war, sein „zweites Ich“ ohne allen Rückhalt ins Vertrauen zu ziehen.

Was der Feldmarschall selbst zwanzig Jahre früher dem edlen Fürsten Schwarzenberg gewesen, das war Heß, und wohl noch in weit höherer Potenz, für ihn. Weder Schönhals, noch viel weniger irgend ein Anderer, vermochte ihm einen Ersatz dafür zu bieten.

Um der Verfügung, welche beide Männer trennte, wenigstens den Schein zu benehmen, als ob darin eine Absicht liege, dem Kommandirenden weh zu thun, stellte man den Grundsatz auf: „der jeweilige Generalstabschef der italienischen Armee dürfe keinen höheren Rang als jenen eines Obersten bekleiden.“ Als jedoch an Schönhals die Tour zur Beförderung kam, fand man nicht den entferntesten Anstand, ihn auch als General auf seinem bisherigen Posten zu belassen, obwohl man hätte denken sollen: die Operationsgeschäfte bedürften weit eher einen General zum Vorstand, als die Detailkanzlei. Erst die schweren Ereignisse des Jahres 1848 führte Beide wieder zusammen. In den vierzehn Jahren der Trennung hatten sie sich fleißig geschrieben und auch verschiedenemale gesehen. Denn Heß versäumte keine Gelegenheit, denjenigen zu besuchen, welchen er bewunderte und liebte.

Im Winter von 1834 auf 1835 litt der sich den Siebzigen nähernde Feldmarschall an heftigem Husten und zeitweiser Diarrhoe. Eine sichtbare Abnahme der Kräfte weckte um so größere Besorgnisse, als sich auch in seinem ganzen Wesen eine auffallende Verstimmung kund gab. Langsam ermannte sich jedoch Geist und Körper wieder. Und so mußte es auch wohl seyn, denn die Vorsehung hatte ihn ja zu Höherem bestimmt. Wenn auch fortan weniger heiter, zurückhaltender und mehr ein Freund des Alleinseyns, gewann er doch nach und nach die frühere

Schwungkraft wieder, und sein reger Geist erfaßte, wie vordem, mit jugendlicher Frische eine Reihe von Entwürfen, die alle nur Eines, „das Beste des Staates und Heeres“ bezweckten.

Da traf ihn ein neuer schwerer Schlag: der Tod des Kaisers Franz. Von diesem streng rechtlichen, gewissenhaften und in hohem Grad einfachen Monarchen vielfach ausgezeichnet, hatte er demselben durch 43 Jahre in Leid und Freud mit unerschütterter Hingebung gedient, und ihm eine Treue und Verehrung geweiht, die nur Jene ganz begreifen, welche die Tiefen dieses lauteren Gemüths vollständig zu ergründen so glücklich waren. Die Regierung dieses hochverehrten, im Leben so überaus geliebten Kaisers gehört nunmehr der Geschichte an und liegt abgeschlossen hinter uns. Die seitherigen großen Weltereignisse haben jene ferne Zeit schon fast verdrängt. Hoffen wir, daß dieser unvergeßliche Monarch bald einen seiner würdigen Biographen finden möge.

Als Kaiser Ferdinand den Thron bestieg, fanden in dessen nächster militärischer Umgebung einzelne Veränderungen statt.

Der edle Feldmarschallieutenant Graf Clam wurde dessen Generaladjutant und ging seinen eigenen Weg, voll großer Entwürfe, die sich in einem und demselben hochherzigen Brennpunkt begegneten, und denen der gediegene Zanini nicht ferne stand. Um diese Zeit schrieb Tetten-

born: „Der Generaladjutant tritt bis jetzt noch piano auf. Doch kann man noch nicht beurtheilen, wie die Militaria sich gestalten werden. Ich hatte vor einigen Tagen ein ernstes Gespräch mit ihm wegen Dir, wo ich ziemlich mit ihm zufrieden war. Es ist Ihre Aufgabe, sagte ich ihm, ein gutes Verhältniß zwischen Radetzky und Hardegg herzustellen und zu erhalten, denn Sie würden die öffentliche Meinung ganz gegen sich haben, wenn Sie nicht diesen Weg einschlügen. Er sprach mit so vieler Verehrung und Hochachtung von Dir, daß ich nicht glauben kann, er werde in einem entgegengesetzten Sinn handeln. Windischgrätz hat ihm ebenfalls hart zugesetzt. Es wird sich nun zeigen, welchen Gang die Kommission einschlägt. Alfred ist fest entschlossen, auszuscheiden, wenn nicht die Sache mit Unparteilichkeit und Nachdruck getrieben wird.“ [1]

Mit der Befestigung von Verona allein wollte sich der Feldmarschall in einer so verhängnißvollen Zeit noch nicht für vollkommen beruhigt ansehen. Er dachte deßhalb an die Befestigung weiterer Punkte in vorderster Linie und ergriff diesen Gegenstand mit wahrem Feuer. Wenn die

[1] In einer Nachschrift heißt es: „Ungarn ist anscheinend ruhig, aber die Leute warten nur auf glückliche Chancen, denn sie sind mit den französischen und italienischen Radikalen in steter Verbindung. Bis jetzt stehen die Verhältnisse mit Rußland ganz vortrefflich; ich wünsche besonders daß es von Dauer sein möge. Louis Philipp spielt den Legitimen und sieht aus als wolle er sich den Mächten anschließen, mais le diable n'y prendra rien.“

Verhältniſſe nicht geſtatteten, dieſe Idee zu verwirklichen, ſo ſchmälert ſolches doch in keiner Weiſe ſein großes Verdienſt. Denn wären nach ſeinem Wunſch Mailand, Pavia, Piacenza und Lecco ſchon vor 1848 befeſtigt geweſen, ſo möchte der Gang der Ereigniſſe beim Beginn der Revolution wohl ein anderer geworden ſeyn.

Der gründliche Techniker Hauptmann Birago des k. k. Generalquartiermeiſterſtabes, Erfinder des nach ihm benannten Kriegsbrückenſyſtemes, baute damals, im Auftrag des regierenden Herzogs von Modena, die Maximilianiſchen Thürme bei Prescello am rechten Pouſer und ſtellte, mit dem geringen Aufwand von 97,000 Gulden, einen geſicherten Poübergang her. Radetzky eröffnete mit dieſem vielſeitig gebildeten Offizier eine ziemlich lebhafte Korreſpondenz, die ſich vorzugsweiſe um ein befeſtigtes Lager bei Mailand, nach der Art von Linz, drehte.

Wir laſſen hier zwei Schreiben folgen, welche den Leſer in die volle Kenntniß alles deſſen ſetzen, was darüber verhandelt worden iſt.

Das eine aus Linz vom 24. Mai 1835 iſt vom Erzherzog Maximilian an Birago gerichtet, in italieniſcher Sprache geſchrieben und ſagt in deutſcher Uebertragung: „Was die Idee des kommandirenden Generals Grafen Radetzky betrifft, Mailand mit Thürmen zu umgeben, ſo iſt ſelbe allerdings ausführbar, nachdem es ſich dort nur um ebenen Boden handelt. Eben deßhalb

würde aber die Glacisanschüttung beträchtliche Kosten verursachen, besonders in einem so sehr kultivirten Land. Auch das Niederreißen so vieler Wohngebäude ist kostspielig; es müßte auch eine ungeheure Zahl von Bäumen gefällt, Gräben und bewässerte Wiesen angeschüttet werden, sobald man die Thürme in Vertheidigungsstand setzen will. Denn, um die Mitte der Stadt den Wurfkörpern zu entziehen, wäre der Befestigungsrayon wenigstens 1000 Klafter über die heutige Umfassung hinauszurücken, was ungefähr 30 Thürme geben dürfte.

„Aus dem strategischen Gesichtspunkt angesehen, liegt Mailand auf jenem Punkt, der von allen Ticinoübergängen eines westlichen Feindes, zwischen Sesto Calende und Pavia, gleichweit entfernt ist, weßhalb ein feindliches Heer unmöglich den Ticino überschreiten kann, sobald im verschanzten Lager von Mailand eine Streitmacht steht, welche halb so stark oder etwas mehr als die Hälfte des Feindes wäre.

„Ich erkenne, daß Mailand als Mittelpunkt vieler trefflichen, nach allen Richtungen auslaufenden Straßen, die fast gar keine Transversalverbindungen unter einander haben, die größten Vortheile bietet, um nach jeder beliebigen Seite auszufallen, während der Feind dem wesentlichen Nachtheil unterliegt, diesen befestigten Hauptstraßenknoten umgehen zu müssen. Auch die beiden Schifffahrts-

kanäle tragen, ebenso wie die vielen Chausseen, zur leichtern Approvisionirung bei.

„Mailand ist das Herz der Lombardei. Diese ganze so wichtige Provinz müßte in der Befestigung ihres Zentralpunktes und zwar in einer Art um unbeschränkten Widerstand leisten zu können, nur eine vermehrte Bürgschaft für die Stabilität der Ordnung aller dermaligen italienischen Angelegenheiten und ein Unterpfand erblicken, daß dieses Land in Zukunft nicht mehr jenes Schicksal erfahren würde, wovon es früherhin betroffen wurde, nämlich die erste und leichte Beute jeder über die Alpen herabsteigenden Armee zu werden.

„Ist Mailand in obiger Art befestigt, so genügen für Lecco ein Paar Thürme, um dem Feind den dortigen Addaübergang zu wehren und sich die so kostbare Verbindung mit Deutschland, besonders mit Bregenz zu erhalten. Eine Armee in Mailand muß übrigens jederzeit ihre freie Verbindung mit Verona haben, indem die Witterungsverhältnisse des abgewichenen Jahres zur Genüge zeigen, daß die Splügenstraße zeitweise unbrauchbar werden kann."

Am 6. Juni schrieb Birago:

„Die Vertheidigung der Lombardei gegen Westen ist vorzugsweise in Eurer Excellenz hellem Gedanken einer Befestigung von Mailand begründet."

Im Verfolg seines Schreibens entwickelte er seine

Ansicht über die Gesammtvertheidigung der Lombardei, über den militärischen Werth der Minciolinie, so wie des Poüberganges bei Piacenza, und sprach sich umständlich über das System der Maximilianischen Thürme aus, worüber nach seiner Meinung „so viel gesprochen werde und dennoch so wenig bekannt sey."

„Die Grundentlastung für das Emplacement der Werke — sagt er — fällt sehr unbedeutend aus. Der Grundankauf für Thürme, Gräben und Glacis würde kaum auf 450,000 Gulden kommen. Die Entschädigung für Terrainzurichtung im Bestreichungswinkel der Werke würde allerdings bedeutend ausfallen. Diese Auslage tritt jedoch erst im Augenblick der Vertheidigung ein. Angenommen, daß die Werke auf 1000 Klafter vom dermalen bestehenden Wall hinausgerückt werden, und 300 Klafter auseinander liegen, so bedarf es deren 41, um den Lagerumfang zu schließen.

„Der Grundankauf der Lagerzone möchte 3,200,000 Gulden nicht übersteigen. Dazu die 41 Werke mit 1,435,000 Gulden (zu 35,000 Gulden jedes) und ihre Armirung mit 1,500,000 Gulden. Nach dieser Berechnung erfordert der Bau und die Armirung der in Rede stehenden Befestigung die Summe von 6,135,000 Gulden. Der Gedanke Euer Excellenz wird ohne Zweifel alle divergirenden Meinungen über die strategische Wahl eines Operationsmittelpunktes in Oberitalien gänzlich vereinigen, und somit die

Haupturſache beſeitigen, aus welcher die Lombardie ſo oft dem Feind preisgegeben worden iſt.“

So ſprach der eingeborne Mailänder und Sachverſtändige.

Aber er irrte. Der Feldmarſchall drang nicht durch und legte die Sache bei Seite bis er, wie wir gleich ſehen werden, gegen Ende 1847 nochmals darauf zurückkam. Die beſcheidene Summe von ſechs Millionen Gulden, die zudem auf mehrere Jahre vertheilt werden konnte, ſteht in keinem Verhältniß mit jenen ſpätern Anträgen zur Befeſtigung der Monarchie, wobei es ſich oft bei einem einzigen Objekt um das Fünf- und Sechsfache handelte.

Im Frühjahr 1836 fand in Italien eine Truppenverminderung ſtatt, wodurch die Armee auf 62,000 Mann mit 3840 Pferden herabgeſetzt wurde. Dieſe Macht hatte die Aufgabe, die volkreichen Städte und Feſtungen des Landes zu bewachen, und auch jenſeits des Po die Ordnung zu erhalten, was bei einer unausgeſetzt thätigen und verwegenen Umſturzpartei nichts Kleines war. Schon damals konnte man im Römiſchen, Modeneſiſchen und Parmeſaniſchen aus einzelnen Symptomen jenen fanatiſchen Deutſchenhaß erkennen, den die Propaganda künſtlich zu nähren wußte.

Die Krönung des Kaiſers Ferdinand zu Prag brachte für Radetzky, nach 52 Dienſtjahren, die höchſte militäriſche Würde. Er wurde am 17. September 1836

zum Feldmarschall ernannt. Zwei Jahre später (14. September 1838) bei der Krönung zu Mailand verlieh ihm sein gnädiger Kaiser, nebst einem schmeichelhaften Handschreiben, die erste Klasse des Ordens der eisernen Krone. Manchen dünkte dieß etwas sonderbar, indem der Marschall schon seit einem Vierteljahrhundert das Großkreuz des, im Rang höher stehenden, Leopoldordens besaß. Die Armee rechnete damals sicher, ihren Feldherrn mit dem Stephansorden, wo nicht gar mit dem goldenen Vließ, geschmückt zu sehen.

Im Jahr 1839 verlieh der Papst dem Feldmarschall, der seit neun Jahren gewiß sehr viel für die Legationen that, das Großkreuz des Sankt Gregororden s. Noch in demselben Jahr besuchte der russische Thronfolger die Lombardie, wohnte verschiedenen Truppenausrückungen bei und unternahm an der Seite des Marschalls einige Ausflüge auf die Seen. Dabei durfte nie die österreichische Regimentsmusik fehlen. Die mit dem Heldengreis verlebten Stunden bilden noch heute ein Moment schöner Erinnerung im Gedächtniß des Kaisers Alexander II. Kaiser Nikolaus, auf den sich das Wohlwollen seines seligen Bruders vererbt zu haben schien, nahm diese Gelegenheit wahr und überraschte den Feldmarschall mit den Insignien des Andreasordens, von nachstehendem Reſcript begleitet: „Mit innigem Vergnügen haben Wir vernommen, daß Unser vielgeliebter Sohn, der Großfürst Thronfolger,

während seines Aufenthaltes in den Staaten unsers treuen Bundesgenossen Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand, der Revue der von Ihnen befehligten Armee beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit haben wir uns an die großen Begebenheiten der Feldzüge 1813 und 1814 erinnert, in welchen die russischen und österreichischen Heere, unter denselben Fahnen streitend, sich durch ihre glorreichen Thaten bleibenden Ruhm errangen. Und da Wir wissen, wie sehr der, hohen Andenkens würdige Kaiser Alexander Ihre ausgezeichnete Tapferkeit, und Ihre schon damals bekannten Verdienste schätzte, so verleihen Wir Ihnen, zur Bezeugung Unseres Wohlwollens die Insignien u. s. w."

Als der russische Kaiser selbst 1846 Mailand besuchte, war sein erster Gang zum Feldmarschall, dem er sich in der Oberstuniform seines k. k. Husarenregiments vorstellte. Bei dieser Gelegenheit übergab er ihm persönlich die diamantenen Insignien des Andreasordens.[1] Auch

[1] Der Marschall bewohnte damals den Palast Arconate in der wenig schönen Straße Brisa, wo die Zufahrt einen gewandten Kutscher fordert. Zum bleibenden Andenken dieses hohen Besuches ließ er an der Haupttreppe eine weiße Marmortafel mit passender Inschrift anbringen, und solche hat, was kaum glaublich scheint, die Stürme des Jahres 1848 überdauert. Kein Souverain, keine hochgestellte Persönlichkeit, welche Mailand berührte, unterließ es den Feldmarschall zu besuchen. Wir erinnern uns noch recht lebhaft, wie in den dreißiger Jahren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in der heitersten Laune den

der Herzog von Lucca überreichte im Auguſt 1846 dem Marſchall das Ordenszeichen erſter Klaſſe ſeines Militär-Sankt-Georgordens, der, nunmehr trotz aller Liberalität in der Vertheilung, ſeit dem Aufhören dieſes Herzogthums eine Seltenheit geworden iſt.

Wir ſind nunmehr in dem thatenreichen Leben des Marſchalls bei jenem Zeitabſchnitt angelangt, welcher unbeſtritten der glänzendſte ſeines Wirkens genannt werden darf. In dem hohen Alter von 82 Jahren wurde er noch in die Lage verſetzt, den Degen zu ziehen für das angeſtammte Recht ſeines Kaiſers, für die Integrität der Monarchie. Er hat die Revolution niedergeworfen, und ſich dadurch die Unſterblichkeit errungen. Denn ſo lange ein Oeſterreich beſteht, wird man auch einen Radetzky feiern, der, rings um ſich nur Feinde und Verrath, im Vertrauen auf ſein tapferes Heer, nicht einen Augenblick in der Wahl desjenigen ſchwankte, was ihm Pflicht und Ehre geboten, der gerüſtet und unerſchüttert ſtand mitten unter jenen Stürmen und Ereigniſſen, die ſein ahnungsvoller Blick ſeit lange hatte kommen ſehen, und wofür er ſeit Jahren ſeine warnende Stimme erhob, ihn aber eben darum auch nicht unvorbereitet fanden.

Alles, was dem Aufſtand des Jahres 1848 in Italien

Marſchall in ſeiner Operationskanzlei aufſuchte und beim Abſchied ſich mit den Worten entſchuldigte: „Ich muß nun gehen, denn meine Frau wartet unten.“

voran ging, ihn begleitete und ihm folgte, ist, sammt den daraus hervorgegangenen beiden Feldzügen bereits in verschiedenen Schriften niedergelegt, und, je nachdem der Verfasser dem einen oder andern Lager angehörte, auch verschiedenartig dargestellt worden. Neben den Aufzeichnungen eines Williſen, des tüchtigen Hackländer und einiger Andern haben wir es hier vorzugsweise mit den in den weitesten Kreisen bekannten und mit verdientem Beifall aufgenommenen „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" zu thun. Selbe sind aus der gediegenen Feder des am 15. Februar 1857 zu Gratz verstorbenen k. k. Feldzeugmeisters Schönhals geflossen und haben die siebente Auflage erlebt. Man darf somit die volle Kenntniß dieser mit lebendiger Frische geschriebenen Aufzeichnungen bei jedem gebildeten Leser voraussetzen. Wir sind daher entschuldigt, wenn wir alle jene Vorgänge übergehen, die Schönhals oft so treffend schildert und mit einem Farbenschmuck auszustatten wußte, worin wir ihm nicht nachzuahmen vermögen.

Schönhals ist der Biograph Frimonts, Haynau's und Weldens, so wie Verfasser des schon vor vielen Jahren in der nunmehr erloschenen Oesterreichischen Militärzeitschrift abgedruckten Aufsatzes über die Schlacht von Austerlitz und einiger andern kriegshistorischen Arbeiten. Seine schwunghafte und hinreißende Feder ist allgemein bekannt. Er war der Gentz unserer Armee,

mit dem er auch in der Lebensanſchauung Vieles gemein hatte. Seine Arbeiten zeichnen ſich jedoch weniger durch gediegenen hiſtoriſchen Forſchergeiſt als durch eine in hohem Grad feſſelnde Schreibart aus, welche, dem Geſchmack der Zeit huldigend, der meiſterhaften Diktion einzelne Opfer bringt und gewiſſe Pointen hervorhebt. Wenn er auch nichts abſichtlich entſtellte, ſo iſt ſeine Darſtellung bisweilen doch nicht ohne einige Tropfen von Bitterkeit, ſo wie auch nicht immer frei von aller Leidenſchaftlichkeit. Sein ſcharfer Verſtand konnte ihn nicht vor ſolchen Mißgriffen bewahren. Er ſtellte gewöhnlich das Subjektive voran, daher kommt es auch, daß die „Erinnerungen“ Manches unberührt ließen, was ihm, auf ſeinem hohen Standpunkt und als Theilnehmer und Augenzeuge der Ereigniſſe, keineswegs unbekannt ſeyn konnte und durfte. Einzelnes mag er vielleicht unfreiwillig überſehen haben. Nachdem er übrigens, wie ſein Vorwort ſagt, „bloß nach eigenen Vormerkungen und aus dem Gedächtniß ſchrieb,“ und höchſtens die, gleich nach dem Schluß des Feldzuges erſchienene, daher mangelhafte amtliche Darſtellung benützte, weil ihm die Feldakten nicht zugänglich waren, ſo dürfen wir über hie und da vorkommende Verſtöße oder Außerachtlaſſungen nicht mit ihm rechten.

Indem wir es daher vermeiden, den Faden der Ereigniſſe in den Jahren 1848 und 1849 nochmals abzuwickeln und auf die in Rede ſtehende, ebenſo geiſtreiche

als freimüthige Schrift verweiſen, wird unſer Beſtreben bloß dahin gerichtet ſeyn, einzelne Lücken der „Erinnerungen“ auszufüllen und der hiſtoriſchen Wahrheit ſtets und überall gerecht zu werden, was unſer, in ſeinen individuellen Anſichten bisweilen befangener Doppelgänger nicht immer von ſich ſagen kann. Wir haben keineswegs die Anmaßung, zu glauben, unſere Arbeit werde anziehender ſeyn als jene. Aber ſie wird, man vergebe den Ausdruck, gewiß hiſtoriſch treuer und ruhiger gehalten erſcheinen. Sie wird, ohne allen Anſpruch auf Klaſſicität, die Fakta ſchildern, wie ſich ſelbe zutrugen und Jedem ſein Verdienſt ungeſchmälert bewahren. Denn wenn auch die Hauptfigur eines Gemäldes vor Andern in die Augen fallen ſoll, ſo darf man deßhalb die Nebenfiguren weder überſehen noch gefliſſentlich in den Schatten ſtellen. Es widerſtrebt dieß auch ganz und gar der erhabenen Denk- und Anſchauungsweiſe des verblichenen Helden und es geſchähe ihm damit durchaus kein Gefallen.

Heut zu Tage beſteht wohl nicht der leiſeſte Zweifel mehr, daß es nicht an Radetzky lag, wenn die Regierung von der italieniſchen Empörung überraſcht wurde, wenn anders von einer Ueberraſchung die Rede ſeyn kann, wo man ſeit Monaten und Jahren vorherſah, was das Ende der verbrecheriſchen Beſtrebungen ſeyn würde, und faſt keine Woche verging, ohne daß nicht die Umtriebe der Umſturzpartei nach Wien berichtet worden wären.

Aus seinem Hauptquartier Lugano bearbeitete Mazzini die Lombarden durch Schrift und Wort und sendete seine Apostel aus unter die Völkerschaften der Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Calabrien. Er beutete den Nationalitätsschwindel aus und brachte es dahin, daß auch die Bewohner des lombardisch-venezianischen Königreichs, wenigstens in der Mehrzahl, vergaßen, erst unter den Fittigen des Doppeladlers einen nie zuvor gekannten Wohlstand erreicht zu haben.

Ein großer Theil des reichbegüterten Adels war blind genug, die wahren Absichten dieses feigen Verschwörers mit dem Ruhm und der Größe Italiens zu identifiziren.

Aus allen diesen Gründen betrieb der Marschall mit erhöhtem Eifer den Befestigungsbau in Verona. Die Lombardie selbst war leider völlig schutzlos. Seit Juli 1847 drang er auch auf eine Vermehrung der Streitkräfte. Denn seine 72,679 Mann mit 7255 Pferden und 120 Geschützen konnten allerdings gegen einen innern Aufstand genügen, mußten jedoch unzureichend seyn, falls Sardinien gegen Oesterreich Partei nehmen würde, woran Radetzky schon im Herbst 1847 nicht länger zweifelte. Er begehrte, daß 26 Bataillone, drei Kavallerieregimenter und die nöthige Artillerie, wenigstens als Reserve, am Isonzo gesammelt würden, deutete auf die Nothwendigkeit der Errichtung der dritten Divisionen bei den acht italienischen

dritten Bataillonen, auf Vermehrung ſeines Generalſtabes, auf die Voreinleitung für Feldſpitäler, Reſervemunition, kurz auf Alles was der Kriegszuſtand unumgänglich fordert. Für ihn war dieſer Zuſtand bereits eingetreten, als man in Wien, dem ſtaatsmänniſchen Blick des alten Soldaten mißtrauend, noch Alles für bloße Geſpenſterfurcht erklärte, woran übrigens auch die nöthige Rückſicht auf die Staatsfinanzen ihr gewichtiges Theil haben mochte. Die Hofkammer machte unaufhörliche Einwendungen. Der ganz in Radetzkys Geiſt handelnde Hofkriegspräſident hatte deßhalb ſchwere Kämpfe, und erhielt häufig zur Antwort: „Man begehre viel zu viel.“

Als der Feldmarſchall ſah wie die Zeit dahin ſchwand, und von all' ſeinen Anträgen nichts in Erfüllung ging, verſtärkte er ſeine Sprache: „Man ſcheine die Lage der Dinge in Italien noch immer nicht für drohend genug zu halten, um ſich dadurch aus der Bahn gewöhnlicher Vorſichtsmaßregeln bringen zu laſſen. Dabei vergeſſe man aber, daß man es nicht mit Fürſten und Miniſtern, ſondern mit einem Volk zu thun habe, welches uns haſſe, und den Moment gekommen glaube, in die Reihe der großen Nationen treten zu können.“

Nur nach langen und hitzigen Debatten erfolgte endlich die Bewilligung der Hofſtelle zur Vermehrung von 10,000 Mann für Italien und die Zuſage für die Aufſtellung eines 13,000 Mann ſtarken Reſervekorps am Iſonzo.

In den nach Wien ablaufenden Berichten unterſuchte Radetzky, pflichtgetreu, alle politiſchen und militäriſchen Fragen mit der ihm beiwohnenden Umſicht und Freimüthigkeit, oft nicht ohne ätzende Schärfe. Aus Allem was er in jener bedeutungsvollen Zeit ſprach, ſchrieb und anordnete, leuchtete ſein wahrhaft ſtaatsmänniſches Talent, ſein gediegenes politiſches Urtheil, ſeine helle Anſicht in jedem Zweig der Kriegsverwaltung hervor. Er zeigte anſchaulich, daß man in Italien den Krieg gegen Oeſterreich wünſche und fördere, daß der Hochverräther Koſſuth mit den Häuptern der italieniſchen Bewegung im engſten Verkehr ſtehe, und Sardinien gegen Oeſterreich rüſte.

Radetzky kam um dieſe Zeit wieder auf ſein früheres Projekt: einer Befeſtigung von Mailand zurück. Jetzt aber, wo die Gefahr vor der Thür ſtand, konnte freilich nur noch von einfachen Erdwerken die Rede ſeyn. Schönhals ſtand an der Spitze jener, welche deren Bau mit größter Wärme verfochten, ohne zu bedenken, daß ſelbſt hiezu keine Zeit mehr bleiben dürfte. Der gediegene damalige Chef des Generalſtabes vom erſten Armeekorps war der Einzige, welcher den Antrag ſtellte: „man möge lieber die todten Bruſtwehren durch lebendige“ erſetzen, d. h. von allen Verſchanzungen abſtrahiren und die geſammten Streitkräfte bei Mailand konzentriren. Doppelt bedauerlich blieb es, daß den ſchon 1830 durch Frimont geſtellten Anträgen zur Herſtellung und Armirung der faſt

in allen größeren Städten vorhandenen mittelalterlichen Kaſtelle nicht die verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt worden war.

Die verrätheriſchen Abſichten des Turiner Hofes, an dem die warnende Stimme des dem Feldmarſchall nur um einige Tage in die Ewigkeit nachgefolgten würdigen Miniſters und Marſchalls Grafen de la Tour nicht länger gehört wurde, traten immer deutlicher hervor. Die Kriegspartei behielt im Rath des bethörten Königs die Oberhand.

Man wußte bereits, daß jenſeits des Ticino 80,000 Mann gegen Oeſterreich geſammelt wurden. „Der Verluſt Italiens — ſchrieb der Marſchall noch zu Ende 1847 an Hardegg — wäre der Todesſtoß unſerer Monarchie. Ich werde ihn nicht überleben. Ich ſtehe am Ziel. Kann mir das Schickſal ein beneidenswertheres Loos bereiten, als auf dem Boden zu ſiegen oder zu ſterben, um den wir ſo lange blutig gerungen? Wir beide ſind durch eine große Vergangenheit gewandert. Gott verhüte, daß unſere beiderſeitigen Namen ſich am Ende unſerer Tage an neue Unfälle der Monarchie knüpfen ſollen, der Ihrige als Präſident des Hofkriegsrathes, der meinige als Heerführer. Ich rechne auf die huldreiche Hand des alten Kriegsgefährten in ſo vielen Drangſalen, aber auch bei ſo vielen rühmlichen Thaten.“ Und wahrlich! Graf Hardegg hat dieſer Aufforderung im vollen Umfang entſprochen.

Den Behauptungen, „daß eine Volkserhebung nicht

zu besorgen und ein Angriff von Piemont kaum anzunehmen sey," stellte er die Bemerkung entgegen: „ein General, wie Radetzky, der seit siebzehn Jahren in Italien lebe, werde doch wohl am besten zu beurtheilen vermögen, wie dort die Dinge stünden und was er bedürfe." Allein noch in den letzten Dezembertagen erfloß der Befehl: „der Feldmarschall habe nochmals die in Piemont bemerkten Rüstungen und die Mobilität der dortigen Truppen nachzuweisen" der Hofkriegsrath aber sein Gutachten darüber beizusetzen, „ob sich daraus auf die Absicht einer Offensivbewegung gegen die Lombardie schließen lasse."

Die geringe Energie der Regierung in Mailand gegen das herandringende Ungewitter brachte den Marschall zu dem Entschluß, seine Stelle niederzulegen. Wenn dieß nicht geschah, so hielten ihn bloß die Treue zu seinem Kaiser, überhaupt seine Dienstpflicht und Vaterlandsliebe davon ab.

Dem Vizekönig aber erklärte er: „Meine Mission ist es nicht, durch Nachgeben jene Folgen zu beschwören, die unausweichlich aus einem solchen Zustand hervorgehen müssen. Ich habe dem Kaiser, meinem Herrn, die Bekämpfung seiner Feinde, die Vertheidigung seines Thrones und seiner Rechte beschworen und werde diesem Schwur bis zum letzten Athemzug treu bleiben. Ich werde das Blut beweinen, welches fließen muß, aber ich werde

es vergießen. Der Nachwelt überlasse ich es, mich zu richten."

In diesen Worten ist Radetzky's ganze Handlungsweise scharf angedeutet; gleich wie in dem Beifall und Vertrauen des Monarchen das ganze Geheimniß der unbesiegbaren Tapferkeit seiner Armee gesucht werden muß.

Die Vorfälle in der ersten Hälfte des Januar in Pavia, Padua und Mailand, sowie an vielen andern Orten des Landes, die blutschnaubenden, von italienischer Ueberspannung diktirten Maueranschläge, die offenen Anhetzungen zum Aufstand und die allenthalben sichtbare Vorbereitung der Umsturzpartei zum nahe bevorstehenden allgemeinen Kampf, veranlaßten den Feldmarschall, unterm 15. Januar jenen Armeebefehl hinauszugeben, worin er mit nicht zu verkennender Hinweisung auf Piemont sagte: „Seine Majestät der Kaiser, fest entschlossen, das lombardisch-venezianische Königreich mit aller Kraftanstrengung, eben so wie jeden andern Theil Ihrer Staaten, zu beschützen und gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von Außen oder von Innen, recht- und pflichtgemäß zu vertheidigen, haben mich durch den Hofkriegsrathspräsidenten beauftragt, allen in Italien stehenden Truppen diesen Entschluß mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß dieser Ihr unerschütterlicher Wille in der Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit der Armee die wirksamste Stütze finden wird.

„Soldaten! Ihr habt ſie vernommen, die Worte eures Kaiſers. Ich bin ſtolz darauf, ſie euch zu verkünden. An eurer Treue und Tapferkeit wird das Getriebe des Fanatismus und treuloſer Neuerungsſucht zerſplittern, wie am Fels das zerbrochene Glas. Noch ruht der Degen feſt in meiner Hand, den ich 65 Jahre lang mit Ehre auf ſo manchem Schlachtfeld geführt. Ich werde ihn gebrauchen, um die Ruhe eines jüngſt noch glücklichen Landes zu ſchützen, das nun eine wahnſinnige Partei in unabſehbares Elend zu ſtürzen droht. Soldaten! Unſer Kaiſer zählt auf uns, euer greiſer Führer vertraut euch. Dieß iſt genug. Möge man uns nicht zwingen, die Fahne des Doppelaars zu entfalten. Die Kraft ſeiner Schwingen iſt noch nicht gelähmt. Unſer Wahlſpruch ſey: „Schutz und Ruhe dem friedlichen treuen Bürger, Verderben dem Feind, der mit frevelnder Hand den Frieden und das Glück der Völker anzutaſten wagt.“ Wer erkennt in dieſer Anſprache nicht des beredten Schönhals unerreichte Feder!

Ein letztes Einſchreiten um Verſtärkungen und andere Nothdürfte kam nur 14 Tage vor dem Ausbruch der Revolution aus Wien mit dem Beſcheid zurück: „Man werde bereits mit der Reſolution vom 18. Februar die Aufforderung gefunden haben, die Kraft der Vertheidigung nicht allein in der Zahl, ſondern auch in der Haltung und Verwendung der bedeutenden Armee zu ſuchen, und

die bloß defensive und in keiner Weise aggressive Aufgabe mit den dermal zu Gebot stehenden Mitteln hoffentlich zu lösen vermögen."

Der edle Held verschluckte diese herbe Zurechtweisung mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth und beharrte nichts desto weniger darauf, für das Wohl der Monarchie Alles aufzubieten. Bei ihm stand die Ueberzeugung fest, daß Ruhe und Ordnung nur noch durch die Anwendung der Waffen zurückgeführt werden können.

Graf Hakdegg, dem die Hofkammer noch eben erst erklärte: „die italienischen Zustände seyen kein hinreichendes Motiv für weitere Verstärkungen, und man müsse erst wirklich eintretende Ereignisse abwarten," nahm die Sache viel ernster. Als ihm endlich die Finanzstelle rund heraus erklärte: „der Feldmarschall habe auf nichts weiter zu hoffen," riß dem ebenso rechtlichen als pflichttreuen Präsidenten die Geduld. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Der alte Soldat, welcher wohl mit dem Degen, aber weder mit der Feder noch mit der Zunge zu fechten verstand, brach mit den Worten ab: „Unter solchen Verhältnissen erübrigt mir nichts weiter, als mich niederzulegen und zu sterben." In der That wurde er noch denselben Tag unwohl und starb eine Woche später (17. Februar 1848), wie man behauptet, an einem Erguß der Galle, jedenfalls aber glücklich genug, die schmachvollen Märzereignisse nicht mehr gesehen zu haben.

Anfangs März ließ der Marſchall das Kaſtell zu Mailand in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Die Garniſon dieſer Hauptſtadt der Lombardei betrug nur ungefähr 8000 Mann mit 30 Geſchützen. Der Truppenmangel war ſo groß, daß im Venezianiſchen bloß die unerläßlichſten Garniſonen und auch dieſe nur aus den in der Provinz ſelbſt ſich rekrutirenden Regimentern beſtritten werden mußten. In der über 350,000 Seelen zählenden Provinz Friaul, worin außer dem volkreichen Udine noch die Feſtung Palmanova und das Fort Oſoppa liegt, ſtanden bloß ein paar hundert Mann. Ein ähnliches, wo nicht mißlicheres Verhältniß fand ſich in den Provinzen Belluno und Valtelline, ja ſogar in jenen von Treviſo, Brescia u. ſ. w.

Wir übergehen den Ausbruch der Revolution zu Mailand am 17. März und jene für die k. k. Truppen ſo ruhmvollen fünf Kampftage. Alles dieß iſt anderwärts ſchon geſchildert. Die Lage der öſterreichiſchen Armee mit nicht über 55,000 Streitbaren, die ein empörtes Land von über vier Millionen niederhalten und einem äußeren Feind, nicht unter 80,000 Mann, begegnen ſollten, war gewiß überaus ſchwierig, wo nicht verzweifelt, ſeit man bei dem ſo raſchen gleichzeitigen Aufſtand die einzelnen Garniſonen nicht mehr einziehen konnte.

Schönhals ſelbſt, wenn gleich er dieß in ſeinen „Erinnerungen“ nicht anführt, beſorgte das Schlimmſte

und träumte ſchon von gänzlicher Zertrümmerung der Monarchie.

Der Verrath des Königs von Sardinien zwang zur Räumung von Mailand, ſelbſt wenn die Erhebung Venedigs nicht erfolgt wäre. Es haben zwar Manche das Preisgeben der lombardiſchen Hauptſtadt nicht recht einſehen wollen und geltend gemacht, daß man, im Beſitz des Kaſtells und daran liegenden geräumigen Waffenplatzes auch faſt durchweg des Wallganges um die Stadt, jederzeit die geſicherte Verbindung mit der Außengegend behalten haben würde.

Dieß zugegeben, fragen wir, wozu ſolches nützen konnte? nachdem das ganze Land im Aufſtand war und die Lebensmittel mangelten? Wir wenigſtens ſind der Anſicht, daß der Feldmarſchall mit ſeinen 15,000 Soldaten, in einer empörten Stadt von 170,000 Einwohnern, durch eine wenigſtens viermal ſtärkere ſardiniſche Armee ſich nicht überraſchen laſſen durfte, ſomit ſein Rückzug auf Verona aus vollkommen richtigem ſtrategiſchem Kalkül entſprang.

An demſelben Tage, wo man Mailand räumte, hatte das ſardiniſche Kabinet dem k. k. Geſandten in Turin noch die bündigſten Verſicherungen bundesfreundlicher Geſinnungen und verwandtſchaftlicher Aufrichtigkeit für das erhabene Kaiſerhaus gegeben. Ganz dieſelbe Sprache führte auch bis zum letzten Augenblick der ſardiniſche Geſandte am

Wiener Hof, und zwar noch in einer Zeit, wo ſein König ohne irgend eine vorausgegangene Kriegserklärung ſchon auf lombardiſchem Boden ſtand. Der Fürſt Staatskanzler antwortete dadurch, daß er dem Marcheſe Ricci ſeine Päſſe ſendete.

Erſt nach dem Abzug der Oeſterreicher aus Mailand hatte es der Sardenkönig gewagt, mit 40,000 Mann den Grenzfluß zu überſchreiten. Sein verrätheriſcher Plan bezweckte nichts anderes, als: die Empörung zum wirklichen Bürgerkrieg anzufachen und das ganze lombardiſch-venezianiſche Gebiet durch ein beſonderes Dekret mit Piemont zu vereinigen. In dieſen einverleibten Provinzen lagen freilich auch die noch von den Oeſterreichern wohl beſetzten Feſtungen Peſchiera, Mantua, Legnago und Verona, welche man kaum durch ein einfaches Dekret zu unterwerfen hoffen durfte. Aber Karl Albert hoffte Alles von der Zeit, von ſeinem Schwert, ſeinem Geld und — vom Ausland. Weder Frankreich noch England erhoben die mindeſte Einſprache dagegen und hatten kein Wort der Mißbilligung. An der Seine und Themſe erblickte man in ihm vielmehr den Regenerator Italiens und den Mann, welcher der Halbinſel eine neue politiſche Eintheilung zu geben vermöge, d. h. eine ſolche, wornach die weſtlichen Mächte ſeit jeher ſtrebten, nämlich die Halbinſel in mehrere kleinere, aber unabhängige Staaten zu theilen.

Die Machtverkleinerung des Kaiſerthums verhütete

nur die ſtarke Hand Gottes und das mächtige Schwert des Heldengreiſes; ein höherer ſtand am Ruder und ſprach: „So ſolls ſeyn.“

Der Sardenkönig ſoll, wie man behaupten will, ſich erſt dann zu entſcheidenderen Schritten entſchloſſen haben, als ihm der Mailänder Podeſta verſicherte, „man ſtehe dort auf dem Punkt, die Republik auszurufen.“ Denn nichts fürchtete Karl Albert ſo ſehr, als den Rückſchlag eines ſolchen Ereigniſſes auf ſein eigenes Land.

Als der Marſchall am 2. April in Verona anlangte, das der wackere Feldmarſchalllieutenant Gerhardi bis dahin im Gehorſam zu halten wußte, überkam ihn erſt recht das ganze Gewicht jener Laſt, die er ſich aufgebürdet und die ſelbſt einen jüngeren Führer zu Boden drücken konnte, für einen Achtziger aber jedenfalls viel zu groß ſchien. Der Feind folgte ihm auf dem Fuß, und für den Tag der Schlacht konnte man Alles in Allem nicht über 35,000 Mann gegen eine mehr als doppelt ſo ſtarke Macht des Gegners aufbringen.

Alle Verbindungen mit dem Innern der Monarchie das einzige Etſchthal ausgenommen, waren unterbrochen, die Kaſſen leer, die Lebensmittel nicht geſichert und noch immer erfolgten neue Zuzüge von Freiſchärlern im Rücken und in der linken Flanke. So war die Lage im April. Nur im feſten Ausharren lag das Heil, erblickte man einen leiſen Schimmer von Rettung. Vor der Hand war

man bloß Herr der kleinen Bodenſtrecke zwiſchen Mincio und Etſch, innerhalb der kaum nothdürftig ausgerüſteten Feſtungen Peschiera, Mantua, Legnago und Verona. Jeden Augenblick konnte vollends die Verbindung mit Tirol abgeſchnitten werden.

Und dennoch war dieß noch nicht Alles. Es gab noch etwas weit Schlimmeres. Dieß waren die Zuſtände in Wien ſelbſt. Die deutſch-revolutionäre Partei machte dort gewaltige Fortſchritte und riß einen großen Theil der Bevölkerung in den Strudel ihrer antiöſterreichiſchen Beſtrebungen. Viele Stimmen forderten laut „ein Aufgeben Italiens um jeden Preis.“ Die ſogenannte Friedenspartei ſuchte Oeſterreichs alleiniges Heil im feſten Anſchluß an Deutſchland. Die tiefer gehende Umſturzpartei ſtimmte bei, bloß um den Staat zu ſchwächen und ihre Trennungsgelüſte zu befriedigen. In dem rathloſen Treiben traten alſo nur zwei Dinge an die Oberfläche „Anſchluß der deutſch-öſterreichiſchen Provinzen an Deutſchland“ oder „Zerfall der Monarchie.“

Der Maiaufſtand in Prag, welchen der energiſche Feldmarſchall Fürſt Alfred Windiſchgrätz niederwarf, gab viel zu denken. Das neue Kriegsminiſterium ſchwankte hin und her. Es ſtand ſo zu ſagen verlaſſen und kraftlos da. Der gediegene Zanini hatte es bald ſo ſatt, daß er ſchon nach ſechs Wochen ſein Portefeuille wieder in die Hände des Kaiſers zurück gab. Ihn erſetzte Feldzeugmeiſter

Graf Latour, derselbe, welcher am 6. Oktober ein schuldloses Opfer der Volkswuth geworden ist, und in dem wir einen edlen, tapfern und kenntnißreichen General verehren, dessen Andenken von allen Jenen treu bewahrt wird, die ihm näher standen.

Trotz allen diesen, fast jede Hoffnung zertrümmernden Verhältnissen, war man zu Verona entschlossen zu thun, was Pflicht und Ehre gebieten, und weit lieber das Leben als die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Je weniger aus Wien zu erwarten stand, desto beharrlicher benahm sich auch der letzte Soldat, desto sehnlicher sah Radetzky dem Augenblick entgegen, wo er sich mit dem Feind würde messen können. Er schrieb damals dem Kriegsminister: „Ich werde binnen kurzem 40,000 Mann beisammen haben, dann dürfte es zwischen mir und Karl Albert zu einer Schlacht kommen."

Aus eigener Machtvollkommenheit setzte er die Armee auf den Kriegsfuß, verkündete den Belagerungszustand und trachtete sich durch das Korps des Feldzeugmeisters Graf Nugent am Isonzo zu verstärken. Hoch verpflichtet blieb er dem Minister Latour für Alles, was ihm dieser nach und nach zukommen ließ. Der Marschall kannte und würdigte vollkommen dessen Bedrängnisse. Ihm war nicht unbekannt, daß eben dazumal, um die Verlegenheit zu mehren, der Reichskriegsminister in Frankfurt, von Oesterreich ein Hilfskorps für den Krieg nach Schleswig-Holstein

begehrt hatte, wobei ſogar die Zahl der Bataillone, Schwadronen und Geſchütze vorgeſchrieben war. Dieſe Zumuthung wurde jedoch mit aller Feſtigkeit abgewieſen.

Mit unverſtellter Bewunderung folgte Radetzky dem Aufſchwung der Tiroler. Nach und nach organiſirten ſich etwa 60 Kompagnien Landesſchützen, die nach der Väter Weiſe im Verein mit den im Land ſtehenden 7 Bataillonen 4 Eskadronen, die Vertheidigung der geliebten Heimath übernahmen. Sogar von Wien eilten die Tirolerjünglinge ihren Bergen zu, geführt von dem tüchtigen Adolph Pichler und begleitet von dem wackern Jubelprieſter Joachim Haſpinger, der, faſt ſo alt wie Radetzky, die Kämpfe mitgefochten hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts, neben Andreas Hofer 1809 im dichteſten Kugelregen am Berg Iſel ſtand und, mit dem goldenen Verdienſtkreuz geſchmückt, nur ſieben Tage nach dem Feldmarſchall (am 12. Januar 1858) zu Salzburg eingegangen iſt zur ewigen Ruhe. Wenn die Erhebung der Tiroler 1848 auch nicht den großartigen Charakter von 1703 und 1809 trug, ſo wird dennoch die dankbare Erinnerung an dasjenige, was ſelbe auch dießmal leiſteten, fort und fort leben in der Bruſt jedes Oeſterreichers und ihnen ein ſchönes Blatt in den vaterländiſchen Annalen ſichern.

Dem fühlbaren Mangel an Artilleriemannſchaft half der Marſchall dadurch ab, daß er die in der Geſchütz-

bedienung abgerichteten Leute der Infanterieregimenter ebenfalls hiezu verwendete. Siebzehn Jahre hatte er auf dieſem Unterricht beſtanden, jetzt erſt erntete ſeine weiſe Vorausſicht den verdienten Lohn.

Mit Ungeduld erwartete man das Eintreffen der Iſonzoarmee. Es offenbarte ſich jener Geiſt wieder, der die öſterreichiſche Armee beim Beginn des Feldzuges 1809 belebte. Die Anhänglichkeit für das Banner Habsburgs drängte alles Uebrige in den Hintergrund. Aus dieſer Begeiſterung allein entſprang jene kalte Todesverachtung, jener ungebeugte Muth, jene feſte Zuverſicht, welche den Soldaten zum Helden ſtempeln.

Die Piemonteſer hatten am 7. April durch den tapfern Benedek bei Marcaria eine kleine Lektion erhalten, und am 9. bei Goito wenigſtens keine namhaften Vortheile errungen. Hier fielen zwei Enkel des Sandwirths, beide im Kaiſerjägerregiment, nur wenige Stunden von der Stelle, wo ihr wackerer Großvater für Kaiſer und Vaterland ſeine muthige Bruſt den franzöſiſchen Kugeln darbot. [1]

[1] Es dürfte erinnerlich ſein, daß die Gebeine Hofers, den man am Fuß der Auffahrt in der Mantuaner Zitadelle auf Napoleons Befehl erſchoß und allda begrub, durch einige Offiziere des Tiroler Jäger-Regiments wieder aufgefunden und 1823 zur allgemeinen Freude des Landes durch das erſte Bataillon dieſes Regiments nach Tirol zurückgebracht worden, wo ſich nun in der Hofkirche von Innsbruck ſein prachtvolles Mauſoleum erhebt.

Peschiera durch eine Handvoll treuer Soldaten, unter dem Helden Rath, bewacht, lag, gleich einer Oase, mitten zwischen feindlichen Bajonetten und spähete sehnsüchtig hinüber nach Verona um Entsatz. Auch Rivolis hatte sich der Feind bemächtigt. Die dortige so bekannte Stellung erlangte übrigens nur dadurch einen so hohen Ruf, weil Bonaparte 1797 allda einen ganz unverhofften Sieg erfocht. Für die Oesterreicher blieb sie aber wichtig wegen der Verbindung mit Tirol.

Den ersten Sieg erfocht der Feldmarschall am 6. Mai unter den Mauern von Verona. Wir betrachten seinen Entschluß sich nicht hinter Festungswällen angreifen zu lassen, sondern mit nur 16,000 Mann einem dreimal stärkeren Feind entgegen zu gehen, besonders unter den damaligen Umständen, als einen der großartigsten, von welchem die Kriegsgeschichte kaum ein zweites Beispiel bietet. Denn wurde er geschlagen, so ging vor Allem sein Rückzug durch eine Stadt, die sich in demselben Augenblick erhoben haben würde, und schwerlich gelangte dann noch ein österreichischer Soldat auf das linke Etschufer. Wer aber entkommen wäre, der fiel in die Hände der Freischärler; Geschütz, Munition, alles sonstige Armeegut waren geopfert. Es war aus mit Italien, ja das Heil der ganzen Monarchie stand auf dem Spiel. Aber Radetzky kannte sein unvergleichliches Heer. Zwar noch öfter in späterer Zeit mußte er abermals an dessen Muth und Hingebung appelliren; bei

Curtatone, Cuſtozza, Volta, vor Mailand und bei Novara, wirkte dieſes Heer Wunder. Aber jenes Vertrauen, welches der Marſchall am Tag von Santa Lucia in ſeine Truppen und deren Führer ſetzte, ſteht einzig da in allen Phaſen dieſes Krieges und iſt unſers Wiſſens bisher noch nirgends in gebührendem Grad hervorgehoben worden.

Dieſe Schlacht iſt ebenſo bewundernswerth durch die Einfachheit ihrer Anordnung, die haushälteriſche Verwendung der Kräfte, die kalte Ruhe und beiſpielloſe Tapferkeit von Generälen, Offizieren und Soldaten, als hochwichtig durch ihr Reſultat, und hätte vielleicht noch Größeres gebracht, falls das zweite Armeekorps am Nachmittag raſch vorgegangen wäre und den ihm gegenüber ſtehenden ſchwachen Feind aufgerollt hätte. Sie wird für alle Zeiten ein ächtes Muſter bleiben, wie eine Defenſivſchlacht geführt werden ſolle. Selbe hat, wo nicht Alles entſchieden, ſo doch die Bahn für alle weiteren Operationen in einer Art vorbereitet, daß an deren Gelingen kaum noch zu zweifeln war. In einem mörderiſchen Kampf von 9 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends, wobei faſt die letzte Reſerve ins Gefecht gezogen werden mußte, erwies es ſich aufs Neue, daß die gerechte Sache immer triumphiren müſſe, über Verrath und Hinterliſt. Das Selbſtvertrauen des Soldaten war gehoben, als er gewahrte, wie die Prinzen des Kaiſerhauſes an ſeiner Seite fochten. Seine Bruſt pochte lauter, ſein Muth flammte höher auf, beim Anblick

jener tapferen Erzherzoge, die, um der heillosen Verwirrung und einer ihrer unwürdigen Stellung zu entgehen, das Feldlager aufgesucht hatten. Oesterreichs jetziger Beherrscher, damals nicht volle 18 Jahre zählend, erhielt die Feuertaufe an der Seite des greisen Marschalls.

Ein endloser Jubel erfaßte die Armee, als ihr jenes kaiserliche Handbillet bekannt gegeben wurde, worin es hieß:

„Lieber Feldmarschall Graf Radetzky! Die mir von meinem Kriegsminister vorgelegten Berichte, welche Sie über die Ereignisse im lombardisch-venezianischen Königreich, vom 18. März bis 2. April erstattet haben, enthalten so viele Beweise von Umsicht, Kriegserfahrung, Unerschrockenheit und heldenmüthiger Ausdauer, welche Ihre Amtswirksamkeit an der Spitze Meiner tapfern Truppen der Mit- und Nachwelt als ausgezeichnet darstellen werden.

„Hierin vorzüglich erkenne Ich einigen Trost für die Unglücksfälle, von denen Meine Staaten heimgesucht worden sind. Ich überlasse Mich der beruhigenden Zuversicht, daß Ihre Kraft nicht ermüden werde, die Sache des Rechtes und der von Mir ausgesprochenen freieren Institutionen, mit dem wünschenswerthen und siegreichen Erfolg zu vertheidigen. Machen Sie diese Meine Anerkennung der unter Ihren Befehlen stehenden Armee in angemessener Art bekannt, und empfangen Sie für das Ihnen persönlich zukommende Verdienst der Pflege und Leitung der

glänzenden Wirkungen altösterreichischer Kriegszucht Meinen innigen Dank."

Wohl waren in den bisherigen Kämpfen viel tapfere österreichische Krieger gefallen. Aber ihr Blut floß nicht umsonst, denn ihr dankbarer Kaiser ehrte ihre bis in den Tod bewährte Treue und Hingebung in solch erhebender Weise.

Radetzky hatte sich vom Kriegsminister „seinen Heß" zum Generalquartiermeister erbeten. Dieser Letztere entging dadurch einer ihm in Wien zugedachten Verwendung, welche einem Mann von seiner Denkart, seinen Fähigkeiten und seiner erprobten Treue, gewiß zahllosen Verdruß bereitet haben würde. Als Oberkommandant der Nationalgarde wäre er nicht an seinem Platz gewesen.

Mit dem Eintreffen des neuen Generalquartiermeisters, auf den die Armee vertrauensvoll blickte, traten die bis dahin nicht immer ganz korrekten operativen Angelegenheiten in ein frischeres Stadium. Sie wurden jetzt von einem großartigeren Standpunkt aufgefaßt, der keine Halbheit zuließ, und, bei festem Daraufloßgehen, alle Nebendinge kaum beachtete. Heß hat, wie jeder geniale und verdienstvolle Mann, seine Neider. Er fand selbe sogar in aller nächster Nähe seines Feldherrn. Aber keiner derselben vermag ihm Genialität, rasches Eingreifen und ungewöhnliche Thätigkeit abzusprechen, keiner wird in Abrede stellen, daß dieser Mann es mit seinem Kaiser,

mit seinem Feldherrn und mit der Armee immer, und unter allen Verhältnissen, ehrlich und aufrichtig gemeint habe.

Alles ging fortan wie aus einem Guß; selbst die widerstrebenden Elemente mußten sich beugen unter dem starren Willen und zum glücklichen Ganzen verschmelzen. Selten nur vermochte ein Heerführer, so wie Radetzky, sich eine Armee selbst zu bilden. Auch darin war er von der Vorsehung hoch begünstigt. An seiner Seite standen vor Allem drei Männer, jeder ausgezeichnet in seiner Wirkungssphäre, jeder hochgeachtet von Groß und Klein, jeder wohlbekannt in der gesammten Armee. Es war der kühne Heß als Generalquartiermeister, der gewandte Schönhals als Generaladjutant, und der in seiner Waffe gründlich erfahrene Stwrtnik als Artilleriechef, alle drei große, wenn auch ganz verschiedene Naturen und dem Marschall mit wahrer Verehrung zugethan.

Während Heß seine tief durchdachten Entwürfe zur Ergreifung der Offensive mit der ihm eigenen Konsequenz und Verschwiegenheit vorbereitete und den wackern Armeeintendanten Grafen Pachta nur so viel wissen ließ, als eben nothwendig war, arbeitete der tapfere Feldartilleriedirektor an der entsprechenden Ausrüstung der Batterien und Munitionsreserven; Schönhals aber schrieb jene begeisternden Armeebefehle, deren demosthenisches Feuer die Soldatenbrust höher hob und entflammte. Was diese drei Männer dem Verewigten gewesen, hat er jederzeit,

ſelbſt in ſeiner Dienſteskorreſpondenz offen bekannt. Wenn irgend etwas den Marſchall noch höher ſtellen könnte, ſo wäre es ſeine großartige Selbſtverläugnung, ſein erhabenes Billigkeitsgefühl. Zu edel, um jemand zu beneiden, zu gewiſſenhaft, um den Ruhm eines Andern ſich anzueignen, wußte er durchaus nicht, was es hieße, fremdes Verdienſt zu ſchmälern. [1]

Ein Blick auf die herrlichen Truppen ſelbſt mußte ihren Führer mit Stolz und Zuverſicht erfüllen. Die Korpskommandanten waren lauter Männer reich an Kenntniſſen und Kriegserfahrung, einig unter ſich, und entſchloſſen für die Erhaltung des Thrones alles einzuſetzen. Neben dem waghalſigen und wenig gefügigen d'Aſpre ſtand der nicht minder tapfere ritterliche und dem Marſchall ergebene Wratislaw, der ſarkaſtiſche zwar, aber wo es galt eifrige und ausharrende Wocher, zu denen bald auch der kluge und berechnende Thurn und der biedere Appel kamen. Die ganze Generalität war für den Ruhm des Heeres begeiſtert, und verſtand es, ihre hochherzigen Geſinnungen bis auf die unterſten Grade zu verpflanzen.

Die Stabsoffiziere, voll Sorgfalt für die Bedürfniſſe des Mannes, gingen, im Bewußtſeyn deſſen, was ſie ſich

[1] Kaum eine Stunde nach dem Sieg bei Novara ſchrieb Radetzky an die liebenswürdige Gemahlin ſeines Generalquartiermeiſters: „Wir ſchlugen den Feind. Und wenn der Ruhm des Tages mir zugeſchrieben wird, Er (Heß) hat ihn, nur ihm gebührt das ganze Verdienſt.“

ſelbſt und ihrer Fahne ſchuldeten, mit dem ſchönſten Beiſpiel voran; ihre Offiziere, voll kameradſchaftlicher Eintracht, erfüllt von Ruhmbegier, theilten jede Mühſal, jede Gefahr mit ihren Leuten, riſſen ſelbe, durch Wort und Beiſpiel, mit ſich fort und erwarben durch liebevolle Aufmerkſamkeit deren Vertrauen. Unteroffiziere und Soldaten, gehoben durch das Bewußtſeyn ihres Werthes und den Sieg am 6. Mai gingen freudigen Muthes auf den Feind los, ſuchten abſichtlich die Gefahr und hielten ſich für unüberwindlich. Mit unbedingtem Vertrauen in ihre Obern und voll glühender Vaterlandsliebe, ſetzte die Armee ihre höchſten und ſchönſten Hoffnungen in den Gebrauch des Bajonnets und betrog ſich darin nicht, denn dieſem hielt der Feind nicht aus. Ein Heer aber, welches das Bajonnet liebt, iſt unüberwindlich. Zählen wir noch hinzu, daß Radetzkys Generalſtab zwar jung aber thätig, die Artillerie äußerſt kühn, und allſeitig ein edler Wetteifer, eine kalte Todesverachtung und eine Hingebung für die Erreichung des einzig großen Zieles ſichtbar war, wie kaum in irgend einer früheren Epoche, ſo wird man gerne zugeben, daß das Reſultat dieſes Kampfes weder lang noch zweifelhaft ſeyn konnte. Mit einer ſolchen Armee würde man die Welt erobern.

Viele dieſer Tapfern ſind durch das Blei des Feindes gefallen, Tauſende hat der Tod auf dem Krankenlager ereilt, und eine gleiche Zahl iſt ſeither ganz aus der Armee

geſchieden. Alle aber haben ihren Geiſt, ihre Pflichttreue im Heer zurück gelaſſen. Und wenn der Doppelaar ſeine Schwingen einmal wieder entfaltet, wird es ſich zeigen, daß die in jenem blutigen Krieg bewieſene Hingebung in der Armee noch keineswegs ausgeſtorben iſt, daß noch dieſelbe Begeiſterung, dieſelbe Opferwilligkeit für den Beſtand und Glanz des Thrones mit gleicher Stärke in den jüngeren Kameraden lebe wie bei jenen, die verbluteten auf den Schlachtfeldern Italiens.

Am 25. Mai war Feldmarſchalllieutenant Graf Thurn mit 19,000 Mann vom Iſonzo in Verona eingetroffen, wo man nur noch für fünf Tage die Lebensmittel beſaß. Jetzt vollends, wo er eine ſo anſehnliche Verſtärkung erhalten hatte, war Radetzky weniger als je geneigt, auch nicht einen Zoll Boden vom öſterreichiſchen Gebiet aufzugeben. Dieß wurde dem als ſogenannten Friedenskommiſſär vom Wiener Miniſterium nach Italien geſendeten Grafen Hartig ernſtlich bedeutet.

Die erſte ſchöne Operation, welche Heß entwarf, iſt jener großartige und kühne Flankenmarſch von Verona auf Mantua, der zu den Kämpfen von Curtatone führte, im Grund aber als höheres Objekt den Entſatz von Peschiera anſtrebte. Nie in früheren Kriegen hat Mantua eine Rolle geſpielt wie damals. Bei ſeiner bekannten großen Defenſivkraft griff es jetzt auch offenſiv ein und begünſtigte das Uferwechſeln in einer Art, welche große

Erfolge herbeiführen konnte. Die neuere Kriegsgeſchichte erzählt wenig von Flankenbewegungen mit einer zahlreichen Armee, ſo zu ſagen nur auf Kanonenertrag von den Feldwachen eines überlegenen Feindes. Groß war die Gefahr, aber groß iſt auch der Ruhm. Wenn auch der Veteran in ſeinen „Erinnerungen“ dieſen Ruhm keineswegs jenem vindizirt, dem er mit Recht gebührt, wenn er überhaupt es gefliſſentlich vermied, den Namen des Generalquartiermeiſters in ſeinem Buche auch nur ein einzigesmal zu nennen, obſchon ſich hiezu häufige Gelegenheiten boten, ja die hiſtoriſche Treue dazu auffordern mußten, ſo weiß dennoch die Welt, wem ſie dafür verpflichtet bleibe.

Radetzkys Abſicht gelang vollſtändig. Der Feind wurde rechts umgangen und im Rücken bedroht, bevor er ſolches ahnete. Die Linie des Oſſone kam in die Gewalt des Marſchalls. Dagegen wurde die Rechtsſchwenkung gegen Goito und Cereſara nicht vollſtändig erreicht, weil d'Aſpre nicht dort erſchien, wo man ſeiner nothwendig bedurft hätte, weil deſſen Avantgarde viel zu langſam vorging und der Pivot dem ſchwenkenden Flügel nicht Zeit ließ, den nöthigen Vorſprung zu gewinnen, in der Mitte auch vielleicht allzu hitzig gehandelt wurde, überdieß Hitze und Durſt die Mannſchaft ermatteten.

Wir fühlen uns nicht berufen, in dieſen Gegenſtand näher einzugehen, und wollen zur Ehre dieſes tapfern Generals gerne zugeben, daß, wie behauptet wird, ſein

leidender Zuſtand dabei maßgebend geblieben ſey, daß aber eine Bewegung des zweiten Korps auf Cerlungo und in die rechte Flanke des Feindes die außerordentlichſten Erfolge gehabt, und den Fall von Peschiera aufgehalten, oder doch dieſen Platz ſogleich wieder in unſere Gewalt gebracht haben würde, iſt unzweifelhaft. Eine Bewegung in dieſer Richtung mußte Alles entſcheiden.

Der bald nachher eingetretene heftige Regen, die dadurch entſtandene Unwegſamkeit und die eben jetzt erfolgte Kapitulation von Peschiera, als dem eigentlichen Objekt dieſer Flankenbewegung, mußte jeden weiteren Schritt in dieſer Richtung vergeblich erſcheinen laſſen, und zwar um ſo mehr, als Radetzky auch die in Wien eingetretenen Ereigniſſe faſt zu gleicher Zeit erfuhr.

Wenn nun aber vor der Hand alle weitern Offenſivbewegungen vertagt werden mußten, ſo war gewiß die raſche Bewegung zur Wegnahme von Vicenza ein höchſt lichtvoller Gedanke, welcher auch den verdienten Lohn fand. Der ſtrategiſche Kalkul war gewiß überaus richtig. Da unter den obwaltenden Verhältniſſen ſelbſt ein großer Sieg kaum benützt werden konnte, und die höchſte Vorſicht geboten blieb, ſeit der Kaiſerthron in ſeinen Grundfeſten wankte, auch an weitere Zuſchübe an Kriegbedürfniſſen aus dem Innern der Monarchie kaum noch zu denken war, ſo durfte man ein Heer, in dem ſich die letzte Rettung des Vaterlandes konzentrirte, nicht auf's Spiel ſetzen.

Die Eroberung von Vicenza und Weldens kräftige Operationen an der untern Etsch drängten die Rebellen in der Lagunenstadt zusammen und befreiten die Terra ferma von zuchtlosen Banden.

Man schloß Venedig freilich bloß leicht ein. Dennoch kam der österreichische Doppelaar plötzlich auf dem Festland wieder zu solcher Geltung, daß selbst ein einzelner kaiserlicher Offizier in Uniform wieder sicher vom Tagliamento bis Verona reisen konnte.

Um diese Zeit gewöhnte man sich in Wien an den Gedanken, ganz Italien bis an die Etsch abzutreten.

Der Feldmarschall erhielt aus Innsbruck den Befehl, vorläufig einen Waffenstillstand behufs der Friedensverhandlungen abzuschließen. Er aber sendete den Feldmarschallieutenant Fürsten Felix Schwarzenberg an den Kaiser und bat um die Zurücknahme dieser Weisung.

Die Befähigung zum Staatsmann hat sich wohl nie bei dem alten Helden in so großartiger Weise geoffenbart, als eben damals. Ihm allein und den Männern an seiner Seite, worunter allerdings der eben genannte Fürst Felix Schwarzenberg, der viel zu früh für Oesterreichs Ruhm aus diesem Leben schied, vorzugsweise genannt werden muß, danken wir es, daß dieses unselige Projekt hintertrieben wurde. Wir pflichten daher willig dem Ausspruche eines neueren Autors bei, der da sagt:

„in jenen verhängnißvollen Tagen ſchwebte Oeſterreichs Genius über dem Staatsmann Radetzky und mahnte ihn, ſeines Kaiſers Krone zu ſchirmen.“

Der Marſchall führte ganz anderes im Sinn als Waffenſtillſtand oder gar Frieden. Nach dem Eintreffen anſehnlicher Verſtärkungen an der Piave in der zweiten Hälfte des Juli, war bei ihm die Wiederergreifung der Offenſive eine beſchloſſene Sache. Die ausgedehnte Aufſtellung des Feindes mußte ſchon an und für ſich zu dem Verſuche einladen, ſelbe zu durchbrechen.

In Verona blieb der tapfere Haynau mit der nöthigen Garniſon zurück.[1]

Am 23., 24. und 25. wurde die wenigſtens gleich ſtarke und trefflich poſtirte piemonteſiſche Armee geſchlagen und ihr Zentrum geſprengt. Der Kampf fand auf denſelben Höhen ſtatt, die wir bei den Scheingefechten in früheren Jahren nach allen Richtungen ſo oft durchzogen. Damals, als der hochſinnige General der Kavallerie Graf Wallmoden jenes Schloß von Cuſtozza bewohnte, das am ſteilen Bergeshang von dunkeln Cypreſſen umſchattet,

[1] Siehe Haynau's Biographie aus Schönhals Feder. Haynau war dem Feldmarſchall aufrichtig zugethan. In einem Brief aus Preßburg vom 30. Mai 1849 an einen Kameraden in Radetzky's Umgebung kommen die Worte vor: „Dem Feldmarſchall lege mich zu Füßen. Ich liebe und verehre ihn wie meinen Vater. Denn ſo lang ich einen Athemzug habe, werde ich nie vergeſſen, wie gütig er mich behandelte.“

niederblickt in die Ebene, dachte keiner von uns, daß die den Feldherrn umstehenden und dessen Gastfreundschaft genießenden sardinischen Offiziere 14 Jahre später unsere Feinde seyn würden.

Die ganze Bedeutung des eines der schönsten Blätter in der vaterländischen Kriegsgeschichte bildenden Sieges von Custozza wird erst die Nachwelt feststellen. Wenn die Augen aller jener sich geschlossen haben, welche an diesem denkwürdigen Tag Theil nahmen, wenn das Grab dereinst alle Ansprüche, alle Scheelsucht der Einzelnen decken wird, dann erst kann die Geschichte ihr volles Recht üben und mit gleicher Unparteilichkeit nach beiden Seiten, auch die einzelnen hervortretenden Punkte dieses Riesenkampfes, kurz all dasjenige, was noch dunkel bleibt, gehörig beleuchten. Denn manche Einzelnheiten dieser Tage harren noch ihrer Aufklärung.

Für den Sieg von Custozza übersendete der huldvolle Monarch dem Feldmarschall das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens, und zwar in denselben Insignien, die Kaiser Ferdinand bis dahin selbst getragen hatte. Das Allerhöchste Handschreiben lautete:

Innsbruck, am 28. Juli 1848.

„Lieber Graf Radetzky! Die glänzenden Siege von Sommacampagna und Custozza haben Mich mit Bewunderung und Freude erfüllt. Ich glaube der tapfern Armee in Italien keinen größern Beweis Meiner Anerkennung

geben zu können, als indem Ich dem ruhmwürdigen Feldherrn das Großkreuz Meines militärischen Marien Theresienordens verleihe, dessen Insignien Ich Ihnen hiemit durch Meinen Oberstlieutenant Graf Crenneville übersende. Möge dieses höchste Ehrenzeichen eines Kriegers Ihre tapfere Brust noch lange Jahre zieren, und Ihre Thaten dem österreichischen Heere zum Vorbild dienen." Und dieser warme und aufrichtige Wunsch des Monarchen ist auch in Erfüllung gegangen.

Der russische Kaiser übermachte dem Sieger die erste Klasse des Militär-Sankt-Georgordens nebst folgendem Handschreiben:

„Nachdem Wir mit steter Aufmerksamkeit den Bewegungen der Truppen folgten, die Ihrem Oberbefehle zur Aufrechthaltung der legitimen Rechte Ihres Monarchen, anvertraut sind, und nunmehr Kunde erhielten von den glänzenden Siegen, die sie bei Sommacampagna und Custozza erfochten, haben Wir es für gerecht erachtet, Sie zum Ritter erster Klasse des Ordens des heiligen Großmärtyrers und Siegbringers Georg zu ernennen, dessen Insignien Wir Ihnen hiemit übersenden.

„Indem Wir durch diese höchste militärische Auszeichnung in Unserem Reich, einen neuen Beweis Unserer ganz besondern Anerkennung Ihrer langjährigen und ruhmreichen, durch so glänzende Waffenthaten bezeichneten Dienste

zu bekunden wünschen, verbleiben Wir Ihnen für immer gewogen. Peterhof den 19. August 1848."

Auch der König Ernst August von Hannover, ein warmer Verehrer der österreichischen Armee bis an seinen Tod, ließ dem Feldmarschall den Sankt Georgsorden zugehen.

Der auf Seiten des Feindes, zum Theil mit Schießbaumwolle geführte, nächtliche Kampf in Volta (26. Juli) gehört unter die blutigsten Nachtgefechte, und ist in manchen seiner räthselhaften Details noch nicht gänzlich aufgehellt. Er war der letzte Einsatz des verzweifelten Spielers. Denn seit Haynau das kleine Peschiera wieder einschloß, und Radetzky den angebotenen Waffenstillstand verwarf, konnte es sich bei Karl Albert höchstens noch darum handeln, seinen weitern Rückzug zu maskiren.

Auch die Bemühungen Abercromby's blieben ohne Erfolg. Am 4. und 5. besiegte die österreichische Armee in einzelnen blutigen Gefechten die Piemontesen unter den Mauern von Mailand.

Man zog dort am 6. August wieder ein und löste das beim Abschied verpfändete Wort in der ritterlichsten Weise. Es gemahnte wie ein schöner Traum. Nur vierzehn Tage nach dem Aufbruch von Verona, bezogen des Kaisers Soldaten wieder die Wachen an den Thoren jener Stadt, die in ihrem rebellischen Uebermuth die österreichischen Offiziere und deren Familien gröblich mißhandelt hatte.

Welch hohe Befriedigung für jene Tapfern, die vor 19 Wochen der Verrath aus Mailand vertrieb, nunmehr wieder als Sieger durch die Porta Romana einzuziehen. Doch was ſagen wir? Nein, nicht als Sieger, ſondern als Befreier erſehnt, und inſtändig gerufen durch die Stadtbehörde ſelbſt, um der eingeriſſenen Unordnung zu ſteuern und weiteren Schreckniſſen vorzubeugen. Gewiß! in ſo ſonderbarer Lage befand ſich ſelten eine Armee.

Der Marſchall nahm ſein Quartier in der Villareale und gewann dieſen Aufenthalt dermaßen lieb, daß er auch ſpäter, wenn er nach Mailand kam, daſelbſt abſtieg, und ſogar ſeine letzten Tage dort beſchloß. Von ſeinen im Pallaſt Arconate zurückgelaſſenen Büchern, Landkarten und Schriften konnte nur Einzelnes wieder aufgefunden werden. Die Plünderung in den Märztagen, welche ſo viele k. k. Offiziere überaus ſchmerzlich traf, hatte auch ihn nicht verſchont; viel Werthvolles war dabei vernichtet oder doch verſchleppt worden. [1]

Hiſtoriſch merkwürdig bleibt jener Bericht, den Radetzky nach der Einnahme von Mailand an ſeinen Kaiſer erſtattete:

„Die Stadt Mailand iſt unſer! Sie hat ſich der Gnade Eurer Majeſtät ergeben, und ich bin heute Mittag

[1] Damals ſchrieb der Marſchall dem Verfaſſer gegenwärtiger Skizze: „Die ſchöne Karte von Deutſchland, welche Sie mir adjuſtirten, hat leider auch der Teufel geholt.“

mit meiner tapfern Armee in selbe eingezogen. Die piemontesische Armee hat diese Stadt heute Nacht verlassen und ist, mittelst einer gestern noch mit ihr und der Stadt geschlossenen Konvention, bis Morgen Abend über den Ticino, mithin außerhalb der Grenzen von Euer Majestät Gebiet. Die Armee hat vor zwei Wochen von Verona aus ihre Offensive ergriffen. Sie hat während dieser Zeit bei Sommacampagna, Custozza, Volta, Cremona, Pizzighetone und zwei Tage vor Mailand siegreiche Schlachten und Gefechte geliefert, und ist nun den vierzehnten Tag Herr der lombardischen Hauptstadt. Die Armee und ihre Führer glauben somit ihre Schuldigkeit für ihren geliebten Kaiser und das theure Vaterland treulich erfüllt zu haben, denn kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden."

Wenn auch dieser Bericht nicht so lakonisch lautete wie jener Suwarows aus Ismail, so läßt sich doch die fast lapidare Ausdrucksweise keineswegs verkennen.

Der Feldmarschall dankte in warmer Ansprache seinen braven Truppen für Alles, was selbe bisher erduldet und geleistet, und sendete zehn dem Feind abgenommene Fahnen nach Wien, woselbst sie in einem Saal des Kriegsgebäudes öffentlich aufgestellt wurden. Der Besuch des Publikums war jedoch ein sehr mäßiger. Die Wiener besaßen damals noch kein Verständniß dafür und grollten theilweise der Armee in Italien.

Die durch Marsano gedichtete „Warnungsstimme"

hatte die ganze Umſturzpartei neuerdings in Harniſch gebracht. Auch der Wiener Reichstag gab kein Zeichen patriotiſchen Beifalls. Im Gegentheil! Kaum 24 Stunden nach der durch die Wiener Zeitung bekannt gewordenen Einnahme von Mailand wurde der Kriegsminiſter interpellirt: „ob er ſchon auf eine Armeeverminderung vorgedacht habe?“ Doch die Armee bedurfte des Dankes einer geſinnungsloſen Menge nicht; ihr genügte der Beifall ihres Herrn und Kaiſers, ſo wie ihr Selbſtbewußtſeyn. Darin lag der reichſte Lohn und die glänzendſte Entſchädigung für alle Verunglimpfungen. [1]

Wie unbeſtritten aber auch die großen Verdienſte Radetzky's um die Erhaltung des Thrones bleiben, ſo erheiſcht es doch die Billigkeit auch jener hier zu gedenken, welche ſich der Feldmarſchall Fürſt Windiſchgrätz für denſelben Zweck erwarb, und die Geſchichte nicht mit Stillſchweigen übergehen darf.

Bei dem beſtändigen Andringen um Verſtärkungen für Italien hatte der Kriegsminiſter in kurzen Zeiträumen dreimal den Fürſten in ſehr beſtimmten Ausdrücken, zuletzt ſogar mit Hindeutung auf perſönliche Verantwortung angewieſen, die im böhmiſchen Generalat

[1] Wir deuten hier auf S. 33 der von dem General der Kavallerie Grafen Ludwig von Fiquelmont verfaßten und gewiß jedem gebildeten Leſer bekannten „Aufklärungen“ eine kleine Schrift welche über die damaligen Zuſtände manches Beherzigenswerthe enthält.

entbehrlichen Truppen unverweilt an den Isonzo in Marsch zu setzen.

Windischgrätz glaubte dieser Aufforderung keine Folge geben zu dürfen, in der sichern Ueberzeugung, daß man dieser 10,000 Mann Kerntruppen bald in der Nähe benöthigen würde. Und er hatte recht! Mit ihnen eilte er, auf die erste Nachricht von den Ereignissen des 6. Oktobers, vor Wien und nahm das Korps des Banus auf. Hätte aber der Fürst nicht die Revolution in Prag und Wien niedergeworfen, so würde die Empörung bald die gesammte Monarchie ergriffen, und die Armee in Italien in eine sehr bedenkliche Lage versetzt haben. Selbe hätte auf alle Verstärkungen und Zuschübe aus dem Innern gänzlich verzichten und so zu sagen isolirt, mitten in einem empörten Land einen treulosen Feind bekämpfen müssen. Ob sodann noch ein ausgiebiger Erfolg möglich gewesen wäre, läßt sich freilich jetzt nur sehr schwer entscheiden. Gewiß ist es aber, daß, falls Fürst Windischgrätz den so peremtorischen Befehlen Latours entsprochen haben würde, eine Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung fast illusorisch blieb.

Die revolutionäre Presse jener Zeit hat den ritterlichen und edlen Fürsten als zweiten „Alba" hingestellt. Und dennoch behandelte dieser große Mann, ganz so wie sein Waffenbruder Radetzky, auch die Kaiserstadt mit gleicher Milde und Nachsicht.

In der Periode zwiſchen dem erſten und zweiten Feldzug gegen Piemont war Radetzky's Beſtreben vorzugsweiſe auf die Wiederherſtellung der gänzlich aus den Fugen gewichenen Verwaltung des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs gerichtet.

Jedem Groll unzugänglich entwickelte er nichtsdeſtoweniger eine ſtaunenswerthe Feſtigkeit. Sein weit in die Zukunft reichender Blick erfaßte jeden Gegenſtand mit großer Sicherheit. Der alte Held vergaß auch nichts. Was er in dieſer ganzen Zeit dachte, ſprach, ſchrieb und verfügte, deutete darauf hin, daß die nächſte Zukunft klar vor ſeiner Seele ſtand, und ihm nichts unerwartet kam. Uns ſchien er ein gewaltiger Kriegsgott, umgeben von den tapferſten Generälen, angebetet von ſeinem Heer, glühend für den Ruhm des Vaterlandes, gefürchtet vom Feind, gerüſtet und kampfbereit in einer Art, um jeden Tag wieder loszubrechen, dem Gewitter gleich, um zu ſtrafen bei neuer Treuloſigkeit, bei neuem Verrath.

Vielleicht ſind wir entſchuldigt, wenn wir das Urtheil eines Britten hier wiederholen, das um ſo mehr ins Gewicht fallen dürfte, als damals die Fortſchritte der Oeſterreicher in Italien und Ungarn an der Themſe mit wenig günſtigen Augen angeſehen wurden.

„Der Marſchall Radetzky" — ſagt er — „hat ſich hohe und dauernde Anſprüche auf die Dankbarkeit ſeines Souveräns und auf Kriegsruhm erworben. Vom Beginn

des Kampfes an entwickelte er hohe Einsicht, gepaart mit unerschütterlicher Energie. Den Sieg, welchen er vorbereitete, und mit der Behutsamkeit des Alters erwartete, suchte er mit wahrhaft jugendlicher Thätigkeit zu fördern. Seine 82 Jahre schwächten weder seine Entschlüsse noch dämpften sie sein Feuer. Er führte seine tapfere Armee zum Sturme der befestigten Höhen von Custozza, und als, nach hartem Kampf und bewundernswerther Tapferkeit, diese Anhöhen genommen waren, verfolgte er eben so rasch den fliehenden Feind bis vor die Thore von Mailand.

„Diese Operationen sind glänzend. Aber nicht weniger hoch steht die männliche Ausdauer und Zuversicht, womit der greise Feldherr seine Stellung am Mincio und an der Etsch zu behaupten wußte. Seine Armee war schwach und niedergeschlagen (?), seine Festungen schlecht verproviantirt, in seinem Rücken das ganze Venezianische aufgestanden, die Hauptverbindung mit Tirol abgeschnitten, und mehr als dieß Alles, die Monarchie selbst schien damals aufgelöst, der Hof war von Wien entflohen, und die Behörden unmächtig, welche dem Marschall Verstärkungen und Instruktionen schicken sollten. Und dennoch! In jenen Tagen des Zweifels und der Gefahr, als die Erschöpfung seiner eigenen Hilfsquellen furchtbarer war denn je, weit furchtbarer als der Feind selbst, stand der Feldmarschall Radetzky unerschüttert.

„Und er hat gelebt um die Macht seines

Vaterlandes aufrecht zu erhalten, und den Ruhm eines Mannes zu begründen, welcher einen Kaiserstaat rettete aus der letzten und äußersten Bedrängniß."

Der Winter von 1848—1849 verstrich. An des nach Wien berufenen Weidens Stelle führte Haynau die Blokade von Venedig, das uns bis zu seinem Fall leider über 20,000 Mann kostete, die den Anstrengungen und Sumpffiebern erlagen. Zur Herbeiführung des Friedens war von Sardinien nichts geschehen. Die bittern Lehren hatten weder den König noch seine Partei gebessert. Vielleicht konnte er auch nicht wie er wollte. Denn die Revolutionsapostel umstanden seinen wankenden Thron und predigten ungefähr in derselben Weise, wie dieß noch bis auf die heutige Stunde dort geschieht. Der gänzlich rathlose Monarch hoffte gerade durch das Festhalten an der Umsturzpartei seine Krone zu retten. „Denn solches ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären."

Radetzky und sein Generalquartiermeister folgten aufmerksam dem Treiben jenseits des Ticino. Sie erkannten nur gar zu wohl, daß bloß das Schwert zu lösen vermöge, was das Schwert geschürzt. Ohne das mindeste Aufsehen wurde Alles für den neuen Feldzug vorbereitet. Der Operationsplan lag fertig, blieb jedoch bis zum Moment seiner Ausführung ein tiefes Geheimniß, das selbst

die dem Feldherrn zunächststehenden Generäle nicht zu durchdringen im Stande waren. Die Hauptbedingniſſe dabei blieben: Umſicht, Schnelligkeit und Nachdruck. Bei der erprobten Kampfluſt des Heeres war der Erfolg ſicher. Feldmarſchalllieutenant Heß wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber ſo wie überhaupt in der Lombardei nur etwa 10,000 Mann ſtehen laſſen.

Am 16. März 1849 kündete Piemont den Waffenſtillſtand. Die öſterreichiſche Armee jubelte. Der Feldmarſchall aber erließ nachſtehenden Tagsbefehl.

„Soldaten! Eure heißeſten Wünſche ſind erfüllt. Der Feind hat uns den Waffenſtillſtand aufgekündet. Noch einmal ſtreckt er ſeine Hand nach der Krone Italiens aus. Doch er ſoll erfahren, daß ſechs Monate nichts an eurer Treue, an eurer Liebe für euern Kaiſer und König geändert haben. Als ihr aus den Thoren von Verona zoget, und, von Sieg zu Sieg eilend, den Feind in ſeine Grenzen zurücktriebt, gewährtet ihr ihm großmüthig einen Waffenſtillſtand, denn er wollte den Frieden unterhandeln. So ſagte er. Doch ſtatt deſſen hat er ſich zu neuem Kampf gerüſtet. Den Frieden, welchen wir ihm großmüthig boten, wollen wir nun in ſeiner Hauptſtadt erzwingen.

„Soldaten! Der Kampf wird kurz ſeyn. Es iſt derſelbe Feind, den ihr bei Santa Lucia, bei Sommacam-

pagna, bei Cuſtozza, bei Volta und an den Thoren von Mailand beſiegt habt. Gott iſt mit uns! denn unſere Sache iſt die gerechte.

„Auf alſo Soldaten! Noch einmal folgt eurem greiſen Führer zu Kampf und Sieg. Ich werde Zeuge eurer tapfern Thaten, und es wird der letzte Akt meines langen Soldatenlebens ſeyn, wenn ich in der Hauptſtadt eines treuloſen Feindes die Bruſt meiner wackern Gefährten mit dem blutig und ruhmvoll errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit werde ſchmücken können. Vorwärts alſo Soldaten! Nach Turin lautet die Loſung. Dort finden wir den Frieden. Es lebe der Kaiſer! Es lebe das Vaterland!“

Mit dem zwölften Glockenſchlag des 20. März, wo der Waffenſtillſtand ablief, ging die öſterreichiſche Armee bei Pavia über den Po, und drang über Mortara auf Novara vor. Dadurch war der feindliche rechte Flügel von ſeiner Mitte getrennt. Am 23. kam es zu jener Schlacht, welche alle hochfliegenden Plane des Sardenkönigs zertrümmerte, und ihn ſelbſt zur Abdankung zwang. Die Enttäuſchung war grauſam.

Auf den Feldern von Novara war es, wo der Erſtgeborene des Erzherzogs Karl, ſeinem großen Vater ähnlich, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Der erlauchte Vater war nicht mehr ſo glücklich, dieſe Lorbeeren des Sohnes zu erblicken. Seit drei Jahren ruhte er ſchon in

der kühlen Gruft. Aber sein Schatten hatte ihn gewiß umschwebt.

Die vollständige Niederlage Karl Alberts traf genau auf denselben Tag, wo er das Jahr zuvor sein herausforderndes Manifest gegen Oesterreich schleuderte. Vergeltendes Schicksal! Fern von der Heimath starb dieser Fürst auf fremder Erde. Schönhals hat darum nicht zu viel gesagt, wenn er diesen Sieg „das Gottesgericht von Novara" nannte.

Es ist seither öfter die Frage aufgeworfen worden: weßhalb der Marschall, seiner laut verkündeten Absicht entgegen, den Frieden nicht in Turin selbst schloß? Denn nichts hielt ihn auf, dorthin zu gehen. Die Antwort darauf könnte uns Lord Abercromby am leichtesten und noch weit besser Lord Palmerston selbst geben. An diese wollen wir auch die Fragenden verweisen, obgleich es nicht schwer fallen dürfte, einzelne aufklärende Beiträge zu liefern. [1]

Der Friede wurde in einer Art geschlossen, welche lautes Zeugniß gibt von der versöhnlichen Milde des Kaiserhofes. Daß man jenseits des Ticino die Niederlage von

[1] Wir sahen irgendwo in Italien ein kleines Oelbild, welches jenen welthistorischen Akt darstellt, wo Radetzky und Heß, im Hofraum eines Hauses zu Vignale, am Mittag des 24. März die vom König Viktor Emanuel erbetene Zusammenkunft hatten, und über den Frieden verhandelten. Das Bild ist eben so lebendig als treu.

Novara nicht vergeſſen kann, ja ſogar wohl daran thut, ſich ihrer zu erinnern, hat ſeine guten Gründe. Die Kriegsgeſchichte bietet kein zweites Beiſpiel, wo innerhalb vier Tagen der Gegner vollſtändig niedergeworfen worden iſt. Daß man aber deßhalb fortwährend mit Oeſterreich grollt, iſt unbegreiflich, und ſelbſt undankbar. Piemont ſollte anerkennen, daß der Kaiſer gerade in jenem Augenblick, wo er Alles verlangen konnte, eine Mäßigung, Selbſtverleugnung und Großmuth an den Tag legte, die nur aus einer erhabenen Geſinnung hervorgehen kann, und unverſtellt die Bahn andeutete, auf welcher der Wiener Hof zu wandeln beſchloß. Viele erleuchtete Männer in Piemont haben ſolches auch anerkannt. Selbſt in den Reihen der Emigration erhoben ſich dafür einzelne Stimmen. [1]

Radetzky drückte dem tapfern Heer ſeinen Dank aus und ritt ſchon am 29. um 10 Uhr Vormittags auf ſeinem Schimmel wieder durch die Porta Vercellina zu Mailand ein. Ganz Europa hat dieſen zweiten Feldzug bewundert und des tiefſten Studiums würdig erklärt.

Unter den Glanzpunkten der beiden Feldzüge, die ganz vorzüglich geeignet ſind, die Genialität des Feldherrn und ſeines Generalquartiermeiſters zur verdienten Anſchauung zu bringen, erſcheint uns als hervorragend: der

[1] Wir verweiſen bloß auf die bekannten „lettere di San Pietro“ welche den Edelmuth und die ſtrenge Rechtlichkeit des Kaiſerhofes ſtark betonen.

kühne Flankenmarsch von Verona über Mantua zum Entsatz von Peschiera, die rasche und geheime Bewegung von Mantua gegen Vicenza, und die oben genannte von Mailand über Pavia und Novara. Die erste hat ihr strategisches Objekt nicht erreicht; daran waren verschiedene Umstände Schuld. Ihre Konzeption aber ist tadellos. Die beiden anderen Operationen erfreuten sich des vollständigsten Erfolges.

Oesterreichs hochsinniger Kaiser aber, den der Feldmarschall eingeführt in das Waffenhandwerk und der ihm zur Seite hielt im Gewühl der Schlacht, sendete schon in den ersten Apriltagen Seine kais. Hoheit den Erzherzog Wilhelm nach Italien, um der Armee den Dank ihres Kriegsherrn, und ihrem greisen Führer das goldene Vlies zu überbringen.[1] Auch eine Medaille zu Ehren des Marschalls ließ Seine Majestät prägen und sendete

[1] Die gesammten Glieder des erhabenen Kaiserhauses überhäuften den alten Helden bei jeder Gelegenheit mit Beweisen ihrer Hochachtung. Vor Allen aber verstand dieß die hohe Kaisermutter. Am Namenstag des Marschalls (19. März) fand derselbe als er am frühen Morgen in sein Arbeitskabinet trat, einen meisterhaft ciselirten Doppeladler aus oxydirtem Silber, der auf einem von bronzenen Trophäen umgebenen Marmorpostament ruhte. In seinen Fängen hielt er das wohlgetroffene Miniaturbild Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef. Daneben lag ein Zettel von der Hand der Erzherzogin Sophie, der folgenden Vers enthielt:

„Der Du gedeckt den Kaiseraar,
Du Gottes starker Heldenschild,
O werd' der Mutter Dank gewahr,
In ihres Herrn und Sohnes Bild.

ihm durch ſeinen erſten Generaladjutanten, Feldmarſchall-lieutenant Grafen Grünne, drei Stücke davon, in Gold, Silber und Bronze. Und wahrlich! Lauter wie Gold war ſtets des Helden Gemüth, makellos wie Silber ſeine Treue, und ehern ſein Sinn.

Der Kaiſer von Rußland ließ dem Marſchall durch einen ſeiner Generaladjutanten Glück wünſchen und einen Marſchallſtab übergeben, 1½ Schuh lang, 1½ Zoll dick aus Gold, mit emaillirten Lorbeer- und Eichenblättern umwunden und an beiden Enden, auf 2 Zoll einwärts, mit Diamanten beſetzt. Zugleich ernannte er ihn, mittelſt Tagesbefehl vom 6. April, zum Feldmarſchall der ruſſiſchen Armee und zum Inhaber des weiß-ruſſiſchen Huſarenregiments. Der König Max II. von Bayern zierte ihn mit dem Hausorden des heiligen Hubertus, und ließ ſeine Büſte in der Wallhalla aufſtellen.

Der König von Preußen verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden in Brillanten, und die erſte Klaſſe des rothen Adlerordens mit den Schwertern. Auch die Regenten von Sachſen und andere ſchmückten die Heldenbruſt mit ihren höchſten Ordenszeichen.

Dein Vateraug' ſich dran erfreu',
Bis daß, vom Reich beweint es bricht
Und Dir der Herr für Deine Treu'
Um's Schwert den ew'gen Lorbeer flicht."

Noch während des Marschalls Aufenthalt in Novara hatte ihn eine Deputation des Wiener Gemeinderathes begrüßt und ihm das Ehrenbürgerrecht überreicht. Das durch Grillparzers Meisterfeder verfaßte Diplom ist, sowohl an Erfindung als Ausführung, ein wahres Kunstwerk. Der Entwurf für die Zeichnungen ist vom Professor J. N. Geiger, die geschmackvollen Silberverzierungen sind vom akademischen Künstler Johann Glanz. Auf dem Sammtumschlag prangt in Gold, Silber und Email Radetzkys Familienwappen. Eine Kapsel enthält die Wappen des Hauses Habsburg und der Stadt Wien.

Der Text der Urkunde lautet:

„Wir Gemeinde-Ausschuß und Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Wien, beurkunden hiemit: Graf Josef Radetzky, Feldmarschall und Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, hat durch mehr als sechzig Jahre an allen Waffenthaten der österreichischen Armee, als Schwert und Schild, durch Tapferkeit und Feldherrnumsicht, ruhmvoll Antheil genommen. Von den Türkenkriegen der Achtzigerjahre bis zu den Befreiungsschlachten von Kulm und Leipzig, ist kein glorreiches Ereigniß, das nicht Ihn, das nicht Er gleichmäßig verherrlicht hätte.

„Auf die höchste Stufe des Krieger- und Bürgerthumes hob ihn aber die jüngste Vergangenheit, als sein Name und sein Heer der alleinige Ausdruck von der einst gefürchteten Macht Oesterreichs

In der Periode zwiſchen dem erſten und zweiten Feldzug gegen Piemont war Radetzky's Beſtreben vorzugsweiſe auf die Wiederherſtellung der gänzlich aus den Fugen gewichenen Verwaltung des lombardiſch-veneziani-ſchen Königreichs gerichtet.

Jedem Groll unzugänglich entwickelte er nichtsdeſtoweniger eine ſtaunenswerthe Feſtigkeit. Sein weit in die Zukunft reichender Blick erfaßte jeden Gegenſtand mit großer Sicherheit. Der alte Held vergaß auch nichts. Was er in dieſer ganzen Zeit dachte, ſprach, ſchrieb und verfügte, deutete darauf hin, daß die nächſte Zukunft klar vor ſeiner Seele ſtand, und ihm nichts unerwartet kam. Uns ſchien er ein gewaltiger Kriegsgott, umgeben von den tapferſten Generälen, angebetet von ſeinem Heer, glühend für den Ruhm des Vaterlandes, gefürchtet vom Feind, gerüſtet und kampfbereit in einer Art, um jeden Tag wieder loszubrechen, dem Gewitter gleich, um zu ſtrafen bei neuer Treuloſigkeit, bei neuem Verrath.

Vielleicht ſind wir entſchuldigt, wenn wir das Urtheil eines Britten hier wiederholen, das um ſo mehr ins Gewicht fallen dürfte, als damals die Fortſchritte der Oeſterreicher in Italien und Ungarn an der Themſe mit wenig günſtigen Augen angeſehen wurden.

„Der Marſchall Radetzky" — ſagt er — „hat ſich hohe und dauernde Anſprüche auf die Dankbarkeit ſeines Souveräns und auf Kriegsruhm erworben. Vom Beginn

des Kampfes an entwickelte er hohe Einsicht, gepaart mit unerschütterlicher Energie. Den Sieg, welchen er vorbereitete, und mit der Behutsamkeit des Alters erwartete, suchte er mit wahrhaft jugendlicher Thätigkeit zu fördern. Seine 82 Jahre schwächten weder seine Entschlüsse noch dämpften sie sein Feuer. Er führte seine tapfere Armee zum Sturme der befestigten Höhen von Custozza, und als, nach hartem Kampf und bewundernswerther Tapferkeit, diese Anhöhen genommen waren, verfolgte er eben so rasch den fliehenden Feind bis vor die Thore von Mailand.

„Diese Operationen sind glänzend. Aber nicht weniger hoch steht die männliche Ausdauer und Zuversicht, womit der greise Feldherr seine Stellung am Mincio und an der Etsch zu behaupten wußte. Seine Armee war schwach und niedergeschlagen (?), seine Festungen schlecht verproviantirt, in seinem Rücken das ganze Venezianische aufgestanden, die Hauptverbindung mit Tirol abgeschnitten, und mehr als dieß Alles, die Monarchie selbst schien damals aufgelöst, der Hof war von Wien entflohen, und die Behörden unmächtig, welche dem Marschall Verstärkungen und Instruktionen schicken sollten. Und dennoch! In jenen Tagen des Zweifels und der Gefahr, als die Erschöpfung seiner eigenen Hilfsquellen furchtbarer war denn je, weit furchtbarer als der Feind selbst, stand der Feldmarschall Radetzky unerschüttert.

„Und er hat gelebt um die Macht seines

Vaterlandes aufrecht zu erhalten, und den Ruhm eines Mannes zu begründen, welcher einen Kaiserstaat rettete aus der letzten und äußersten Bedrängniß."

Der Winter von 1848—1849 verstrich. An des nach Wien berufenen Weldens Stelle führte Haynau die Blokade von Venedig, das uns bis zu seinem Fall leider über 20,000 Mann kostete, die den Anstrengungen und Sumpffiebern erlagen. Zur Herbeiführung des Friedens war von Sardinien nichts geschehen. Die bittern Lehren hatten weder den König noch seine Partei gebessert. Vielleicht konnte er auch nicht wie er wollte. Denn die Revolutionsapostel umstanden seinen wankenden Thron und predigten ungefähr in derselben Weise, wie dieß noch bis auf die heutige Stunde dort geschieht. Der gänzlich rathlose Monarch hoffte gerade durch das Festhalten an der Umsturzpartei seine Krone zu retten. „Denn solches ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären."

Radetzky und sein Generalquartiermeister folgten aufmerksam dem Treiben jenseits des Ticino. Sie erkannten nur gar zu wohl, daß bloß das Schwert zu lösen vermöge, was das Schwert geschürzt. Ohne das mindeste Aufsehen wurde Alles für den neuen Feldzug vorbereitet. Der Operationsplan lag fertig, blieb jedoch bis zum Moment seiner Ausführung ein tiefes Geheimniß, das selbst

die dem Feldherrn zunächſtſtehenden Generäle nicht zu durchdringen im Stande waren. Die Hauptbedingniſſe dabei blieben: Umſicht, Schnelligkeit und Nachdruck. Bei der erprobten Kampfluſt des Heeres war der Erfolg ſicher. Feldmarſchalllieutenant Heß wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber ſo wie überhaupt in der Lombardei nur etwa 10,000 Mann ſtehen laſſen.

Am 16. März 1849 kündete Piemont den Waffenſtillſtand. Die öſterreichiſche Armee jubelte. Der Feldmarſchall aber erließ nachſtehenden Tagsbefehl.

„Soldaten! Eure heißeſten Wünſche ſind erfüllt. Der Feind hat uns den Waffenſtillſtand aufgekündet. Noch einmal ſtreckt er ſeine Hand nach der Krone Italiens aus. Doch er ſoll erfahren, daß ſechs Monate nichts an eurer Treue, an eurer Liebe für euern Kaiſer und König geändert haben. Als ihr aus den Thoren von Verona zoget, und, von Sieg zu Sieg eilend, den Feind in ſeine Grenzen zurücktriebt, gewährtet ihr ihm großmüthig einen Waffenſtillſtand, denn er wollte den Frieden unterhandeln. So ſagte er. Doch ſtatt deſſen hat er ſich zu neuem Kampf gerüſtet. Den Frieden, welchen wir ihm großmüthig boten, wollen wir nun in ſeiner Hauptſtadt erzwingen.

„Soldaten! Der Kampf wird kurz ſeyn. Es iſt derſelbe Feind, den ihr bei Santa Lucia, bei Sommacam-

jener der Offiziere des königlich preußiſchen Gardekorps. Selbe war in Form eines Album. Auf dem Umſchlag von braunem Sammt gewahrt man die Königskrone und unterhalb derſelben den Stern zum ſchwarzen Adlerorden mit ſeiner Deviſe: „suum cuique“, die gewiß Niemand im Leben gewiſſenhafter befolgte, als Radetzky. Alle Regimenter der preußiſchen Garde ſind darauf verſinnlicht.

Von allen Huldigungen aber mochte den Heldengreis keine ſo tief ergreifen als jenes Merkmal der Liebe und Verehrung des geſammten k. k. öſterreichiſchen Heeres. Es beſtand in einem Marſchallſtab, der, an Erfindung und Ausführung, ein artiſtiſches Kunſtwerk genannt werden darf.

Dieſer Stab iſt von Gold mit edlen Steinen reich verziert und von einem Lorbeerkranz umſchlungen, auf deſſen grün emaillirten Blättern die merkwürdigſten Ereigniſſe aus dem Leben des Helden verzeichnet ſind. Er ruht auf einem Poſtament, welches das Portrait und Wappen des Marſchalls, von huldigenden Genien getragen und von militäriſchen Emblemen umgeben, der Bewaffnung der geſammten Truppentheile nachgebildet, gewiſſermaßen ſtützt. Dieſe Ornamente ſind von vergoldetem Silber. Das Ganze wird von ſechs ſilbernen, grau oxidirten Adlern getragen, und ruht auf einem Fußgeſtell aus erobertem piemonteſiſchem Kanonenmetall. Die etwa 14000 Gulden betragenden Koſten wurden durch freiwillige Beiträge ſämmtlicher Offiziere der k. k. Armee gedeckt.

Im Innern des Marſchallſtabes iſt die Uebergabsurkunde verwahrt, die wieder für ſich ein beſonderes Kunſtwerk bildet, durch den Hofkalligraphen Greiner geſchrieben und vom Hiſtorienmaler Haſſelwander mit ſehr geſchmackvollen Randgemälden verſehen iſt. Schönhals lieferte den Text, der von allen damaligen Korpskommandanten unterzeichnet wurde.

Die Urkunde ſagt:

„Ruhm- und ſieggekrönter Feldmarſchall! Als die geſellſchaftliche Ordnung und mit ihr das Glück der Völker aus ihren Angeln zu weichen begann, als Anarchie und Empörung frech ihr Haupt erhob, und, im Bunde mit fremder Treuloſigkeit, an den Grundveſten unſerer Monarchie rüttelte, da traten Eure Excellenz, im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit des Soldaten, den Sie ſelbſt gebildet, dem verheerenden Sturm kühn entgegen. Alle Hinderniſſe, welche die Lage eines Feldherrn erſchweren können, wußten Eure Excellenz mit ungebeugter Standhaftigkeit zu überwinden. Siegreich gingen Sie mit der Schaar Ihrer Treuen aus einem Kampf hervor, der Ihnen die Bewunderung der Mit- und Nachwelt, den Dank des Kaiſers und die Verehrung der ganzen öſterreichiſchen Armee auf ewig ſichert.

„Ihr erhabenes Beiſpiel wirkte mit magiſcher Kraft. Eine gleiche Begeiſterung für die Erhaltung der Monarchie ergriff das ganze Heer; wie ein Mann reihte es ſich um

den Thron des Kaisers. Verrath und Anarchie floh besiegt vor der Macht der Tugend. Oesterreichs dankbares Heer wünscht Ihnen, erhabener Feldherr, ein Denkmal seiner Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu weihen.

„Auf die Unterzeichneten ist die ehrenvolle Wahl gefallen, Eurer Excellenz diesen Akt der Huldigung darzubringen. Die Stimme des Soldaten wählte hiezu das Symbol Ihrer Würde, den Feldherrnstab, womit Sie ihm den Weg zu seiner Pflicht und zum Sieg gezeigt. Führen Eure Excellenz noch lange Jahre diesen Stab zum Schutz des Thrones und des Vaterlandes, zum Stolz und zur Freude eines Heeres, das in Ihnen seinen ehrwürdigsten Veteranen, seinen theuren Führer, seinen ruhm- und sieggekrönten Feldmarschall verehrt.“ [1]

Kaum waren die italienischen Angelegenheiten nur erst zum Theil wieder geordnet, so ließ sich Radetzky nicht länger abhalten, nach Wien zu eilen, um seinem Kaiser und Herrn die Huldigungen des treuesten Dieners persönlich darzubringen.

Sein Empfang am 13. September 1849 war überaus festlich und bewies deutlich, daß auch der Sinn des

[1] Wie verlautet hat Seine Majestät der Kaiser diesen Marschallstab so wie auch den russischen von den Erben des Verblichenen erworben und als ewiges Andenken in der kaiserlichen Schatzkammer niederzulegen befohlen.

Volkes ſich wieder ermannte und begreife, was es heiße, eine Monarchie wie die öſterreichiſche, aufrecht erhalten zu haben und dieſer Monarchie anzugehören. Umringt von Hunderttauſenden, die ihm zujauchzten und Kränze warfen, erreichte der Marſchall ſein ihm durch die Gnade des Kaiſers in der Hofburg angewieſenes Abſteigquartier. Der Empfang des Monarchen war überaus herzlich und huldvoll. [1]

Inmitten der nicht enden wollenden Kundgebungen einer ungeheuchelten Verehrung von Hoch und Nieder, ſtand der Neſtor der Armee ſo ſchlicht und ruhig da wie immer und dankte in einfachen Worten. Alles, was er über ſeine Leiſtungen ſagte, trug den Stempel der äußerſten Beſcheidenheit; wie es überhaupt nie ſeine Sache war, von Dingen zu ſprechen, die er vollbracht. Das Geſchehene galt ihm wenig; ſein Blick war ſtets der Zukunft zugewendet.

[1] Wie die Verehrung für den Heldengreis in allen Schichten der Bevölkerung, in Fleiſch und Blut, übergegangen war, davon nur Ein Beiſpiel. Der Marſchall kam im Sommer 1852 zur Truppenbeſichtigung nach Klagenfurt. Am Nachmittag beſuchte er die reizenden Anlagen des Kreuzberges. Von Nah' und Fern war das Volk herbeigeſtrömt, und bildete eine Gaſſe. Da ſtand in vorderſter Reihe, ein liebliches einfaches Kind, eine Jungfrau von 15 Jahren, die ihm mit holder Verſchämung ein kleines Sträußchen von Waldblumen überreichte. Er nahm ſelbes wohlwollend an, und bemerkte lächelnd zu ſeinem Begleiter: „dieſes Kind meint es gewiß aufrichtig.“ Bei den Lebenserfahrungen des Greiſes waren dieſe Worte nicht ohne Bedeutung.

In einem mehrwöchentlichen Aufenthalt wohnte der Marſchall einigen wichtigen Berathungen bei, und erſchien an der Seite ſeines Kaiſers bei einer Truppenſchau am Glacis, und im Hoftheater. Der 19jährige Monarch neben dem 83jährigen Helden boten ein Bild des größten Pinſels würdig.

Das Feſteſſen von 400 Gedecken im großen Redoutenſaal, welches der Gemeinderath veranſtaltete, endete erſt um ſieben Uhr Abends. Wer den Marſchall ſo kennt, wie wir, kann ſich vorſtellen, was ihn dieß koſtete, der nicht ſchnell genug vom Tiſch aufſtehen konnte. Wie dankbar er alſo auch für derlei Huldigungen blieb, ſo mußten ihn ſelbe doch, in Anbetracht ſeines Alters, ſeiner Gewohnheiten und ſeines Bedürfniſſes nach Ruhe, überaus ermüden. Es wurde ihm dabei jedenfalls weit heißer als im Gewühl der Schlacht. Er ſehnte ſich zurück nach Italien unter ſeine Soldaten. Dort war er heimiſcher als in den weiten Prunkſälen der Reſidenz. Seit 18 Jahren hatte er ſo zu ſagen in den Lagern zugebracht; und darum konnte er ſich mit einer andern Lebensweiſe nicht mehr befreunden. Ganz vorzüglich waren es die zahlreichen Beſuche und Gegenbeſuche, die ihn beengten und erſchöpften. Nachdem er noch im Oktober zu Preßburg ſeine einzige noch lebende Tochter, die liebenswürdige Gräfin Friederike Wenkheim und ſeine hoffnungsvollen Enkel geſehen hatte, eilte er unaufgehalten nach Mailand zurück.

Seinem reizenden Besitzthum bei Laibach schenkte er kaum einige flüchtige Aufmerksamkeit. Der Kaiser hatte ihm dieses, vormals den krainerischen Ständen angehörige Schlößchen zum Geschenk gemacht. Es erhebt sich am sanften Bergesabhang, im Vorgrund die smaragdnen Wiesenmatten und über selbe hinweg die freundliche Stadt mit dem großartigen Schloßberg. Im Hintergrund steigt der dunkle Nadelwald auf, von dem sich das weiße Gebäude abhebt wie ein schimmerndes Juwel. Der Marschall fügte noch ein nettes, obwohl sehr theures Schweizerhaus und einen großartigen Pferdestall nebst Remisen hinzu, ließ die Wege ausbessern, neue Anlagen, Fontainen, Teiche, Tempel und Grotten errichten, und auf diese Art den Landsitz in einen beliebten Spaziergang umgestalten. Das Schlößchen wurde möblirt und ganz wohnlich gemacht, sah ihn aber nur ein paarmal und auch da bloß auf einen oder zwei Tage. Ihm fehlte jetzt völlig das Verständniß für Landleben und Landwirthschaft, die er dreißig Jahre früher noch so laut gepriesen. Auch die von ihm in den zwanziger Jahren erworbene Herrschaft Neumarktl, am Fuß des Loibl in Krain war, mit ihren Eisengewerken und Sensenschmieden, welche bis in die Levante liefern, bald wieder und mit augenscheinlichem Verlust, in andere Hände übergegangen.

Die Erhaltungskosten des sogenannten „Radetzkyschlößchens“ fielen ihm zur Last. Wahr ist es, daß

dieſe bei weitem die Einkünfte überſtiegen. Als einſtiger Ruheſitz behagte dem viel zu ſehr an das italieniſche Klima gewohnten Greis die rauhe Gegend in Krain durchaus nicht. So kam es, daß der Kaiſer ſelbſt, und zwar in überaus liberaler Weiſe, die Beſitzung wieder zurücknahm.

Die neue Armeeeintheilung übertrug an Radetzky das Kommando der zweiten Armee, mit dem Sitz zu Verona, deſſen Wirkungskreis Kärnthen, Krain, Iſtrien, das Venezianiſche, die Lombardie und die jenſeits des Po damals in Toscana, im Römiſchen, Modeneſiſchen und Parmeſaniſchen dislocirten Truppen umfaßte. Zugleich wurde er zum General-, Civil- und Militärgouverneur des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs ernannt, und hatte als ſolcher ſeine beſondern Kanzlei- und Verwaltungsbehörden. Im Uebrigen änderte er in ſeinen bisherigen Gewohnheiten nichts. Die Truppenübungen kamen wieder wie vor 1848 in Gang, wurden jedoch, was aber keineswegs am Feldmarſchall lag, nicht mehr in der früheren Ausdehnung betrieben.

Jeden Sommer verlebte er einige Monate in dem kaiſerlichen Luſtſchloß zu Monza, wo ihm die herrliche Luft und die Bewegung im Freien, fern von aller Etikette, äußerſt wohl bekamen und es doch an Beſuchen aus Mailand und ſelbſt aus weiteren Gegenden niemals fehlte. Den Reſt des Jahres verbrachte er mit Bereiſungen

in seinem ausgedehnten Armeebezirk, oder in seinem bequemen Gartenpalast in Verona. In gewissen Zeiträumen machte er so ziemlich die Runde in allen größeren Garnisonen; am seltensten kam er nach Triest, denn die Meerfahrt von Venedig dahin, überhaupt die See, liebte er nicht, und auf dem Landweg lag ihm die Stadt zu sehr abseits.

Im Sommer 1851 verlieh der König von Württemberg dem Feldmarschall das Großkreuz des Militär-Verdienst- und jenes des Kronordens.

Die Vermählung unsers Kaisers (24. April 1854) führte den Marschall und zwar: auf besondere Allerhöchste Einladung, abermals in die Residenz. Er sah Wien zum letztenmal. Unter allen jenen, welche damals dem erhabenen Kaiserpaar ihre Huldigungen darbrachten, bildete Radetzky gewiß die hervorragendste Persönlichkeit.

Als der regierende Herzog von Modena 1855 seinen Hausorden vom estensischen Adler stiftete, glaubte er demselben erst dadurch die eigentliche Weihe zu verleihen, daß er den Feldmarschall bat: das erste Großkreuz anzunehmen, ein ebenso zarter als korrekter Gedanke.

Außer den schon im Text selbst berichteten Ordensdekorationen besaß der Feldmarschall noch nachstehende:

Den dänischen Elephantenorden, das Großkreuz des sizilianischen Sankt Ferdinands- und Verdienstordens, die

ſächſiſche Rautenkrone und den hannövriſchen Hausorden vom heiligen Georg, das Großkreuz des griechiſchen Erlöſer- und des päpſtlichen Piusordens in Brillanten, das Ritterkreuz erſter Klaſſe des toskaniſchen Militärverdienſt-, das Großkreuz des großherzoglich heſſiſchen Ludwigs-, des parma'ſchen Sankt Ludwigsordens in Brillanten, und das Ritterkreuz des Militär-Sankt-Georgordens.

In unſer Aller Gedächtniß lebt noch ungeſchwächt die Erinnerung der zu Ende 1856 unternommenen Kaiſerreiſe. Der Monarch beſchloß in ſeiner Weisheit und Großmuth die letzten Wunden vollends zu heilen, welche die Revolution den ſchönen Provinzen jenſeits der Alpen geſchlagen hatte. Es war erhebend zu ſehen und bleibt ein hiſtoriſcher Moment, der durch einen großen Pinſel verewigt zu werden verdient, wie der greiſe Marſchall ſeinen Kaiſer bei der Landung in Venedig bewillkommte. In rauhem Wetter hatte er mehrere Stunden ausgehalten, Was damals wohl ſeine Gedanken bewegte! Wer möchte dieß errathen? Aber geſtehen durfte er ſich, daß er wenigſtens alles vorbereitet habe, um des Kaiſers Verzeihung möglich zu machen. Die Vorſehung vergönnte ihm noch dieſen Akt kaiſerlicher Huld zu erleben, welcher in der Geſchichte eine neue Aera bezeichnet, ein Akt der Kraft wie wenige, und von einer Tragweite, deren ganzen Umfang erſt die Zukunft deutlich machen wird.

Wenn auch die unbedingte Amneſtie einzig und

allein aus dem erhabenen Gemüth und der Staatsweisheit des Herrſchers entſprang, ſo muß doch andererſeits darauf hingewieſen werden, daß Radetzky, treu ſeinen Grundſätzen und Erfahrungen, ſelbe mit ſeinem ganzen Einfluß bevorwortete, als man ſeinen Rath darüber begehrte.

Sechste Periode.

Ruheſtand und Tod
(1857).

Die Zeit war gekommen, wo die hohe weltgeſchichtliche Miſſion, welche die Vorſehung dem Heldengreis übertrug, ihr Ende erreichte. Schon wiederholt hatte er ſeinen Kaiſer um Enthebung von einem Amt gebeten, das für ſein hohes Alter eine höchſt drückende Bürde bleiben, und ihm doppelt ſchwer erſcheinen mußte, ſeit er mit jedem Tag mehr empfand, daß er demſelben nicht mehr vorzuſtehen vermöge wie ehedem. Der 91jährige Greis ſehnte ſich nach Ruhe.

Er durfte ſelbe mit allem Recht anſprechen. Wenn er auf ſein vergangenes Leben zurückblickte, konnte er ſich mit hoher Selbſtbefriedigung ſagen, daß er, der, mit einer Dienſtzeit von 72 Jahren 7 Monaten, fünf Kaiſern treu gedient, und Oeſterreichs ſchwerſte Kriege ſämmtlich mitgefochten, auch bis ins höchſte Alter an der Spitze der

Armee, ſowie der Verwaltung ſchöner Länder geſtanden, die ihm auferlegten Pflichten jederzeit gewiſſenhaft erfüllt hatte.

Er durfte überzeugt ſeyn, in einen Ruheſtand, der ſich bei ſeinem Alter kaum noch nach Jahren, ſondern bloß nach Monaten berechnen ließ, jene allgemeine Verehrung hinüber zu nehmen, welche ihm Europa zollte; und nach welcher er in ſeinem ganzen Handeln und Wirken alleinig ſtrebte.

Jetzt, wo die Kaiſerreiſe erfolgt war, die, als ein hohes politiſches Ereigniß, einer vollſtändigen Ausſöhnung des Kaiſerſtaates mit den italieniſchen Provinzen gleich zu achten iſt, wo auch die Amneſtie erfloſſen war, und der erhabene Bruder des Monarchen berufen wurde, Oeſterreichs Völker jenſeits der Alpen neu zu beglücken, und ihre Sympathien durch ein geſteigertes Rechtsbewußtſeyn und die Solidarität der Intereſſen, überhaupt durch große und dauernde Verbeſſerungen, zu gewinnen und zu kräftigen, war jedenfalls der geeignetſte Moment, dem Anſuchen des Heldengreiſes zu entſprechen.

Seine Majeſtät der Kaiſer geruhten daher, unterm 28. Februar 1857, aus Mailand nachſtehendes Allerhöchſtes Handſchreiben zu erlaſſen:

„Lieber Feldmarſchall Graf Radetzky! Mit jenem tiefen Pflichtgefühl und der treuen Hingebung, womit Sie in dem Zeitraum von 72 Dienſtjahren Meiner Armee als

unübertroffenes Beispiel voranleuchten, haben Sie mir auch nun, bei Meinem Eintreffen in meinem lombardisch-venezianischen Königreich, mit edler Aufrichtigkeit die Bürde Ihres hohen Alters geschildert und zugleich die Bitte um Enthebung von dem Posten eines Armee-Kommandanten und General-Gouverneurs unterlegt. Ich habe dieser Bitte, mit dem tiefsten Bedauern, nur aus dem Grunde nachgegeben, weil Ihre Befreiung von so großer Last der Geschäfte Mir allein die Hoffnung gewährt, Ihr Mir so theures und ruhmvolles Leben noch für eine Reihe von Jahren in ungetheiltem Wohlseyn erhalten zu sehen.

„Ich befehle unter Einem Alles an, was auf Ihre künftige persönliche Stellung Bezug hat. Sie werden stets in jedem Meiner Schlösser, sowohl zu Strá, Monza, in der Villareale zu Mailand, als zu Wien in meiner Burg im Palast des Augartens, dann zu Hetzendorf, nach Ihrer Wahl, Mein herzlich gern gesehener Gast, und Ich dadurch in der Lage seyn, Mich so oft als ich es bedarf, Ihrer weisen Ansichten und Ihres erprobten Rathes erfreuen zu können.

„Und so mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und Allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanz-

vollen Erinnerungen, den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Nie zuvor hat ein Beherrscher Oesterreichs mit so huldreicher Herablassung zu einem seiner Unterthanen gesprochen, noch nie die Gefühle dankender Anerkennung in großartigerer Weise öffentlich an den Tag gelegt. Auch mag sich kein anderer österreichischer Feldherr, weder des gegenwärtigen noch eines früheren Jahrhunderts, solcher Beweise von Huld und Gnade seines Monarchen rühmen. Und darum bildet auch dieses Handschreiben das schönste Blatt in des ergrauten Helden reichem Lorbeerkranz und ein Monument, würdig der Aufbewahrung für kommende Geschlechter.

Der Feldmarschall machte, mittelst Armeebefehl vom 1. März, seinen Truppen den Inhalt dieses kaiserlichen Handschreibens bekannt, und sagte bei dieser Gelegenheit: „Soldaten! Ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch. Ich überlasse jüngeren Kräften die mühevolle Pflicht, Euch zu bilden und zu pflegen, um im entscheidenden Moment, wenn die Stimme unsers geliebten Monarchen mich etwa nochmals rufen sollte, zu zeigen, daß der Degen, den ich durch 72 Jahre und auf vielen Schlachtfeldern geführt, noch immer fest in meiner Hand ruht.

„Aber danken muß ich Euch für Euer Vertrauen, für Eure Anhänglichkeit an meine Person, für Eure

Disciplin, für euere Hingebung und Tapferkeit, die uns zu so vielen Siegen führte, und die Bewunderung und Achtung der Welt errang.

„Gerne wiederhole ich, was ich schon zu Ende des Jahres 1848 gesagt habe, daß der Glanz, welcher sich wie die Abendröthe nach einem schönen Tag über den Abend meines Lebens verbreitet, euer Werk ist. Eurer Tapferkeit verdanke ich, was ich geleistet, eure militärischen Tugenden wanden mir die Krone, welche nun in der Allerhöchsten Gnade unseres erhabenen Kaisers und obersten Feldherrn mein greises Haupt schmückt. Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten!. Bleibt dessen stets eingedenk, und ihr werdet, ich bin es überzeugt, die Rechte eures Kaisers und die Ehre eurer Waffen bis in den Tod bewahren. Hoch lebe unser vielgeliebter Kaiser Franz Joseph!“

Der Marschall trat vom Schauplatz ab, würdevoll, edel, groß wie er immer gewesen. Er übergab seinem Nachfolger ein mit neuen Banden an das Kaiserhaus geknüpftes Land, in welchem er tausende von Thränen trocknete, und durch die von ihm so gerne ertheilte Bewilligung zur Rückkehr und Aufhebung des Sequesters bei den Gütern jener Kompromittirten, die fern von der Heimath ihr Daseyn fristeten, sich im Herzen derselben ein bleibendes Denkmal errichtete.

Die Armee trauerte um den geliebten Feldherrn.

Aber sie achtete ihn viel zu hoch, um nicht seine Wünsche zu ehren. Sie gönnte ihm die Ruhe seiner alten Tage. Ohnehin verblieb er ja in ihrer Mitte. Denn er konnte und wollte sich nicht trennen von dem ihm so lieb gewordenen Italien.

Die kaiserliche Großmuth beließ ihm auch fernerhin alle seine bisherigen so bedeutenden Bezüge, und, damit er nicht das Geringste vermisse, sogar seine gesammten bisherigen Umgebungen, namentlich seinen Generaladjutanten, den wackern Generalmajor Stäger von Waldburg, der die letzten Jahre des Helden noch möglichst zu erheitern trachtete, und mit dessen vollem Vertrauen beehrt, ihm fast nie von der Seite kam.

Ein letzter und für ihn sehr angreifender Akt war die Beurlaubung von dem erhabenen Kaiserpaar (bei dessen Rückkehr von Mailand nach Wien) am 6. März 1857 zu Verona. Mächtig erfaßte den am Rand des Grabes stehenden Helden dieser Moment. Es überkam ihn mit tiefer Wehmuth der Gedanke: sein gnädiger Kaiser, dem er so viel schuldete, den er so innig verehrte, für dessen Wohl er täglich zum Himmel flehte, möchte ihm zum letztenmal die Hand gereicht, und er hinwieder zum letztenmal jene seiner liebenswürdigen Kaiserin geküßt haben, die ihm schon gewogen war, als sie, noch in jungfräulicher Anmuth, an den malerischen Ufern des Starnbergersees weilend, nicht entfernt daran dachte, von der Vorsehung

zu Oeſterreichs angebeteter Landesmutter auserkoren zu ſeyn. [1]

In der Abſicht, den Sommer 1857 in der Villa-Reale von Mailand zuzubringen, hatte Radetzky ſeine Abreiſe aus Verona auf den 21. Mai feſtgeſetzt. Die eben ſo liebenswürdige als geiſtreiche Gräfin Wallmoden beſuchte ihn noch um Mittag. Beim Weggehen begleitete er, galant wie immer, ſelbe bis an den Eingang des Saales, ohne, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ſich auf ſeinen Stock zu ſtützen. Er ſtrauchelte und that einen ſchweren Fall, wodurch er ſich den linken Oberſchenkelbeinhals brach. Der alte Soldat, welcher bisher kaum gewußt hatte, was es heiße, bettlägerig zu ſeyn, mußte jetzt Wochen und Monate das Bett hüten, und, was für ihn noch weit unerträglicher blieb, unthätig ſeyn.

Die Theilnahme an dieſem ſo ſchweren und in Anbetracht ſeines hohen Alters auch höchſt bedenklichen Unfall war allgemein und aufrichtig, ſie war eine europäiſche.

Seine Majeſtät unſer Kaiſer ſendete augenblicklich einen Adjutanten nach Verona, um ſeinem treueſten Diener jenes Beileid auszudrücken, welches des Monarchen erhabenes Gemüth empfand. Der von gleichen Gefühlen

[1] Eine Sonderbarkeit des alten Helden dürfen wir hier nicht verſchweigen. Kaum hatte er ſich von dem erhabenen Kaiſerpaar beurlaubt, als er ſeinen ſeit Novara hiſtoriſch gewordenen Schnurrbart abnehmen ließ.

beſeelte Erzherzog Max ſendete den Oberſten Grafen Haddik.

Seine Heiligkeit der Papſt telegraphirte dem greiſen Helden ſeinen apoſtoliſchen Segen. Die Geſandten Rußlands und Preußens am Wiener Hof mußten täglich ihren Gebietern den Zuſtand des Jubelgreiſes telegraphiſch berichten.

Auf allerhöchſte Anordnung kam nämlich aus Verona täglich die telegraphiſche Meldung über das Befinden des Marſchalls, und ſolche wurde auch in den öffentlichen Blättern zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Selbſt die Zeitungen des Auslandes nahmen dieſe Bulletins in ihren Spalten auf.

Als ſich Anfangs Juni Beſchwerden der Harnblaſe mit Fieber einſtellten, und die Aerzte von ſichtbarer Abnahme der Kräfte ſprachen, ſteigerten ſich die Beſorgniſſe aller Verehrer des Feldmarſchalls.

Leidenvoll war allerdings ſein Zuſtand, und nur die eines wahren Chriſten würdige Gottesfurcht und Gottergebung vermochte ihn aufzurichten und zu ſtärken. Die großen Schmerzen, welche ihm der Beinbruch, beſonders aber die durch Aufliegen entſtandenen Wundflächen verurſachten, ertrug er mit der Geduld des Weiſen. Ja er konnte ſogar noch manchmal darüber ſcherzen.

Nach Abnahme des erſten Verbandes fand ſich jedoch Alles in normaler Lage, die Geſchwulſt legte ſich und

ſeine Tauſende von Verehrern ſchöpften neue Hoffnung, denn die Wundflächen waren getrocknet oder wenigſtens in der Heilung begriffen, Schlaf und Appetit normal und gar kein Fieber vorhanden. Man hatte ihm einen eigens konſtruirten Lehnſeſſel verfertigt, worin er mehrere Stunden des Tages zubrachte, ſich ziemlich erleichtert fühlte und erfreulichen Antheil an geſelligen Geſprächen nahm, ja wohl gar mit einer kleinen Spielparthie ſich die Zeit vertrieb.

So kam der 18. Juni. An dieſem Tage begingen Seine Majeſtät der Kaiſer Franz Joſef I. in Wien die hundertjährige Stiftungsfeier des Militär-Marien-Thereſien-Ordens, und zwar in einer Weiſe, wie ſolches nur ein Kaiſer und ein von dem Waffenruhm ſeines treuen und tapferen Heeres durchglühter Monarch vermag. Sämmtliche Ordensglieder des Inlandes, auch manche aus fremden Armeen, waren dabei anweſend. Aber in dem ſtrahlenden Heldenkreis, welcher den Herrſcher umgab, fehlte der Würdigſte der Würdigen. Es fehlte der älteſte Ritter, den ſeit 58 Jahren dieſes erſte militäriſche Ordenszeichen ſchmückte, es fehlte der alte Heldenmarſchall Radetzky.

Auf ſeinem Krankenlager zu Verona war ihm wohl nichts ſchmerzlicher als der Gedanke, daß ihm die Vorſehung dieſe Freude verſagt habe. Aber im Geiſte war er anweſend. Er nahm Theil an dieſer erhebenden Feier

durch ſein heißes Flehen zum Allmächtigen um das Wohl ſeines Kaiſers und deſſen ganzes Haus, um das Gedeihen eines Heeres, worin ihm alle anhingen, wie die Kinder dem Vater. In dieſen Gefühlen allein konzentrirte ſich ja ſein ganzes Daſeyn. Es war ſein lichter Stern, der ihn erheiterte und erfriſchte noch am Spätabend ſeines Lebens, der ihm leuchtete bis zum Grab. Nur mit ihm und in ihm vermochte er ja ſo Großes zu vollbringen. Denn was er auf einer langen und glänzenden Laufbahn auch immer anſtrebte, die Triebfeder dazu war ſtets die Liebe zu ſeinem Kaiſer. Der Ruhm ſeines großen Vaterlandes blieb das einzige Ziel, wornach er gerungen hatte. Nur dieſer Gedanke erhielt ihn aufrecht in den trübſten Lagen ſeines Lebens, in einer Zeit, wo die Laſt der Pflichten und ſchwerer Verantwortung ihn zu erdrücken drohten, und er von Niemand Rath nehmen konnte als von ſich ſelbſt, kurz, wo kein anderer Richter über ihm ſtand als Gott und ſein Gewiſſen. Aber als wahrer Held, voll Ergebung in die Fügungen des Schickſals, hatte er auch noch in jenen Momenten feſt vertraut, er hatte an eine beſſere Zukunft geglaubt. Und er hat ſie noch geſehen, ſeines Vaterlandes große Wiedergeburt. Er erfreute ſich noch an dem neuen Oeſterreich unter einem jugendlichen und thatkräftigen Monarchen, er bewunderte noch des Kaiſerſtaates Größe und Machtſtellung, wie ihm ſelbe, mehr denn ein halbes Jahrhundert früher, im

ahnungsvollen Geiſt vorgeſchwebt hatten. Darum verzweifelte er auch ſchon damals nicht, als der Staat geſchwächt werden ſollte durch den kühnſten und glücklichſten Eroberer der Neuzeit. Mit philoſophiſchem Sinn erkannte er die Urſachen der Wirkungen, und baute feſt auf die ewige Vergeltung. Und ſein Glaube trog ihn nicht.

Wie ſehr den alten Helden die Feier des Thereſien-Ordensfeſtes nahe und unaufhörlich beſchäftigte, geht am beſten daraus hervor, daß noch am 18. Juni, während des glänzenden Banketts zu Schönbrunn, bei Seiner kaiſerlichen Hoheit dem Erzherzog Johann eine telegraphiſche Depeſche aus Verona einlief, wodurch der Marſchall ſeinen Waffenbrüdern den wärmſten Gruß und das aufrichtigſte Bedauern ausdrückte, nicht Theil nehmen zu können an dieſem Feſte.

Vom 7. Juli angefangen wurden keine Krankheitsbulletins mehr ausgegeben, indem die Aerzte das Befinden normal erklärten. An eine vollkommene Geneſung war bei des Marſchalls hohem Alter kaum zu denken. Die Bruchſtelle am Oberſchenkel verharſchte wohl, aber vernarbte nicht. Es hatte ſich kein Kallus gebildet und keine Annäherung der äußerſten Ränder des Bruches war zu bemerken. Ein grauſames Geſchick wollte, daß Radetzky die übrige Zeit ſeines Lebens in Schienen und Verbänden bleibe.

Dennoch hatte Stabsarzt Dr. Wurzian, ſein Ordi-

narius, wahrhaft Außerordentliches geleistet. Jedenfalls bleibt das Resultat ein großer Triumph der Kunst, so wie selbes andererseits Zeugniß lieferte von der kräftigen Körperbeschaffenheit des Helden.

Er schlief gut, litt wenig Schmerzen, war heiter und, man möchte sagen, wieder vollkommen gesund. Die Armee jubelte und mit ihr die Gesammtbevölkerung der Monarchie. Als er in Verona das erstemal wieder ausfuhr, lief Jung und Alt herbei, um Zeuge dieses frohen Ereignisses zu seyn.

Gegen Ende Juli fühlte sich der Marschall so weit hergestellt, daß er, von quälender Ungeduld getrieben, sich nicht mehr abhalten ließ, nach Mailand überzusiedeln. Verona, das ihm seine Verschönerung, das ihm die Gasbeleuchtung und manche wohlthätige Einrichtung dankt, verlor viel durch diesen Entschluß.

Er nahm seine Wohnung in der durch die Huld des Monarchen ihm überlassenen Villa Reale, wo er den Rest seiner Tage verleben wollte.

Das Stillleben des edlen Helden in Mailand wurde erheitert durch die vielen Beweise von Huld und Gnade Seiner Majestät des Kaisers und der übrigen Glieder des Allerhöchsten Hauses, so wie auch durch die stets unveränderte wahrhaft kindliche Anhänglichkeit der gesammten Armee und die Hochachtung und Liebe, welche dieser gefeierte Feldherr sich bis in die untersten Volksschichten zu erwerben verstand wie Wenige. Er hatte aller Herzen so

ſehr gewonnen, daß die Verehrung bis zur Vergötterung ſtieg.

Jeden Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubte, machte er ſeine Spazierfahrt in einem Wagen, den man von rückwärts öffnete, um den Rollſtuhl einzuſchieben. Der Kutſcher mußte in der Regel ſeinen Weg jederzeit zum Kaſtellplatz nehmen, wo um dieſe Stunde die Truppen exerzirten. Wenn ſelbe des bekannten Wagens anſichtig wurden, durchlief ein leiſes Gemurmel die Glieder, und in Augenblicken, wo die Strenge des Dienſtes ſolches nicht geſtattete, dachte wenigſtens jeder: „dieß iſt unſer Heldenmarſchall.“ Bis wenige Tage vor ſeinem Hintritt feſſelten die Waffenübungen noch ſeine Aufmerkſamkeit.

Es war am 10. December Mittags, als das kurz zuvor in die Garniſon Mailand gerückte ſchöne Uhlanenregiment König Ferdinand beider Sicilien auf den Waffenplatz in voller Parade zu einer Beſichtigung durch den Korpskommandanten Feldmarſchalllieutenant Grafen Stadion ausrückte. Der Marſchall wußte dieß aus dem Generalbefehl, der ihm täglich überbracht wurde und hatte ſchon deßhalb Tags zuvor geäußert: „dieſer Ausrückung muß ich beiwohnen.“ Das Regiment hatte nur erſt einige Bewegungen ausgeführt, als er Allen unvermuthet erſchien, und die Freude darüber in den leuchtenden Augen der Soldaten zu leſen war. Mit großer Aufmerkſamkeit folgte er den weiteren Evolutionen, und geſtattete zum Schluß, auf die

Bitte des Korpskommandanten, daß das Regiment zuerst im Schritt, sodann im Trab, vor ihm defiliren dürfe. In jenem erhebenden Moment dachte wohl Niemand, daß dieser Truppe die traurige Ehre widerfahre, die letzte der k. k. Armee gewesen zu seyn, welche ihr „Vater Radetzky" noch in Reih und Glied gesehen und öffentlich belobt hatte.

In der heitersten Laune empfahl sich der greise Held dem Offizierskorps und kehrte nach Hause zurück. Einem General, der ihn des andern Tages besuchte, und mit welchem er über die Ausrückung sprach, bemerkte er: „ein alter Soldat kann sich unmöglich ein solches Vergnügen versagen."

Noch am 15. machte er seine gewöhnliche Spazierfahrt um den Kastellplatz. Am 20. befiel ihn ein leichtes Unwohlseyn. Indeß wurde selbes so wenig beachtet, daß er am 25. noch seine Tour zu Wagen unternehmen wollte, was übrigens der stark eingefallene Nebel verhinderte. Eine Unverdaulichkeit, wozu sich die Grippe gesellte; und der heftige Husten weckten Anfangs nur geringe Besorgnisse. Aber am 29. traten bereits Fieberanfälle ein, und noch in derselben Nacht beobachtete man eine so rasche Abnahme der Kräfte, daß Doktor Wurzian den Eintritt der äußersten Gefahr erkannte, und am 30. ein Konsilium halten ließ.

Der Kranke fühlte bereits sein nahes Ende und sprach sich darüber auch gegen seine Umgebung mit philosophischer

Ruhe aus. Auf den Heimgang ins beſſere Leben war er ja längſt gefaßt. Der Tod, dem er ſo unzähligemal feſt ins Auge geblickt, konnte für ihn nichts Schreckendes haben. Er war nur die erſehnte Vereinigung mit den ihm vorangegangenen Gliedern ſeiner Familie und ſo vielen theuren Waffengenoſſen und Freunden, die ihn jenſeits wieder erwarteten. Das Bewußtſeyn einer nur der treueſten Pflichterfüllung geweihten langen und ruhmreichen Laufbahn, groß und herrlich wie wenige, erheiterte ſeine letzten Tage.

Am 31. empfing der Marſchall die letzten Tröſtungen der Religion und, mit ächt chriſtlicher Demuth, im feſten Glauben an ſeinen Erlöſer, auch das heilige Abendmahl. So empfindet nur der wahrhaft große Mann, welcher ſich zu erheben vermag über alle Täuſchungen des Lebens, und den Augenblick ruhig erwartet, wo er hintreten ſoll vor den ewigen Richter. Mit ſeinem Gott verſöhnt, in deſſen weiſe Fügungen ergeben, reich an Jahren wie an Ruhm, unerreicht in der Treue zu ſeinem Kaiſer, wie in der Liebe zur Armee, hatte er ja gelebt und gewirkt für einen großen Zweck.

Die Verkürzung des Athems, eine dumpfe Betäubung, der Verluſt des Gehörs, und faſt auch der Stimme, endlich ein raſches Schwinden der Kräfte deutete auf eine baldige Auflöſung. Es koſtete den Kranken eine große Anſtrengung ſich nur theilweiſe verſtändlich zu machen.

Am 2. Januar erhielt er die letzte Oelung, wobei er dadurch, daß er sich während der heiligen Handlung mehrmals bekreuzte, den Beweis lieferte, daß ihn das Bewußtseyn noch nicht verlassen hatte. Es traten sogar wieder einige, zwar kurze, aber lichtere Augenblicke ein; das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor ihrem gänzlichen Erlöschen.

Das gesammte Offizierskorps der Mailänder Garnison enthielt sich von dem Moment an, wo des Marschalls Leben in Gefahr schwebte, des Besuches aller öffentlichen Vergnügungsorte. Die Offiziersbänke im Skalatheater waren leer. Am Morgen des 3. äußerte der Kranke eine auffallende Unruhe und machte einige vergebliche Versuche zu sprechen.

An seiner Seite stand der von Padua herbeigeeilte Sohn General Graf Theodor Radetzky, und der edle und aufopfernde Generaladjutant Generalmajor Eduard Stäger von Waldburg, der seit sieben Jahren mit der rührendsten Sorgfalt über das so theure Leben des Greises, im schönen Verein mit dessen unermüdeten und aufmerksamen Leibarzt, gewacht hatte.

Der Kranke faßte die Hände seines Sohnes und Stägers. Endlich gelang es ihm dem letzteren die abgebrochenen Worte ins Ohr zu flüstern: „Dienerschaft — Lohn — Lebt wohl! — Dank euch — Laßt mich ruhig sterben —." Dieß waren seine letzten artikulirten Laute.

Die Athmungsbeſchwerden ſteigerten ſich und um 8 Uhr Morgens am 5. trat eine vollſtändige Lungenlähmung ein. Ohne ſichtbare Anſtrengung verſchied er ſanft, und wir dürfen glauben, daß ſein letzter Seufzer noch ein brünſtiges Gebet für Kaiſer und Vaterland geweſen ſey.

Wie ſein ganzes Leben ſo war auch ſein Tod. Auf leichten Schwingen erhob ſich ſein unſterblicher Theil zur ſchöneren Heimath, wo, wie die tief empfundenen Verſe einer durchlauchtigſten Frau ſagen: „ihm der Herr für ſeine makelloſe Treue den ewigen Lorbeer um das Schwert winden wird.“

Mit dem Hintritt dieſes gefeierten Feldherrn iſt wohl die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit unſerer an großen Männern keineswegs überreichen Zeit zu Grabe gegangen. Seine Thaten, ſein Wirken, ſein Andenken gehört nunmehr der Geſchichte, und ihre Aufgabe iſt es, ihm die Unſterblichkeit zu ſichern. Der Kaiſer aber hat in Radetzky ſeinen treueſten, ſeinen beſten, ſeinen größten Soldaten, die Armee einen unerreichten Gönner und väterlichen Freund verloren. Aber ſein Segen wird auf ihr ruhen immerdar. Sie wird im ungeſchwächten liebevollen Andenken an ihren „Vater“ ſtets treu und tapfer bleiben, und die ſicherſte Stütze des Thrones ſeyn, was auch die kommenden Zeiten bringen mögen. Denn der Heldenmarſchall blickt ja auf ſie nieder und wacht über Oeſterreichs heiligem Banner.

Alles was Seine Majestät der Kaiser Franz Josef beim ersten Empfang der Trauerkunde, und auch später, in Absicht auf die feierliche Beisetzung des Dahingeschiedenen anordnete, trägt eben so sehr den Stempel eines erhabenen kaiserlichen Sinnes, als es anderseits Zeugniß gibt von einer dankbaren Verehrung, wovon die Geschichte kaum ein zweites Beispiel liefert. Nie hat ein Monarch in solcher Weise das Bestreben an den Tag gelegt, dem unvergleichlichen Helden noch über das Grab hinaus eine Verehrung ohne Gleichen zu bewahren.

Noch am Tag wo auf telegraphischem Weg die Todesnachricht in Wien eintraf (5. Jänner) erfloß nachstehender Armeebefehl:

„Dem Willen des Allmächtigen hat es gefallen, den ältesten Veteranen Meiner Armee, ihren sieggekrönten Führer, Meinen treuesten Diener, den Feldmarschall Grafen Radetzky aus diesem Leben abzuberufen.

„Sein unsterblicher Ruhm gehört der Geschichte. Damit jedoch sein Heldenname Meiner Armee für immer erhalten bleibe, wird Mein fünftes Husarenregiment denselben fortan und für immerwährende Zeiten zu führen haben.

„Um dem tiefen Schmerz Meines mit Mir trauernden Heeres Ausdruck zu verleihen, befehle ich weiter, daß in jeder Militärstation für den Verblichenen ein feierlicher Trauergottesdienst gehalten, und von meiner ganzen Armee

und Flotte die Trauer vierzehn Tage hindurch angelegt werde. Alle Fahnen und Standarten haben auf dieſe Zeit den Flor zu tragen.“

An den Sohn des Marſchalls richtete der huldreiche Kaiſer nachfolgendes Handſchreiben:

„Das Ableben Ihres Herrn Vaters, Meines ruhmvollen Feldmarſchalls Grafen Radetzky, erfüllt Mich mit tiefer Trauer. Empfangen Sie hiemit den Ausdruck meiner innigſten Theilnahme. Möge die Ueberzeugung Ihren Schmerz lindern, daß der Verluſt des unſterblichen Helden von Mir, vom Vaterland und der Armee, die er zu Sieg und Ruhm geführt, mit demſelben Schmerz beweint werde, wie von Ihnen, welcher in dem Verblichenen den geliebten Vater beklagt.

„Es wird Meine Sorge ſein, das Andenken des großen Mannes in würdiger Weiſe zu ehren, und die Erinnerung an ſeine Verdienſte um Mich, Mein Haus und das Vaterland den Nachkommen durch ein bleibendes Denkmal zu überliefern.“

An die Tochter des Feldmarſchalls, die Gräfin Friederike Wenkheim in Preßburg, ſendete der Monarch einen General höheren Ranges, um ihr mündlich das ſchmerzliche Beileid des erhabenen Kaiſerpaares auszudrücken.

Jedoch nicht Oeſterreich allein nahm Theil an dieſem unerſetzlichen Verluſt. Ganz Europa trauerte, und aus

den meiſten deutſchen Heeren eilten Offiziers-Deputationen nach Wien, um im Namen Deutſchlands eine heilige Dankesſchuld abzutragen, und Zeugniß zu geben von der achtungsvollen Verehrung, welche auch die fremden Heere dem Verklärten weihten und bewahrten. Die ruſſiſche Armee, welcher Radetzky als Feldmarſchall und Inhaber eines Huſarenregiments angehörte, legte, auf Befehl ihres Kaiſers, eine dreitägige Trauer an, und eine große Zahl ruſſiſcher Offiziere jeden Grades wohnte den Leichenfeierlichkeiten in Mailand und Wien bei. Seine königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und einige andere Souveraine ordneten bei ihren Truppen gleichfalls eine Trauer an.

Die entſeelte Hülle ward einbalſamirt, im Saal der Villa zu Mailand durch drei Tage zur öffentlichen Beſichtigung ausgeſtellt, und ſodann am 14. zur Einſegnung in den Dom, von dort aber auf den Bahnhof übertragen und nach Venedig geführt, wo ſelbe eine k. k. Kriegsfregatte aufnahm und nach Trieſt brachte. Mehrere Erzherzoge und viele Generäle hatten ſich nach Mailand begeben, um dem großen Todten ſchon dort die letzte Ehre zu erweiſen. Manche der tapfern Führer, welche den Sarg umſtanden, waren ihm noch aus den letzten franzöſiſchen Feldzügen bekannt, und hatten wieder unter ihm gefochten an der Spitze heldenmüthiger Truppentheile gegen Karl Albert. Einzelne, wie ein Heß, ein Stwrtnik u. A.

waren ihm in jener ſchweren Zeit zunächſt an der Seite geſtanden, treu und feſt, gleich den bereits in die Ewigkeit eingegangenen Helden dieſes Krieges, einem Schönhals, Haynau, d'Aſpre, Welden, Fürſten Taxis, Kopal, Kavanagh, Kielmannsegge, Pergen und ſo vielen Andern.

Mit der Trauer der Armee vereinigte ſich jene des Volkes, das in zahlloſer Menge, tief ergriffen und lautlos, den Leichenzug betrachtete, der vom Korpskommandanten der zweiten Armee, Feldzeugmeiſter Grafen Franz Giulay, mit mehr denn 20,000 Mann der ſchönſten Truppen geleitet, die Straßen zum Dom hinabzog, welcher zu dieſer Feier ausgeſtattet war mit ſeltener Trauerpracht. Dem Sarg folgten über vierzig Generäle und viele hundert Offiziere jeden Grades. Eine ſtille Wehmuth rief der Anblick jener hervor, welche dem Verewigten ſo nahe geſtanden. im Leben und voll treuer Ergebenheit den Heldengreis gepflegt hatten bis zum letzten Hauche. Dieſe hatten mit ihrem Marſchall Alles verloren.

Von Trieſt holte ein eigens hergerichteter Trauerwagen die theure Leiche ab. Die Uebertragung von Mailand bis Wien und von da an die letzte Ruheſtätte erfolgte auf Staatskoſten.

Auf kaiſerlichen Befehl mußte der Sarg in allen Militärſtationen durch das Offizierskorps und eine Ehrenkompagnie empfangen werden.

Sonntag den 17. Januar zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends traf der Leichenzug in Wien ein, begleitet von allen militäriſchen Gäſten, welche an der Trauerfeier in Mailand Theil genommen hatten. Dabei befand ſich auch eine Unteroffiziers-Deputation der zweiten Armee und eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere vom Huſarenregimente des Verewigten.

Auf dem Südbahnhof durch den Stadt- und Platzkommandanten mit einer Ehrenkompagnie, ſowie von einer großen Zahl von Generälen, Stabs- und Oberoffizieren und einer unabſehbaren Volksmenge empfangen, wurde die in einem dreifachen Sarg verwahrte Leiche feierlich in das k. k. Arſenal geleitet und dort die Nacht über eingeſetzt, wobei die Ehrenkompagnie die Wache verſah. Der trübe mit Schneewolken bedeckte Himmel ſtimmte vollkommen zu der ernſten Feier.

Das großartigſte und glänzendſte, kurz ein wahrhaft kaiſerliches Leichenbegängniß war dem unvergeßlichen Marſchall in Wien durch die dankbare Huld ſeines trauernden Monarchen bereitet, eine Leichenfeier, die noch nie in ſolcher Pracht, in ſolcher zarten und aufmerkſamen Weiſe ſtattfand und in den Annalen des Vaterlandes einzig daſteht.

Montag den 18. um 11 Uhr Vormittags trat der Trauerzug aus dem Thor des Arſenals und wurde durch die Ehrenkompagnie und eine Kavalleriebrigade auf das

Glacis geleitet, wo die gesammte Garnison und eine große Zahl einheimischer und fremder Militärs aufgestellt war, um dem geliebten Feldherrn die letzte Ehre zu bezeigen. Aber die höchste Ehre widerfuhr dem heimgegangenen Helden, als sich Seine Majestät der Kaiser in Person an die Spitze der ausgerückten Truppen stellte. Nie zuvor hat ein Beherrscher Oesterreichs einen seiner Unterthanen zu Grab geleitet. Aber auch welch ein Herrscher und welch ein Diener! Als die ausgerückten Truppen das Gewehr präsentirten, die beflorten Fahnen sich senkten, der Radetzky-Trauermarsch einfiel und der Kaiser den Säbel neigte, wurden alle Umstehenden von tiefer Rührung ergriffen. Der Schmerz malte sich nicht bloß in den Zügen der gebräunten Soldaten, sondern auch auf den Gesichtern des Volkes. Ganz Oesterreich empfand was es verlor.

Vom Glacis bewegte sich der Zug zur Metropolitankirche zu Sankt Stephan, wo die feierliche Einsegnung im Beisein des Kaisers erfolgte; sodann ging es durch die Jägerzeile zum Nordbahnhof. Die beiden Momente, wo die Leiche das Arsenalthor verließ und wo selbe den Donaukanal überschritt, wurden jeder durch 24 Kanonenschüsse bezeichnet. Am Nordbahnhof abermals feierlich empfangen, übertrug man den Sarg auf den Leichenwaggon, indessen die Truppen die vorgeschriebenen drei Grabessalven in Anwesenheit des Kaisers gaben, der, als die

Leiche an ihm vorüberzog, abermals den Säbel senkte und ihr lange in tiefer Bewegung nachblickte. Mit der Eisenbahn ging sodann die sterbliche Hülle, begleitet von dem Sohn des Marschalls und dem aus Italien mitgekommenen Gefolge, auf Stokerau und von dort an ihre letzte Ruhestätte ab.

Der Marschall hatte schon in seinem 1855 eigenhändig geschriebenen Testament ausdrücklich angeordnet, an der Seite seines Waffenbruders, des vor drei Jahren verstorbenen Feldmarschalls und Gardekapitains Freiherrn Max Wimpffen in Wetzdorf beigesetzt zu werden.

Wenn auch der Kaiser im ersten Augenblick seinem Feldmarschall vielleicht eine andere Ruhestätte zugedacht haben mochte, so gestattete doch sein frommer Sinn es nicht, an dessen letztem Willen etwas zu ändern. Dagegen entstand aber der Wunsch, jene kleine Spanne Erde, welche die Gruft einschloß, sein eigen zu nennen. Es wurde mit dem Besitzer über den Ankauf unterhandelt. Dieser jedoch glaubte seine patriotische Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu sollen. Das echt österreichische Geschenk ward angenommen, und so ist nun das Grab des Helden-Marschalls des Kaisers Eigenthum; das eine Invalidenabtheilung fortan bewachen wird.

Zwischen Stokerau und Maisau, an der Hornerstraße, besitzt ein alter und vertrauter Freund des Hingeschiedenen, der Ritter Joseph von Pargfrieder, Schloß

und Park zu Wetzdorf, ein Ort, der früher kaum genannt, jetzt eine welthiſtoriſche Bedeutung hat. Voll Bewunderung für den Heldenruhm der k. k. Armee, durchdrungen von Ehrfurcht für das Kaiſerhaus, hat der kunſtſinnige Beſitzer, geleitet von unſerem tüchtigen Ramelmayr, der als Bildhauer eines guten Rufes genießt, ſchon ſeit dem Jahr 1849 in ſeinem Park eine Art von Heldenpantheon geſchaffen, in welchem nahe an zweihundert meiſt über lebensgroße Standbilder und Büſten aus Erz, von Regenten, Heerführern, Generälen, ja ſelbſt von tapfern Soldaten, mit faſt ſprechender Aehnlichkeit aufgeſtellt ſind. Er gab dieſer erhabenen Stätte mit vollem Recht den Namen „Heldenberg.“ Und dieſer Heldenberg iſt es, der fortan dem Kaiſer gehören wird.

Das eigentliche Mauſoleum erhebt ſich inmitten der Heldenbilder, und wird durch einen hohen Steinobelisk bezeichnet, deſſen Spitze eine Viktoria mit dem Lorbeerkranz ſchmückt. Aus einer düſtern mit Trauergenien gezierten Vorhalle ſteigt man 24 Stufen hinab und gelangt in eine kleine Zelle, die beiderſeits eine Niſche enthält. In jener zur linken ruht der edle Wimpffen, in der rechtsſeitigen aber unſer unvergeßlicher Radetzky. Ein kleines abgeſondertes Cellarium wird einſt den Sarg des dritten Freundes aufnehmen, da Herr von Pargfrieder mit ihnen auch im Tod vereinigt bleiben will, wie er es geweſen im Leben.

Die feierliche Beiſetzung in Wetzdorf erfolgte im Beiſeyn Seiner Majeſtät des Kaiſers am 19. Am 20. wurde ſodann in der Auguſtinerhofpfarrkirche zu Wien der ſolenne Trauergottesdienſt für den Abgeſchiedenen gehalten.

Es dürfte kaum nöthig ſeyn, anzuführen, daß man ſich faſt in allen Provinzen beſtrebte, Radetzkys Andenken zu verewigen. Man gründete wohlthätige Vereine, errichtete Denkſäulen und gab einzelnen Neubauten und Plätzen ſeinen Namen.

Die k. k. Kriegsmarine benannte nach ihm eine Propeller Dampffregatte, welche vier 60pfündige Paixhans, einen 48Pfünder, zwei lange 30Pfünder und vier und zwanzig 30Pfünder Nr. 2 trägt, eines der ſtärkſten Kriegsfahrzeuge ſeiner Gattung iſt und 300 Pferdekraft hat.

Böhmen, als Geburtsland des Feldmarſchalls, beſchloß dem Helden eine Statue in der Landeshauptſtadt zu errichten. Die Idee des Ganzen iſt vom Direktor Ruben der Prager Kunſtakademie. Die Höhe des Monumentes aus Erzguß mit einem Sockel von geſchliffenem Granit, beträgt 35 Fuß. Der Marſchall ſteht auf einem von den verſchiedenen Nationalitäten der Armee und deren Waffengattungen getragenen Schild, entblößten Hauptes, in der Rechten den Säbel, in der linken die Fahne Oeſterreichs, welche er durch 72 Jahre mit ſeinem Blut vertheidigte. Die Schildträger: Kroat, Jäger, Fuſilier, Artilleriſt, Küraſſier, Uhlane, Huſar u. ſ. w. ſind nicht minder

gelungen. Zum Guß hat Seine Majestät der Kaiser hundert Zentner eroberter piemontesischer Geschützröhren gespendet. Das Monument wird den Kleinseitner Ring zieren.

In Wien erhielt die neu erbaute Brücke über den Wienfluß, zunächst dessen Mündung in den Donaukanal, seinen Namen.

In Tyrol, wo die unverdorbene Natur der Gebirgssöhne jeden Aufschwung kräftig erfaßt, trat schon am 10. Mai 1849 ein Radetzkyverein ins Leben.[1] Durch Belebung des Schützenwesens sollte zugleich nach allen Richtungen die Landesvertheidigung gefördert und vorbereitet werden.

Am 4. Oktober 1849, als dem Allerhöchsten Namensfest unseres Kaisers, wurde zu Innsbruck auch ein sogenanntes Radetzkyalbum angelegt und dem Tyroler Nationalmuseum (Ferdinandeum) zur Verwahrung auf ewige Zeiten übergeben. Die Blätter dieses Albums enthalten Autographen und entsprechende Motto's von gegeschichtlich merkwürdigen Personen. Um dem Ganzen eine höhere Weihe zu geben, haben sich auch viele Glieder unseres Kaiserhauses eingezeichnet.[2]

[1] Wurde durch den Ritter von Alpenburg gegründet, zur Pflege verwundeter und ausgedienter Soldaten und Veteranen.

[2] Es dürften in dieser Sammlung wohl alle gekrönten Häupter, sowie die berühmtesten Staatsmänner, Generäle, Gelehrte und Künstler Deutschlands, ja selbst über dessen Grenzen hinaus vertreten sein.

Zu Wien entstand eine, über ein sehr bedeutendes Kapital verfügende Stiftung mit dem Namen des Siegers von Novara, für Invaliden der Wiener Freiwilligen vom Jahr 1848 und 1849, und der niederösterreichischen Regimenter.

Einen andern Fond dieser Art gründete der damalige ob der Enns'sche Regierungspräsident Freiherr von Skrebensky, für je einen Invaliden des 10. Feldjägerbataillons, auf Lebensdauer.

Das Offizierskorps des 11. Jägerbataillons hat gleichfalls eine Radetzkystiftung, zur jährlichen Betheilung eines Mannes aus diesem Bataillon, als Erinnerung an den Feldzug in Piemont.

Unter der großen Zahl von Portraits, welche uns die Photographie, Malerkunst und Lithographie lieferten, sind nur sehr wenige dem Verstorbenen ganz ähnlich.

Er war nämlich mit seltenen Ausnahmen nie zu bewegen, eine Sitzung zu bewilligen. Man mußte zu mancherlei Mitteln greifen. Einmal wurde der Maler hinter einem unscheinbaren Schirm verborgen, um von dort in der kurzen Zeit während eines Mittagsmahles, seine Züge aufzufassen.

Ein andersmal benützte man einen Besuch, den er machte, oder seine Anwesenheit bei einer Parade, auf einem Fest u. dgl.

Ein Portrait, wozu Radetzky gesessen, malte der

talentvolle Oberlieutenant von Schnorr des k. k. Linien-infanterieregiments Nr. 25 im Jahr 1856.

Ein wohlgetroffenes photographiſches Bild des Marſchalls in ſeinem 90. Lebensjahr beſitzen einzelne Verehrer deſſelben. Von dieſem Bilde wurden verſchiedene Lithographien angefertigt.

Verfaſſer gegenwärtiger Skizze beſitzt als unſchätzbares Geſchenk des Verewigten ein Oelminiaturportrait, wozu der Feldmarſchall im 67. Lebensjahr zweimal, ſtets etwas über eine halbe Stunde, ſaß. Schon dieß war für ihn eine wahre Marter; denn die ſtete Beweglichkeit und die Rührigkeit ſeines Geiſtes vertrugen ſich damit nicht. Die Aehnlichkeit iſt ſehr groß, doch vermißt man den ihm ſo eigenen freundlichen Zug um den Mund. Er blickt etwas ernſt und ſcheint gelangweilt.

Wir haben des Feldmarſchalls langes und thatenreiches Leben, von der Wiege bis zum Grab, wenigſtens in den hervorragendſten Zügen ſkizzirt, und ſchmeicheln uns, daß ſich der Leſer ein richtiges Bild von dieſem außerordentlichen Manne zu machen im Stande ſeyn dürfte. Es erübrigt ſomit am Schluſſe nur deſſen ganze Perſönlichkeit noch einmal kurz zuſammenzufaſſen.

Der Feldmarſchall war von kleiner ſehr gedrungener Statur, ſeine Geſichtsfarbe geſund, ſein blaues Auge klar, ſein Blick klug und freundlich, ſeine Bewegungen lebhaft wie ſeine Rede und ſein Gang, ſeine Stimme tief und

klangvoll. Von den feinſten Formen und einer an Schlauheit grenzenden Gewandtheit im Umgang, hatte er für Jeden ein verbindliches Wort, und entfaltete eine ſchon im erſten Moment gewinnende Urbanität. Sein ſeltener Scharfblick, ſeine große Menſchenkenntniß, befähigten ihn zu einem höchſt treffenden Urtheil über Perſonen, die er kaum erſt zweimal geſehen hatte. Eine gewiſſe würdevolle Bonhomie verbreitete ſich über ſein ganzes Weſen, jedoch hielt er viel auf Anſtand und feine Sitte. Zürnen konnte er nicht, wenigſtens nicht lange. Geſchah es aber, ſo war es für den Betreffenden höchſt unangenehm. Er ließ ſich leicht wieder beſänftigen. Sein ganzes Thun und Laſſen offenbarte viel Herzlichkeit, ein warmes Gefühl für fremde Leiden, eine tiefe Bekümmerniß beim Anblick menſchlichen Elends. Der Ariſtokratismus war bei ihm wenigſtens nie vorwiegend.

Im Geſpräch, das er mit freundlichen Erinnerungen zu beleben verſtand, ſprang er gern von einem Gegenſtand auf den andern, ohne jedoch den Hauptzweck der Unterredung jemals ganz aus den Augen zu verlieren. Er liebte vorzugsweiſe eine wiſſenſchaftliche Unterhaltung, war ein großer Freund guter Lektüre, auch wohlbeleſen. Ueber Tagesneuigkeiten und den gewöhnlichen Lauf der Dinge verbreitete er ſich niemals. Er haßte nichts ſo ſehr als die Alltäglichkeit.

Bis an ſein Ende liebte er Scherz und Frohſinn, im

ganz vertrauten Kreis ſtimmte er bisweilen ſelbſt mit ein. Wir möchten behaupten: ſein leichter Sinn ſey ſein größter Schatz geweſen. Er erzählte gern und gut, und erinnerte ſich oft noch der Namen von unbedeutenden Perſonen und Orten, überhaupt vieler Dinge, die ſich ſchon vor einem halben Jahrhundert zugetragen hatten, ganz genau. Nie ließ er im Geſpräch ſeinen Rang und ſeine Stellung hervortreten. Einen ganz beſondern Takt beſaß er in der Anſprache an ſeine Soldaten.

Seine Rede glich einem lebendigen Quell, ſie war erfriſchend und belehrend. Beſonders gelangen ihm Schilderungen von Perſonen. In verſchiedenen Fachgegenſtänden, ſo wie in Politik, Oekonomie und andern Wiſſenszweigen hat er ſich ſchriftlich verſucht, und entwickelte, bei klarem Urtheil, eine körnige Sprache mit etwas gedehntem Periodenbau und einzelnen Wiederholungen. Seine Beweiſe waren jederzeit ſchlagend; Metaphern und Bilder, ſo wie überhaupt ſchwunghafte Redefiguren blieben ganz ausgeſchloſſen. Seine Lieblingsthema's in Schrift und Wort waren Politik, Heerbildung, Heerweſen und Adminiſtration. Taktiſche und ſtrategiſche Entwürfe brachte er mit großer Leichtigkeit zu Papier. Selbe waren wohl beim erſten Entwurf nicht immer ganz korrekt, jedoch ſtets lichtvoll und richtig. An ein Ueberarbeiten des einmal Niedergeſchriebenen ging er nicht gern. Dazu mangelte ihm die Geduld.

Bis gegen ſein neunzigſtes Jahr beſaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Seine Phantaſie war bis dahin lebhaft, ſeine Auffaſſung raſch und ſicher. Man kann ſagen, daß ſein Geiſt gewiſſermaßen der Hinfälligkeit des Alters ſpottete. Erſt von da an forderte das Alter ſeine Rechte, und beſonders für die Gegenwart wurde ſeine Erinnerung ſichtbar ſchwächer. Früher brachte er jeden Tag einige Zeit mit dem Niederſchreiben militäriſcher und politiſcher „Gedanken," wie er ſelbe nannte, zu. Es war ihm dieß ein Bedürfniß. In den letzten drei Decennien ſeines Lebens, wo man einigemale eine gänzliche Erblindung beſorgte, und, wie behauptet wird, ihm die Homöopathie allein das Augenlicht erhielt, mußte er freilich, und zwar zu ſeinem tiefen Verdruß, das viele und anhaltende Leſen und vollends gar das Schreiben auf ein Minimum beſchränken, denn ſeine Sehkraft hatte abgenommen und ſeine gerötheten Augen ließen keine Anſtrengung mehr zu. Von dieſem Zeitpunkt an war er genöthigt, Vieles, wo nicht Alles, durch Andere ſchreiben zu laſſen.

In Allem was er ſprach und ſchrieb, ſtieß man auf ſogenannte Gedankenblitze, voll Geiſt und Leben. Er liebte es, bisweilen eine Sache bloß anzuregen, und überließ ſodann Andern, ſelbe weiter zu entwickeln.

Wer ihn auch nur Einmal geſehen und geſprochen hatte, mußte geſtehen, daß er eine außergewöhnliche

Erſcheinung ſey. Und doch hatte er in ſeiner Jugend keine tiefen Studien gemacht, und mußte in ſpäterer Zeit noch Vieles nachholen.

In jungen Jahren galt er für einen ausgezeichnet hübſchen Offizier und trefflichen Reiter. Man bewunderte an ihm ganz beſonders die feine Hand, den zierlichen Fuß, und die Nettigkeit ſeines Anzuges. Beſonders viel hielt er auf gut gemachte Beinkleider, und war darin nur ſehr ſchwer zu befriedigen.

Im Eſſen und Trinken war er überaus mäßig, aß mit gutem Appetit, und trank nur leichten Wein mit Waſſer gemiſcht. Eine ausgezeichnete Tafel führte er zu keiner Zeit; und vielleicht war kein Feldherr darin leichter zu befriedigen. Sogar ſchlechte Speiſen und Getränke wurden nicht verſchmäht.

In der Regel ſtand er um 5 Uhr früh auf, frühſtückte um 6 Uhr ſeinen Kaffee mit ſeinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, nahm um 10 Uhr ein leichtes Gabelfrühſtück, und ging um 4 Uhr zu Tiſche. Um 7 Uhr Abends kam der Thee, dann wurde eine Tarokpartie gemacht und hierauf ſchlafen gegangen. Uebrigens konnte er, wie faſt alle alten Soldaten, ſeine Eßſtunde vollkommen den Umſtänden anpaſſen.

Der Feldmarſchall war ein ſeltenes geiſtiges und mediziniſches Phänomen. Selbſt bis an ſein Ende behielt er fortwährend Appetit und Schlaf wie ein Geſunder, genoß

in der Villa Reale zu Mailand in seinem Rollsessel im Garten die würzige Luft des Südens und erlabte sich an dem schönen Morgen, an dem saftigen Grün. Er empfing noch einzelne Generäle und höheren Offiziere, und war dabei gesprächig, doch schien ihn eine beständige Unruhe und Ungeduld zu beherrschen.

In siebenzehn Feldzügen hatte er sich wie begreiflich vielfachen Entbehrungen und Beschwerden unterziehen müssen, war siebenmal verwundet worden und hatte neun Pferde unter dem Leib verloren. Er sprach davon wie von einer selbstverständlichen Sache. Sein eisenfester Körper hatte durch Kriegsfatiguen nicht gelitten. Sogar ein schwerer Leistenbruch, den er seit fünfzig Jahren mit herumtrug, hinderte ihn nicht im Geringsten beim Reiten. Eine gewisse Hinfälligkeit des Alters beschlich ihn erst nahe den Neunzigen. Von da an ging er auch etwas nach vorne gebeugt. Seine Füße wollten ihn fortan nicht mehr recht tragen, und er beklagte sich häufig über sein schlechtes „Pedal" wie er lächelnd sagte. Von dieser Zeit an stützte er sich beim Gehen im Zimmer gewöhnlich auf einen Stock. Erst in den letzten Jahren vor seinem Tod gab er das Reiten gänzlich auf.

Bis dahin hatte er noch mit sichtbarem Behagen täglich seinen Spazierritt, oder wenigstens einige Touren in der Reitbahn gemacht, wobei er es jedoch nicht liebte Zuschauer zu haben. Wenn er zu Pferde stieg, wußte er es

auf eine feine Weiſe ſtets ſo zu veranſtalten, daß dieß ohne Zeugen geſchah. Die Mecklenburger Pferde zog er allen andern vor, und liebte beſonders Eiſen- und Grauſchimmel.

Seine Pünktlichkeit in der angenommenen Lebensweiſe war muſterhaft. Seit einer langen Reihe von Jahren, und bis kurz vor ſeinem Tod ging er um 9 Uhr, oder doch nicht viel ſpäter zu Bette, und ſchlief ruhig bis 3 oder 4 Uhr Morgens, wo er regelmäßig erwachte, und entweder liegend den Tag erwartete, oder auch ein Buch zur Hand nahm. In früheren Zeiten ließ er nicht ſelten Jemand aus ſeiner näheren Umgebung rufen, ſprach über mancherlei, oder ließ ſich vorleſen. Bisweilen diktirte er auch in die Feder, was ihm eben einfiel, aphoriſtiſche Sätze, adminiſtrative Vorſchläge, operative Betrachtungen und Entwürfe, ja ſelbſt ganze Epiſoden aus ſeinem Leben. Manchmal ſchrieb er ſelbſt an einem kleinen Pult, der auf das Bett geſtellt wurde. Das von ſeiner Hand geſchriebene Fragment eines ſolchen philoſophiſchen „Morgenexcurſes“ wie er derlei Arbeiten nannte, die er aber in der Regel ſorgfältig zu verbergen pflegte, bewahren wir als theures Andenken.

War am Morgen irgend eine Ausrückung, oder ſtand eine Reiſe und dergleichen bevor, ſo war Er unfehlbar der Erſte auf dem Platz, und weckte nicht ſelten ſeine Dienerſchaft. Noch lange vor der feſtgeſetzten Aufbruchs-

ſtunde ſah man ihn ſchon im Hofe oder vor ſeiner Wohnung auf und nieder gehen, und ſelbe zur Eile treiben.

Mit unbegränzter Verehrung dem Kaiſerhauſe ergeben, in hohem Grade muthig, kaltblütig, voll Ausdauer, beſonnen in der Gefahr, gewiſſenhaft im Rath, geizig mit dem Blute ſeiner Soldaten, ritterlichen Sinnes, ſtreng im Dienſt, aber dabei billig und gerecht, wohlwollend, freigebig, den Werth des Geldes überſehend, durch eigenes Beiſpiel zur gewiſſenhafteſten Pflichterfüllung ſpornend, zur Nachahmung aufmunternd, milde, human, thatkräftig und beſorgt, mußte er, wie begreiflich, der Abgott ſeines Heeres werden. Vielleicht hat kein öſterreichiſcher Feldherr vor ihm, etwa den Erzherzog Karl ausgenommen, die Liebe des Soldaten in ſolchem Grade beſeſſen, keiner in jeder Kriegslage auf die Truppen ſo zu zählen vermocht, keiner ſie zu begeiſtern verſtanden wie Radetzky. Aber er vertrat auch bei jeder Gelegenheit auf das Wärmſte ſelbſt den Geringſten ſeiner Untergebenen, und war ſtets unabläſſig bemüht, deren Wohl zu fördern. Mit einem Wort: Er hatte, wie wir dieß mehrfach ausgeſprochen, nur die Ehre und Würde der Krone und das Beſte des Dienſtes vor Augen, und hütete mit wahrer Eiferſucht den wohl erworbenen Ruf einer Armee, deren Lehrer, Führer und väterlicher Freund er bis zum Grab geblieben iſt.

Wer ſich berufen fühlen könnte, das öffentliche Leben eines Mannes wie der Feldmarſchall einer Analyſe zu unterziehen, dem müſſen wir vor Allem empfehlen, ſich auf jenen Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus dieß allein noch möglich erſcheint.

Wir legen auf dieſe Bemerkung einen beſondern Accent. Denn ein gewöhnlicher Maßſtab läßt ſich dort nicht anlegen, wo Größe und Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe einer-, ſo wie die Individualität des ſeltenen Mannes anderſeits, ſich auf einer Höhe befanden, die ſelten eine Berechnung zulaſſen.

Der Marſchall pflegte, es ſei nun daß er das Schwert zog, oder in den Mühen des Friedens waltete, immer nur das große Ganze zu berückſichtigen, ſtets nur nach Staatsrückſichten zu handeln. Dieſen letzteren verſtand er alles Uebrige bewunderungswürdig unterzuordnen. Denn er war ein echter Feldherr und folgte in ſeinem Thun und Laſſen jenen Grundſätzen, welche die bewährteſten militäriſchen Schriftſteller, darunter letzlich ein Clauſewitz, als die richtigſten aufſtellen, jene nämlich, wobei die höhere Politik von den Operationen als unzertrennlich erſcheint. In dieſer Beziehung kann

er vielleicht nur mit dem Prinzen Eugen von Savoyen verglichen werden.

Es galt somit bei ihm als Grundprinzip, und wir möchten behaupten, es bildete, im Krieg und bei Operationen wie in Organisationen, den Grundtypus seines Charakters, daß in allen Fällen, wo nicht ein gänzlicher Stillstand unbedingt geboten war, immer wenigstens etwas, das ein Fortschritt wäre, geschehe, und falls er hiebei, es sei nun aus höheren politischen oder höheren persönlichen Gründen, nicht das Ganze erzielen konnte, er sich auch indeß mit einem Theil desselben, d. h. wo Er das Beste nicht zu erreichen vermochte, sich auch mit dem Mindergute begnügte, um wenigstens das Schlechteste zu beseitigen. Dabei stellte er stets großmüthig seine eigene persönliche Ansicht in den Hintergrund, wenn nur durch das endlich Beschlossene das Allgemeine gefördert wurde.

Gerade dieses großartig kluge Abwägen, diese über allen Neid erhabene Selbstverläugnung, diese Höhe des Gemüths, diese beständige geistige Beweglichkeit noch in so hohem Alter und dieser ewige Drang, diese Sehnsucht nach dem Besten, worin der Dahingeschiedene in guten wie in schlechten Zeiten unerreichbar dastand,

machte ihn ſo groß und weckte die allgemeine Verehrung für ihn auch im Auslande in eben dem Maße, als nun der Schmerz um den unerſetzlichen Verluſt im ganzen Vaterland ſo tief und nachhaltig empfunden wird.

Der Hintritt eines ſolchen Helden, eines ſolchen Mannes der Geſchichte bleibt unerſetzlich für Kaiſer und Vaterland. Einem Radetzky kann man wohl nachſtreben, jedoch nimmer ihn erreichen.

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile von oben 16, Wort von vorn 7: Emrkow ſtatt Smtkow; 7, 7, 2 und 3: im Luxemburgiſchen; 27, 19, 3: Tarwis; 29, 12, 2: Abano; 30, 5, 4: verwendet; 38, 18, 6: 20,000; 40, 18, 4: Blareggio; 46, 9, 1: Reihenkolonne; 52, 22, 1: Startigliane; 53, 13, 4: aufmerkſam; 80, 24, 1: hatten; 96, 2, 2: Mönitz; 107, 13, 4: des; 114, 12, 5: ihren; 115, 18, 4: dem; 137, 21, 2: dem; 154, 21, 5: Tulln; 184, 4, 3: neueſten; 199, 15, 2: Jenen; 209, 15, 3: Scheither; 209, 25, 8 und 9: faſt; 230, 10, 5: hart mitgenommen; 237, 10, 1: unterſchätzt, 253, 23, 4: Briare, 255, 25, 1: arme, 264, 24, nach 6: ein; 267, 22, 2: ihren; 268, 3, 3: Uhr; 268, 16, 1: Jüvigny; 274, 9, 7: Iſerethales; 280, 12, 1: nöthig; 288, 13, 2: Fölceis; 298, 20, 4: dem; 328, 1, 3: wurde; 332, 11, 3: Brescello; 351, 19, 9: Oſoppo; 354, 2, 4: Höherer; 358, 26, 1: wurden; 367, 11, 7: mußte; 368, 23, 6: von; 378, 9, 7: auf; 382, 9, 2: den; 388, 21, 3: in.

Seite 222, Zeile von oben 3, iſt das Wort „an" vor die Zahl „120,000" zu ſetzen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02067 0447